<36616001950011 S

<36616001950011

Bayer. Staatsbibliothek

Biogr. Goldoni
464 Bd. L. ital. pag. 203.

Biogr. 464-1

<36615777580015

<36615777580015

Bayer. Staatsbibliothek

S. o. ital. 152

Oc. 6 2476'

Biogr. 464.

S. o ital. 152

~~Oc^b 2476'~~

Biogr. 4644.

Cochin del. 1787. Liebe sc.

Goldoni
über ſich ſelbſt
und
die Geſchichte ſeines Theaters.

Aus
dem Franzöſiſchen überſezt
und
mit einigen Anmerkungen verſehen
von
G. Schaz.

Erſter Theil.

Leipzig,
im Verlage der Dykiſchen Buchhandlung.
Mit Churfürſtl. Sächſ. Privileg.
1788.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

An

Herrn Geheimſekretär

G o t t e r

in Gotha.

Das Vergnügen, mit welchem Sie, theuerſter Freund, die Memoiren des Goldoni geleſen haben, und die Zufriedenheit, die Sie über einige Proben meiner Ueberſetzung äuſſerten, machen mich kühn genug, dieſem Buche Ihren Namen vorzuſetzen.

Die Idee dieſer Ueberſetzung an und für ſich bedarf, glaube ich, keiner weitläufigen Rechtfertigung. Goldoni gehört unſtreitig unter die merkwürdigſten Schriftſteller unſers Jahrhunderts. Ihm gebührt der Ruhm, das komiſche Theater ſeiner Nation aus der Barbarey geriſſen, demſelben eine ganz neue Geſtalt gegeben und es zu einem hohen Grade der Ausbildung gebracht zu

haben, wenn er es gleich noch ziemlich tief unter der Vollkommenheit des franzöſiſchen und engliſchen Theaters laſſen mußte. Während ſeines zweyundſiebenzigjährigen Schriftſtellerlebens hat er **zweyhundert** Theaterſtücke — Trauerſpiele, Tragikomödien, Luſtſpiele, Opern, komiſche Opern und Intermezzo's geliefert, die ihm unter den erſten theatraliſchen Dichtern einen ehrenvollen Plaz erwarben. Das Leben eines ſolchen Schriftſtellers muß jedem Litterator und Theaterfreunde intereſſant ſeyn, und durch die Art und Weiſe, wie es hier von dem Schriftſteller ſelbſt beſchrieben worden, iſt es zu einer unterhaltenden, und zum Theil ſelbſt lehrreichen Lectüre für die ganze Leſewelt gediehen.

Goldoni führte nicht die Lebensart eines einſamen Stubengelehrten. Er durchreiſte in Ge-

ſellſchaft der verſchiedenen Truppen, für die er ſeine Stücke ausarbeitete, einen beträchtlichen Theil von Italien, verließ endlich gar ſein Vaterland und folgte einem Rufe nach Paris, wo er nunmehr ſeit fünfundzwanzig Jahren lebt. Seine Lebensgeſchichte iſt alſo natürlich weit reicher an mannichfaltigen Auftritten und Vorfällen, als das Leben eines Schriftſtellers von Profeſſion gewöhnlich zu ſeyn pflegt. Er hat viel geſehen, viel erlebt und beobachtet, und theilt uns in gegenwärtiger Schrift manches gewiß nicht zu verachtende Fragment ſeiner Beobachtungen mit. Im erſten Bande ſagt er uns von Italien, und im dritten Bande von Frankreich und vorzüglich von Paris verſchiedenes, das, nach allen den unzähligen Schriften über dieſe ſo oft bereiſten und beſchriebenen Länder und Städte, immer noch für leſens-

werth und ſelbſt für neu gelten kann. Der zweite Band, der an ſolchen Nachrichten ärmer iſt, gewinnt dadurch ein andere Art von Intereſſe, daß er Auszüge aus den beſten Stücken des Dichters enthält, die eben ſo viel kleine Romane ausmachen, bey denen man wenigſtens für Langerweile oder gar für dem Einſchlafen ungleich ſicherer ſeyn wird, als bey neun Zehntheilen unſerer gewöhnlichen dickleibigen ſogenannten Originalromane.

Weitſchweifigkeit iſt ſonſt bekanntlich die Erbſünde aller italieniſchen Schriftſteller, und auch Goldoni hat ſich in den Schriften, die er in ſeiner Mutterſprache verfertigte, von dieſem Fehler nicht frey erhalten. Allein in dieſen Memoiren — eine heilſame Folge der Auswanderung des Dichters (die von unſern ſechstauſend Schriftſtellern wenigſtens fünftauſend fünfhunderten an-

zurathen wäre) und der Sprache, in welcher er ſie ſchrieb — findet man gewiß nur ſehr wenige Spuren davon. Im Gegentheil, ſein Styl iſt ſo kurz, ſo gedrängt, ſo hinreißend, als möglich: vielleicht hie und da nur allzu zerſtückelt und aphoriſtiſch. Er geht oft in die kleinſten Details ſeines Lebens hinein, und erzählt kleine Vorfälle und Anekdoten, die an und für ſich wenig bedeuten, durch die ſeelenvolle, warme und naive Manier der Darſtellung aber für jeden Leſer von Geſchmack und Gefühl äußerſt anziehend werden. Der dramatiſche Geiſt des Verfaſſers ſcheint allenthalben hindurch: alles iſt Leben, Handlung, Dialog. Der Vortrag ſo leicht und angenehm, daß man nicht ſowohl ein Buch zu leſen, als vielmehr eine unterhaltende Erzählung aus dem Munde eines Mannes von Welt, Lebhaftigkeit und Laune zu hören glaubt.

Allein eben dieſe Sprache der Converſation iſt es nun aber auch, welche die Arbeit der Ueberſetzung ſo ſehr erſchwert, und es unvermeidlich gemacht hat, daß die Kopie oft weit unter dem Originale bleiben mußte. Bey alle dem Reichthume an Wörtern und Wendungen, den unſere Sprache beſitzt, fehlt es ihr dennoch ſehr an hinlänglicher Geſchmeidigkeit, und an einer nöthigen Anzahl lebhafter und blos der Unterredung eigener Ausdrücke und Sprecharten, die ſich eben ſo weit von dem Jargon des Pöbels, als von der ausgefeilten, künſtlichern Bücherſprache entfernten. Eigentliche vertraute Redensarten (façons de parler familieres), die dem Dialog Wahrheit, Leben und Grazie geben müſſen, fehlen uns faſt ganz, oder, was eben ſo ſchlimm iſt, es ſind Provinzialismen, die nur in ihrer Heimath die beabſichtigte Wirkung

thun, und in den übrigen Provinzen entweder unverſtändlich ſind, oder einen ganz andern Sinn geben, oder doch, entweder zu geſucht, oder zu platt ſcheinen. **Zu platt, oder zu geſucht**, dieß ſind die beiden Klippen, an denen man von jeher den größten Theil unſerer dramatiſchen Dichter und überhaupt der Schriftſteller, die den Ton des Umgangs nachbilden wollten, ſcheitern ſah, und zwiſchen welchen ich mich, ſo gut ich es vermochte, durchzuarbeiten geſucht habe. In wie fern mir dieſe Abſicht gelungen iſt, kommt mir nicht ſelbſt zu beſtimmen zu. Habe ich hie und da an der lezten Klippe angeſtoßen, ſo kam es daher, daß ich die erſte abſichtlich weit mehr, als die lezte vermied.

Der Anmerkungen ſind nur wenige. Sie ſind größtentheils ſehr kurz, aber vielleicht nicht

ganz überflüſſig. Eine Menge Stellen meines Originals waren, ich geſtehe es, eine ſehr verführeriſche Lockung, dieß und jenes, was ich auf dem Herzen hatte, an den Mann zu bringen; allein die Beſorgniß, dieſes an ſich ſchon nicht kleine Buch noch mehr aufzuſchwellen, und eine gewiſſe andere Idee, bewogen mich, die oft ſchon gezückte Feder langſam wieder hinter das Ohr zu ſtecken.

Dieſe gewiſſe andere Idee iſt nichts, als ein Plan, dieſen **drey** Bänden des Goldoni einen **vierten**, als **Anhang** nachfolgen zu laſſen, der enthalten ſoll: **erſtlich** allgemeine Betrachtungen über das Genie des Dichters und ſeine Werke; Zergliederungen einiger ſeiner vornehmſten Charaktere, und Vergleichungen derſelben mit ähnlichen in andern Dichtern, als z. B. die ſeines Geizigen (nach der dreyfachen Behandlung im Avaro,

im Avaro geloſo und im Avare faſtueux) mit dem Avare des Moliere und dem Euclio in der Aulularia des Plautus: zweitens eine Beurtheilung der vorzüglichſten Bearbeitungen Goldoniſcher Stücke von deutſchen Dichtern, und drittens kleine Abhandlungen und einzele ausgeführte Gedanken, die durch verſchiedene Behauptungen Goldoni's in dieſen Memoiren veranlaßt worden. Die Zeit der Erſcheinung dieſes Anhangs hängt allein von dem größern oder geringern Grade von Beyfall ab, mit welchem das Publikum die Ueberſetzung dieſer drey Bände aufnehmen wird. Doch will ich hier zum Troſte derjenigen Leſer, denen mit Unterſuchungen dieſer Art wenig gedient ſeyn möchte, noch erinnern, daß dieſer Anhang — wenn er anders überhaupt nach der angegebenen Bedingung erſcheint — unter

einem eigenen Titel erſcheinen, und keineswweges als ein nothwendiger Theil dieſes Werkes angeſehen werden ſoll.

Das iſt es, was ich vor der Hand über meine Ueberſetzung und über das Buch ſelbſt zu ſagen hatte. Der Verfaſſer deſſelben lebt noch in einem glücklichen und heitern Alter, und ſteht in ſeinem achtzigſten Jahre. Er ‒ ‒ Doch ich vergeſſe, mit wem ich ſpreche: daß ich nicht zu dem Publiko, daß ich zu Ihnen, theuerſter Freund, rede. So geht es. Ein Autor, oder auch nur ein Ueberſetzer — der Schatten eines Autors! — darf einmal von ſich und ſeiner Arbeit zu ſprechen anfangen, und in einem Nu hat er die ganze Welt und alles rein vergeſſen — ſich und ſeine Arbeit ausgenommen.

Erlauben Sie mir, mit einem Wunſche zu ſchließen, der gewiß eben ſo herzlich iſt, als

er blos ſchwärmeriſch klingen mag. Gern würde ich dem Gott der Dichter, und Thalien, der Beſchützerin der komiſchen Bühne, zehn Jahre meines Lebens opfern, wenn ſie die goldnen Träume erfüllen wollten, in deren Schooſe ich mich oft von dem einförmigen Kreisgang meiner Beſchäftigungen und Zerſtreuungen erhole. Wenn ſie hier, in dieſer Stadt

— wo ſich der goldnen Zeit
des Schauſpiels hohe Muſe freute —

den erſtorbenen Geſchmack für das täglich mehr ſinkende deutſche Theater, und durch dieſe aufmunternde Situation zugleich Ihren Genius aus ſeinem Schlummer weckten. Gern würde ich der Göttin der Geſundheit und den Parzen noch zehn andere Jahre meines Lebens opfern, wenn ſie Ihnen noch andere vierzig Jahre friſteten, da-

mit Sie dieſe glückliche Lage zu Ihrem eigenen Vergnügen, zum Beſten der Bühne und zur Ehre unſerer Nation genugſam benutzen, und einſt, nach dem Beyſpiel und in dem Alter des Goldoni, der Welt eine Beſchreibung Ihres Lebens ſchenken könnten, die gewiß eben ſo unterhaltend, und zuverläſſig unendlich lehrreicher ausfallen würde!

Ewig

Gotha
am 15ten Novemb.
1787.

der Ihrige

G. Schaz.

Vorrede
des Verfaſſers.

Man findet kaum einen guten oder ſchlechten Schriftſteller, deſſen Leben nicht an der Spitze ſeiner Werke, oder in den Denkſchriften ſeiner Zeit anzutreffen ſeyn ſollte.

Es iſt wahr, das Leben eines Menſchen ſollte vielleicht immer erſt nach ſeinem Tode erſcheinen; allein, gleichen dieſe Porträts, die aus dem Gedächtniſſe entworfen werden, auch ihren Originalen? — Nimmt ein Freund dieſes Geſchäfte über ſich, ſo wird die Wahrheit durch Lobeserhebungen entſtellt, und thut es ein Feind des Verfaſſers, ſo erhält man für Kritiken — Satiren.

Mein Leben iſt nicht intereſſant. Vielleicht aber findet man einmal, nach langer Zeit, in dem Winkel einer alten Bibliothek, eine Sammlung meiner Werke. Vielleicht iſt man neugierig zu wiſſen, wer dieſer ſonderbare Mann

war, der auf eine Reform des Theaters ſeines Landes losarbeitete, der für das Theater und die Preſſe hundertundfunfzig Schauſpiele, in Proſa und in Verſen, Charakter- und Intrikenſtücke, lieferte, und achtzehn Ausgaben ſeines Theaters erlebte. Man wird dann ohne Zweifel ſagen: „Dieſer Mann mußte ohnſtreitig ſehr reich ſeyn; warum verließ er alſo „ſein Vaterland?“ Ach! ich muß der Nachwelt ſagen, daß Goldoni erſt in Frankreich Ruhe, Bequemlichkeit und ein gemächliches Leben fand, und daß er ſeine Laufbahn mit einem franzöſiſchen Luſtſpiele beſchloß, welches das Glück hatte, auf dem Theater dieſer Nation Beyfall zu finden.

Ich habe immer geglaubt, daß nur der Schriftſteller ſelbſt ein treues und vollſtändiges Gemälde von ſeinem Charakter, ſeinen Anekdoten und Schriften entwerfen, und daß, wenn er die Geſchichte ſeines Lebens bey ſeinen Lebzeiten herausgäbe, und ihm von ſeinen Zeitgenoſſen nicht widerſprochen würde, auch die

Nachwelt ſeine Erzählungen auf Treu und Glauben annehmen könne.

Dieſer Idee zu folge faßte ich — als ich ſah, daß mein Theater, nach der erſten Florentiner Ausgabe, allenthalben geplündert wurde, und daß man, ohne meine Einwilligung, ja ſogar ohne mir die mindeſte Nachricht zu geben, funfzehn Nachdrücke, und was das ſchlimmſte war, funfzehn ſehr ſchlechtgedruckte, fehlerhafte Nachdrücke davon veranſtaltet habe — im Jahr 1760 den Entſchluß, eine neue Ausgabe auf meine Unkoſten herauszugeben, und jedem Bande ein Stück aus meiner Lebensbeſchreibung, ſtatt der Vorrede, vorzuſetzen. Ich hoffte, daß ſonach mit der Beendigung des Werks, auch die Geſchichte meines Lebens und die meines Theaters vollendet ſeyn würde.

Allein ich betrog mich in dieſer Hofnung. Als ich dieſe Ausgabe bey Pasquali in Venedig in 8. mit Kupfern anfing, konnte ich nicht einmal ahnden, daß mich mein Schickſal noch über die Alpen führen würde.

Im Jahre 1761 erhielt ich einen Ruf nach Frankreich, und folgte ihm. Zwar fuhr ich auch hier anfangs noch fort, die Veränderungen und Verbeſſerungen, die ich im Sinne hatte, für die Ausgabe von Venedig zu beſorgen; bald aber verminderte der Wirbel von Zerſtreuungen in Paris, meine neuen Beſchäftigungen, und die Entfernung der Oerter, die Thätigkeit von meiner Seite, und verzögerten die Ausfertigung des Drucks ſo ſehr, daß dieſe Sammlung, die an dreyßig Bände ſtark werden, und in einer Zeit von acht Jahren vollendet ſeyn ſollte, jezt, nach zwanzig Jahren, noch immer bey dem ſiebenzehnten Bande ſteht, und daß ich unmöglich lange genug leben kann, dieſe Ausgabe geendigt zu ſehen.

Was mich jezt für den Augenblick am meiſten beunruhigt und drängt, iſt die Geſchichte meines Lebens. Ich wiederhole es noch einmal, ſie iſt nicht intereſſant; und doch ſind die Proben, die ich in den ſiebenzehn fertigen Bänden davon gegeben habe, ſo wohl aufgenom-

men worden, daß das Publikum mich aufmuntert, fortzufahren; und zwar um deſto mehr, da das bisher geſagte allein meine Perſon betrift, dasjenige aber, was noch zurück iſt, ſich über die Geſchichte meines Theaters insbeſondere, über die Geſchichte des italieniſchen Theaters im Allgemeinen, und zum Theil auch über das franzöſiſche Theater, das ich in der Nähe geſehen habe, ausbreiten wird. Die Sitten dieſer beiden Nationen, eine Vergleichung zwiſchen ihrem Geſchmack, der weſentliche Inhalt alles deſſen, was ich geſehen und beobachtet habe — ſollte das nicht Stoff zu einem Buche abgeben, das für manchen Liebhaber unterhaltend, und ſelbſt lehrreich werden könnte?

Ich gehe alſo an das Werk, und arbeite, ſo lange ich kann, und thue es mit einem unausſprechlichen Vergnügen, um nur ſo bald, als möglich, auf mein liebes Paris zu ſprechen zu kommen, das mich ſo wohl aufgenommen, ſo angenehm beluſtigt, und ſo nützlich beſchäftigt hat.

Den Anfang mache ich damit, daß ich alles dasjenige, was in den hiſtoriſchen Vorreden der ſiebenzehn Bände von der Ausgabe des Pasquali befindlich iſt, umſchmelze und ins Franzöſiſche übertrage. Dieß iſt der Abriß meines Lebens von meiner Geburt bis auf die Epoche, die man in Italien die Reform des italieniſchen Theaters nennt. Man wird ſehen, wie dieſer komiſche Genius, der mich immer beherrſcht hat, ſich ankündigt, wie er ſich entwickelt; man wird die vergeblichen Bemühungen kennen lernen, die man angewendet, mich ihm untreu zu machen, und alles, was ich dieſem gebieteriſchen Abgott meiner Seele, dem ſie immer dienſtbar geblieben iſt, aufgeopfert habe. Dieſes wird den erſten Theil meiner Memoiren einnehmen.

Der zweite Theil wird enthalten das Hiſtoriſche meiner ſämtlichen Stücke; die geheimen Umſtände, die mir oft den Stoff dazu an die Hand gegeben; die gute oder ſchlechte Aufnahme meiner Stücke; die Misgunſt und die

Nebenbuhler, die mein erhaltener Beyfall mir zugezogen; die Kabalen, die ich verachtet, die Kritiken, die ich immer zu ſchätzen gewußt, die Satiren, die ich ſtillſchweigend ertragen, und die Intriken der Schauſpieler, die ich zu Schanden gemacht habe. Man wird ſehen, daß die Menſchheit ſich allenthalben gleich iſt, daß man nirgend dem Neid und der Eiferſucht entgehen kann, und daß es endlich dem ruhigen, kaltblütigen Manne immer doch gelingt, ſich beym Publico beliebt zu machen, und die Rachſucht ſeiner Feinde zu ermüden.

Der dritte Theil meines Buchs wird ſich mit meiner Auswanderung nach Frankreich beſchäftigen. Es macht mir ſo viel Vergnügen, mich recht nach Herzensluſt hierüber auslaſſen zu können, daß ich in Verſuchung gerieth, meine Arbeit damit anzufangen. Doch ich überlegte, daß zu allen Dingen in der Welt etwas Methode erfodert werde. Ueberdieß würde ich ſodann vielleicht genöthigt geweſen ſeyn, die beiden vorhergehenden Bände umzu-

arbeiten, und ich komme ſo ungern auf etwas zurück, das ich einmal aus der Hand gelegt habe!

Das iſt es alles, was ich meinen Leſern zu ſagen habe. Ich bitte ſie, mich zu leſen, und ſo gütig zu ſeyn, mir zu glauben. Die Wahrheit iſt immer meine Lieblingstugend geweſen, und ich habe mich immer wohl bey ihr befunden. Sie hat mir die Mühe, auf Lügen zu ſinnen, und den Verdruß, erröthen zu müſſen, erſpart.

Inhalt.

Erſtes Kapitel.
Meine Geburt und Aeltern. S. 1
Zweites Kapitel.
Meine erſte Reiſe. Unterricht in den ſchönen Wiſſenſchaften. 9
Drittes Kapitel.
Fortſetzung des vorigen Kapitels. Neuer theatraliſcher Zeitvertreib. Ankunft meiner Mutter zu Perugia. 18
Viertes Kapitel.
Meine Reiſe nach Rimini. Studium der Philoſophie. Erſte Bekanntſchaft mit den Schauſpielern. 24
Fünftes Kapitel.
Das Schauſpielerfahrzeug. Ueberraſchung meiner Mutter. Intereſſanter Brief meines Vaters. 32
Sechstes Kapitel.
Rückkehr meines Vaters. Unterredung zwiſchen meinem Vater und mir. Meine neuen Beſchäftigungen. Ein Jugendſtreich. 42
Siebentes Kapitel.
Meine Abreiſe nach Venedig. Flüchtige Ueberſicht dieſer Stadt. Meine Einführung bey dem Procurator. 52

Achtes Kapitel.
Meine Abreiſe nach Pavia. Meine Ankunft in Mailand. Erſte Zuſammenkunft mit dem Marcheſe de' Goldoni. Ueberwundene Schwierigkeiten. S. 61

Neuntes Kapitel.
Einführung ins Collegium. Zerſtreuungen. 70

Zehntes Kapitel.
Meine erſten Ferien. Intereſſante Lectüre. Meine Abreiſe nach Modena. Komiſches Abentheuer. 74

Eilftes Kapitel.
Reiſe nach Pavia. Gutes Glück zu Piacenza. Zuſammenkunft mit dem Marcheſe de' Goldoni. Zweites Jahr im Collegio. 80

Zwölftes Kapitel.
Anmuthige Reiſe. Eine Predigt von meiner Hand. Rückkehr nach Pavia durch die Lombardey. Angenehme Begegnung. Gefahr, ermordet zu werden. Aufenthalt in Mailand beym Marcheſe de' Goldoni. 90

Dreyzehntes Kapitel.
Drittes Jahr im Collegio. Meine erſte und lezte Satyre. Ich werde aus dem Collegio geſtoßen. 99

Vierzehntes Kapitel.
Traurige Reiſe. Mislungene Abſichten. Sonderbare Begegnung. 109

Funfzehntes Kapitel.
Meine Ankunft in Chiozza. Noch etwas von dem ehrwürdigen Pater. Meine Reiſe nach Udine. Nachrichten von dieſer Stadt und der Provinz Friaul. 118

Sechszehntes Kapitel.
Meine ernſthaften Beſchäftigungen. Thereſe, eine luſtige Anekdote. S. 127
Siebenzehntes Kapitel.
Reiſe nach Görz und Wipach. Reizende Landpartie. Abſtecher nach Deutſchland. 143
Achtzehntes Kapitel.
Rückkehr nach Chiozza. Abreiſe nach Modena. Schreckliches Schauſpiel. Hypochondriſche Anfälle. Kur derſelben in Venedig. 154
Neunzehntes Kapitel.
Aufenthalt in Chiozza. Abweſenheit meines jüngern Bruders. Meine neue Beſchäftigung. Anekdote von einer Nonne und einem jungen Kloſterfräulein. 167
Zwanzigſtes Kapitel.
Meine Ankunft in Feltre. Eine Schauſpielertruppe. Geſellſchaftstheater. Meine erſten komiſchen Arbeiten. Meine Verliebung. 179
Einundzwanzigſtes Kapitel.
Moraliſche Betrachtungen. Veränderte Lage meines Vaters. Meine Einſchiffung nach Ferrara. Schlechte Geſellſchaft. Ankunft in Bagnacavallo. Kleine Reiſe nach Faenza. Tod meines Vaters. 188
Zweyundzwanzigſtes Kapitel.
Mein Doctorat. Einige vorher ſich ereignende Umſtände. 196

Dreyundzwanzigſtes Kapitel.

Meine Aufnahme in den Advokatenſtand. Vorſtellung im Gerichtshof. Unterredung mit einem Frauenzimmer. S. 197

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Glückliche Lage eines guten Advokaten. Sonderbarer Zug von einem venetianiſchen Advokaten. Ein Almanach von meiner Hand. Und Amalaſonde, ein lyriſches Trauerſpiel. 212

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Mein erſter Prozeß. Geſchichte mit einer Tante und Nichte. 225

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Fortſetzung des vorigen Kapitels. 237

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Reiſe von Padua nach Mailand. Aufenthalt in Vicenza und Verona. Ueberfahrt über den Gardſee nach Salo. Unerwartete Hülfe in dieſer Stadt. Aufenthalt in Breſcia. Angenehme Begegnung in Bergamo. 243

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Meine Ankunft in Mailand. Erſter Beſuch bey dem venetianiſchen Reſidenten. Vorleſung meiner Amalaſonte. 253

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Aufopferung meiner Amalaſonte. Unvermutheter Beſuch bey dem Reſidenten. Eine noch unerwartetere Hülfe für mich. Ankunft eines Ungenannten in Mailand. Eröfnung des Schauſpiels

durch meine Theilnahme. Kleines Stück von meiner Hand. Abreiſe des Reſidenten nach Venedig. S. 262

Dreyßigſtes Kapitel.

Begegnung ſeiner Venetianerin. Mailand wird von den Soldaten des Königs von Sardinien überrumpelt. Meine Verlegenheit wegen des Kriegs und der Venetianerin. Rückkunft des venetianiſchen Reſidenten nach Mailand. Seine und meine Abreiſe nach Crema. 276

Einunddreißigſtes Kapitel.

Uebergabe des Schloſſes von Mailand. Belagerung von Pizzighetone. Waffenſtillſtand. Uebergabe des Platzes. Neue Beſchäftigung mit theatraliſchen Arbeiten. Ungelegener Beſuch. Bruch zwiſchen dem Miniſter und mir. 287

Zweyunddreißigſtes Kapitel.

Meine Ankunft in Parma. Fürchterlicher Schrecken der Parmeſaner. Schlacht bey Parma 1733. Tod des deutſchen Generals. Anblick des Lagers nach der Schlacht. Veränderter Weg. Verdrüßlicher Zufall für mich. 298

Dreyunddreißigſtes Kapitel.

Gaſtfreyheit des Pfarrers in Caſal Paſturlengo. Ich leſe dem Pfarrer meinen Beliſar vor. Meine Ankunft in Breſcia. Unerwartete Begegnung in dieſer Stadt. Verdrüßliche und doch nothwendige Unterſtützung. Weg nach Verona. 308

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Verona. Das Amphitheater dieſer Stadt, ein Werk der Römer. Komödie bey Tage, gegen den Ge-

brauch in Italien. Glückliche Begegnung. Vorleſung und Annahme meines Beliſar. Meine erſte Verbindung mit den Schauſpielern. S. 316

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Verbindung der Intermezzo's mit dem Luſtſpiele. Die komiſche Oper in der Lombardey und den Staaten der Republik Venedig unbekannt. Die Waiſe, ein Intermezzo. Gut angewendetes Geſchenk des Caſali. Ankunft in Venedig. Anblick dieſer Stadt bey Nachtzeit. Meine Vorſtellung bey dem Nobile Grimaldi. Seine Verſprechungen und meine Hofnungen. 323

Sechsunddreißigſtes Kapitel.

Erſte Vorſtellung des Beliſar. Sein Beyfall. Erſte Vorſtellung der Waiſe — der Roſimonde — der Birba. Schluß der Vorſtellungen. 333

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Aufenthalt unſerer Truppe in Padua. Veränderungen derſelben. Meine Vorliebe für eine ſchöne Schauſpielerin. Griſelda, eine Tragödie. Meine Reiſe nach Udine. Unterredung mit meiner Limonadehändlerin. Verfertigung eines Schauſpiels für die Eröffnung des Theaters in Venedig. Tod der ſchönen Schauſpielerin. 343

Achtunddreißigſtes Kapitel.

Meine Ankunft in Venedig. Unterredung mit meiner Mutter. Ein Schritt, den meine ehemalige

Verlobte thut. Rückkehr meiner Schauſpieler-
geſellſchaft nach Venedig. Meine Neigung für
Madam Paſſalacqua. Ihre Untreue. S. 350

Neununddreißigſtes Kapitel.

Meine Bearbeitung des Feſtin de Pierre unter dem
Titel Don Jouan Tenorio oder der Lüderliche.
Vollkommne Rache an der Paſſalacqua. Meine
Reiſe nach Genua. Ueberſicht dieſer Stadt. Ur-
ſprung der königlichen Lotterie. Meine Verhei-
rathung. Rückkehr nach Venedig. 363

Vierzigſtes Kapitel.

Rückkehr nach Venedig mit meiner Frau. Rinald
von Montalban, eine Tragikomödie. Heinrich,
König von Sicilien, ein Trauerſpiel. Ankunft des
berühmten Harlekin Sacchi und ſeiner Familie in
Venedig. Ihr Eintritt in die Truppe San Sa-
muel. Noch mehrere gute neue Mitglieder.
Der vollkommne Mann, ein Charakterſtück in
drey Akten; theils niedergeſchrieben, theils ſkiz-
zirt. 377

Einundvierzigſtes Kapitel.

Guſtav Waſa, eine Oper. Kurze Ausſchweifung
über Metaſtaſio und Apoſtolo Zeno. Unterre-
dung mit dieſem leztern über meine Oper. Der
Verſchwender, ein Luſtſpiel in drey Akten, zum
Theil geſchrieben, zum Theil ſkizzirt. Klagen
der Maſkenſchauſpieler. Die zweyunddreißig Un-
glücksfälle Harlekins, ein ſkizzirtes Luſtſpiel. Ein

paar Worte über den Harlekin Sacchi. Die kritiſche Nacht, ein ſkizzirtes Luſtſpiel. S. 386

Zweyundvierzigſtes Kapitel.

Meine Standesveränderung. Oronte, König der Scythen, eine Oper. 400

Dreyundvierzigſtes Kapitel.

Verdrüßliche Entdeckung in meinem neuen Amte. Ein ſchwerer Auftrag glücklich zu Ende gebracht. Widerlegte Beſchuldigungen. Zurückbehaltung meiner Renten aus Modena. Ankunft meines Bruders in Venedig. Veränderungen in der Truppe San Samuel. Portrait der Subrette. La donna di garbo, die brave Frau, ein Charakterſtück in drey Akten, in Proſa; der erſte Akt ganz geſchrieben. 404

Vierundvierzigſtes Kapitel.

Anſtalten zu meiner Reiſe. Forderungen meines Bruders. Brief von Genua. Tod der Baccherini. Neuer Auftrag in Venedig. Statira eine ernſthafte Oper. Schlechtes Geſchenk von meinem Bruder. Ränke eines falſchen Hauptmanns. Mein Unſtern. Meine Abreiſe von Venedig. 414

Fünfundvierzigſtes Kapitel.

Einſchiffung nach Bologna. Zufälliger Verdienſt in dieſer Stadt. Schlimme Nachricht. Reiſe nach Rimini. Meine Ankunft in dieſer Stadt. Ich werde dem Herzog von Modena vorgeſtellt. Bemer-

merkungen über das ſpaniſche Lager. Schauſpielertruppe in Rimini. Die Welt im Monde, ein Luſtſpiel. Bewegungen der öſterreichiſchen Truppen. Rückzug der Spanier. S. 426

Sechsundvierzigſtes Kapitel.

Elendes Nachtlager. Schlimme Nachricht. Gewagte Unternehmung. Traurige Begebenheit. Ermüdende Reiſe. Unerwartetes Glück. 436

Siebenundvierzigſtes Kapitel.

Meine Ankunft in Rimini. Glückliche Begegnung. Ehrenvolle und einträgliche Commiſsion. Ich entſage dem genueſiſchen Conſulate. Eine zweite noch einträglichere Commiſsion. Abmarſch der Deutſchen aus Rimini. Sie verfolgen die Spanier. Meine Abreiſe nach Toſkana. 446

Achtundvierzigſtes Kapitel.

Meine Ankunft in Florenz. Ein paar Worte über dieſe Stadt. Reiſe nach Siena. Bekanntſchaft mit dem Ritter Perfetti und ſeinem außerordentlichen Talente. Geſellſchaften in Siena. Weg nach Volterra. Anblick der Catacomben. Vereinigte Seltenheiten in dieſem Lande und in Peccioli. Meine Ankunft in Piſa. 453

Neunundvierzigſtes Kapitel.

Ein paar Worte über die Stadt Piſa. Mein Abentheuer in der Kolonie der Arkadier. Neue Beſchäftigungen. Mein Beyfall und meine Zerſtreuungen. 459

Funfzigſtes Kapitel.

Meine Aufnahme unter die römiſchen Arkadier. Mein neues Luſtſpiel Harlekins verlornes und wiedergefundenes Kind. Intereſſanter Rechtsfall in Piſa. Ein anderer Rechtsfall in Florenz. Meine Reiſe nach Lucca. Außerordentliche Muſik. Reizende Oper. Anmuthiger Weg. S. 469

Einundfunfzigſtes Kapitel.

Meine Rückkehr nach Piſa. Ankunft meines Schwagers aus Genua. Er nimmt meine Frau mit ſich dahin. Unannehmlichkeiten in meinem Beruf. Mein Eifer erkaltet. Sonderbare Unterredung mit einem Schauſpieler. Ein neues auf ſein Verlangen verfertigtes Stück. Meine Reiſe nach Livorno. 479

Zweyundfunfzigſtes Kapitel.

Beſuch des Herrn Medebac, der mich abholt, den Mittag bey ihm zu ſpeiſen. Porträt der Madam Medebac. Ich ſehe mein Luſtſpiel la Donna di Garbo zum erſtenmale. Zergliederung dieſes Stücks Ich engagire mich bey Medebac. Mein Abſchied in Piſa. Meine Abreiſe. 488

Dreyundfunfzigſtes Kapitel.

Mein Abſchied von Florenz. Der Sibillone, eine litterariſche Beluſtigung. Meine Abreiſe von Toſkana, das ich ungern verließ. Weg über die Apenninen. Und durch Bologna und Ferrara. Meine Ankunft in Mantua. Unbequemlichkeiten. Abreiſe nach Modena. Beſorgung meiner Angelegenheiten bey der herzoglichen Bank. Reiſe nach Venedig. 497

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erſtes Kapitel.

Meine Geburt und Aeltern.

Ich bin geboren zu **Venedig**, im Jahre 1707, in einem großen und ſchönen Hauſe, gelegen zwiſchen der Brücke **Nomboli** und **Donna Oneſta**, an der Ecke der Straße **la Cent'anni**, im Kirchſpiele **S. Thomas**.

Julius Goldoni, mein Vater, war in derſelben Stadt geboren, ſeine ganze Familie aber aus **Modena**. **Karl Goldoni**, mein Grosvater, ſtudierte auf der berühmten Univerſität zu **Parma**. Er lernte hier zwey edle Venetianer kennen, und errichtete die vertrauteſte Freundſchaft mit ihnen. Sie beredeten ihn, ihnen nach **Venedig** zu folgen. Sein Vater war todt: ſein Onkel, Obriſter und Commendant von **Finale**, gab ſeine Einwilligung dazu. Er folgte alſo ſeinen Freunden in ihr Vaterland, ließ ſich da nie-

der, erhielt eine anſehnliche und einträgliche Stelle bey der Handelskammer, und wählte zu ſeiner erſten Gattin eine Demoiſelle **Barili**, die von **Modena** gebürtig und die Schweſter von zwey Staatsräthen des Herzogs von **Parma** war. Sie ward meine Grosmutter väterlicher Seite.

Sie ſtarb, und mein Grosvater machte die Bekanntſchaft einer angeſehenen Wittwe, die nur zwey Töchter hatte. Er nahm die Mutter, und gab die älteſte Tochter ſeinem Sohne. Sie gehörten zur Familie **Salvioni**, und hatten, ohne reich zu ſeyn, ein anſtändiges und gutes Auskommen. Meine Mutter war eine artige Brünette: ſie hinkte ein wenig, hatte aber ſonſt viel Anziehendes. Ihr ganzes Vermögen kam in die Hände meines Grosvaters.

Dieſer war ein rechtſchaffener Mann, aber ein ſchlechter Haushalter. Er liebte das Vergnügen, und ſtimmte ſehr gut zu der venetianiſchen Munterkeit. Er hatte ein ſchönes Landhaus, nah am Fluſſe **Sile**, in der **Tarviſer Mark**, drey Meilen von **Venedig**, das dem Herzog von **Maſſa-Carrara** gehörte, gemiethet, und lebte da unter beſtändigen Luſtbarkeiten. Die benachbarten Gutsbeſitzer waren ſehr unzufrieden damit, daß **Goldoni** die Leute vom Lande und die Fremden

alle an ſich lockte. Einer ſeiner Nachbarn gab ſich Mühe, ihm das Haus zu entreißen; mein Grosvater aber ging geradezu nach Carrara, und pachtete alle Güter, die der Herzog in den Staaten der Republik beſaß. Stolz auf ſeinen Sieg kam er zurück, und vergrößerte ſeinen Aufwand. Er gab Oper und Komödie in ſeinem Hauſe; die beſten Schauſpieler, die berühmteſten Virtuoſen ſtanden in ſeinem Solde. Von allen Seiten strömten ihm Beſuche zu. In dieſem Geräuſch, in dieſem Ueberfluſſe bin ich geboren. Konnte ich die Schauſpiele verachten, und ein Feind der Fröhlichkeit werden?

Meine Mutter brachte mich faſt ohne Schmerzen zur Welt, und liebte mich deshalb nur deſto mehr. Als ich das Licht zum erſtenmal erblickte, kündigte ich mich nicht durch Schreyen an. Dieſes ſanfte Weſen verrieth gleich anfangs meinen friedfertigen Charakter, der ſich in der Folge auch niemals verläugnet hat.

Ich war der Liebling meines Hauſes. Meine Wärterin rühmte meinen Verſtand, meine Mutter ſorgte für meine Erziehung, mein Vater für mein Vergnügen. Er ließ ein Marionettentheater bauen, das er ſelbſt mit drey oder vier von ſeinen Freunden in Bewegung ſetzte, und ich

fand, in einem Alter von vier Jahren, dieſen Zeitvertreib ganz köſtlich.

Im Jahr 1712 ſtarb mein Grosvater. Eine Luſtpartie zog ihm einen Fluß auf der Bruſt zu, der ihn nach ſechs Tagen in das Grab brachte. Meine Grosmutter folgte ihm bald nach. Dieß iſt der Zeitpunkt einer ſchrecklichen Veränderung in unſerer Familie, die auf einmal aus dem beſten Wohlſtande in die unbehäglichſte Mittelmäſſigkeit herabſank.

Mein Vater hatte nicht die Erziehung erhalten, die er hätte erhalten ſollen. Es fehlte ihm nicht an Kopf, der aber gänzlich vernachläßigt worden war. Er war nicht im Stande, das Amt ſeines Vaters zu behalten, das ein ſchlauer Betrüger ihm mit guter Manier zu entreißen wußte. Die freyen Güter in Modena waren längſt verkauft, die ſubſtituirten verpfändet. Nichts blieb übrig, als die venetianiſchen Güter, die das Heirathsgut meiner Mutter, und das Leibgedinge meiner Tante ausmachten.

Zum Uebermaaß des Unglücks brachte meine Mutter ein zweites Kind zur Welt, meinen Bruder Johann Goldoni. Mein Vater gerieth hierüber in nicht geringe Verlegenheit; da er aber eben kein Freund davon war, unter der drückenden

Laſt trauriger Betrachtungen zu ſchmachten, ſo war ſein Entſchluß bald gefaßt. Er that, um ſich zu zerſtreuen, eine Reiſe nach Rom. In dem folgenden Kapitel will ich erzählen, was er dort vornahm, und was aus ihm ward. Jezt kommen wir auf mich, den Helden der Geſchichte, zurück.

Meine Mutter blieb allein mit ihrer Schweſter und ihren beiden Kindern an der Spitze des Hauſes. Den jüngern Sohn gab ſie in Penſion, und beſchäftigte ſich einzig mit mir. Ihr Wille war, mich unter ihren Augen zu erziehen. Ich war ſanft, ſtille, gehorſam: in meinem vierten Jahre konnte ich leſen, ſchreiben, wußte meinen Catechismus auswendig, und bekam einen Hauslehrer.

Ich liebte die Bücher ſehr, lernte mit Leichtigkeit die Grammatik und die Anfangsgründe der Geometrie und Rechenkunſt; allein meine Lieblingslectüre waren komiſche Schriftſteller. Die kleine Bibliothek meines Vaters war ziemlich damit verſehen; ich verwendete jeden Augenblick, der mir frey gelaſſen wurde, auf ſie, und ſchrieb ſogar die Stücke, die mir das meiſte Vergnügen machten, ab. Meine Mutter war zufrieden, daß ich mich nicht mit kindiſchen Spielen beſchäftigte,

und bekümmerte ſich weiter nicht um die Wahl meiner Lectüre.

Unter allen komiſchen Schriftſtellern, die ich las und wiederlas, gab ich dem Ciccognini den Vorzug. Dieſer florentiniſche Autor, der in der Gelehrtenrepublik nur wenig bekannt worden iſt, hat verſchiedene Intriguenſtücke verfertigt, die eine ſeltſame Miſchung von weinerlichem Pathos und trivialer komiſcher Laune ſind. Bey alle dem ſind ſie nicht ganz ohne Intereſſe. Er verſtand die Kunſt, die Erwartung hinzuhalten, und war beſonders glücklich in den Entwickelungen. Ich gewann ihn ſehr lieb, ſtudierte ihn fleiſſig, und hatte die Verwegenheit, im achten Jahre meines Alters ſelbſt eine Komödie zu entwerfen.

Meine Wartfrau war die erſte Perſon, der ich mich hierüber anvertraute. Sie fand meine Komödie vortreflich. Meine Tante lachte mich aus, meine Mutter gab mir einen Verweis und umarmte mich zu gleicher Zeit: mein Lehrer behauptete, es wäre mehr Witz und Verſtand darin, als ſich mit meinem Alter vertrüge. Das ſonderbarſte bey der Sache war, daß mein Pathe, ein Rechtsgelehrter, der mehr Geld als Einſicht hatte, ſich niemals bereden ließ, ſie für meine

eigene Arbeit anzuerkennen. Er behauptete, mein Lehrer habe ſie durchgeſehen und verbeſſert. Dieſer fand das Urtheil unanſtändig und beleidigend. Der Streit wurde heftiger: zum Glück kam eine dritte Perſon dazu, und brachte ſie aus einander.

Herr Valle' war es, in der Folge Abt Valle', aus Bergamo. Als Freund vom Hauſe hatte er mich an dieſem Stücke arbeiten ſehen, und war Zeuge meiner Kindereyen und meiner Einfälle geweſen. Ich hatte ihn gebeten, gegen niemand etwas davon zu ſagen. Er hatte mein Geheimniß bewahrt; bey dieſer Gelegenheit aber brachte er den Ungläubigen zum Schweigen, und ließ meiner glücklichen Anlage Gerechtigkeit wiederfahren.

In dem erſten Bande meiner Ausgabe des Pasquali habe ich zum Beweis der Wahrheit mich auf den Abt Valle' berufen, der im Jahre 1770 noch am Leben war. Ich ſah voraus, daß noch andere Pathen mir ihren Glauben verſagen würden.

Der Leſer frage mich nicht nach dem Titel meines Stücks, denn ich kann ſeine Neugierde nicht befriedigen. Das iſt eine Kleinigkeit, an die ich

ſelbſt bey ſeiner Verfertigung nicht einmal gedacht hatte. Jezt würde es nur an mir liegen, ihm einen Namen zu geben, wenn ich Luſt hätte, die Sachen zu verſchönern, und nicht vielmehr ſie ſo zu erzählen, wie ſie ſind. Mit Einem Worte, dieſes Luſtſpiel, oder beſſer zu ſagen, dieſe kindiſche Poſſe lief in allen Geſellſchaften meiner Mutter umher. Auch mein Vater erhielt eine Abſchrift davon, und — nun iſt es Zeit auf ihn zurückzukommen.

Zweites Kapitel.

Meine erſte Reiſe. Unterricht in den ſchönen Wiſſenſchaften.

Mein Vater wollte nur ein paar Monate in Rom bleiben, und blieb vier Jahre dort. Er hatte in dieſer großen Hauptſtadt der chriſtlichen Welt einen vertrauten Freund, den Herrn **Alexander Bonicelli**, einen gebornen Venetianer, der eine reiche Römerin geheirathet hatte, und ſich in ſehr glänzenden Umſtänden befand.

Herr **Bonicelli** empfing ſeinen Freund **Goldoni** auf das zärtlichſte, gab ihm eine Wohnung in ſeinem Hauſe, ſtellte ihn ſeinen ſämtlichen Bekannten vor, und empfahl ihn auf das Beſte an Herrn **Lanciſi**, erſten Leibarzt und geheimen Kämmerer **Clemens XI.** Dieſer berühmte Doctor, der die Republik der Gelehrten und vorzüglich ſeine Wiſſenſchaft mit vortreflichen Werken bereichert hat, nahm außerordentlichen Antheil an meinem Vater, der Verſtand beſaß und Beſchäftigung ſuchte.

Lanciſi gab ihm den Rath, ſich auf die Arzneywiſſenſchaft zu legen, und verſprach ihm zugleich ſeine Gunſt, ſeinen Beyſtand und ſeine Für-

ſprache. Mein Vater nahm den Vorſchlag an, ſtudierte im Collegio della Sapienza, und erhielt den erſten praktiſchen Unterricht im Heil. Geiſts Hoſpitale. Nach Verlauf von vier Jahren erhielt er die Doctorwürde, ſein Mäzen ſchickte ihn nach Perugia, wo er ſich erſt einige Erfahrung ſammlen ſollte.

Der Debût meines Vaters war ſehr glücklich. Er brauchte die Vorſicht, alle Krankheiten, die er nicht kannte, zu vermeiden: ſeine Patienten wurden geſund, und der venetianiſche Doctor war nun weit und breit der Modedoctor.

Vielleicht war mein Vater auch ein guter Arzt; wenigſtens war ſein Umgang der angenehmſte von der Welt. Er verband mit der natürlichen Anmuth ſeines Landes den Ton der guten Geſellſchaft, in welcher er gelebt hatte. So erwarb er ſich die Hochachtung und Freundſchaft der Bailloni und Antinori, der beiden edelſten und reichſten Familien in Perugia.

In dieſem Lande nun, und in dieſer glücklichen Lage erhielt er das erſte Probeſtück von den Talenten ſeines älteſten Sohnes. Jene Komödie, ſo roh ſie der Natur der Sache nach ſeyn mußte, ſchmeichelte ihm unendlich, denn er berechnete nach den erſten Grundſätzen der Arithmetik, daß, wenn

neun Jahre vier Quentchen Witz gäben, achtzehn Jahre zwölf Quentchen geben könnten, und daß man es, nach aufſteigender Progreſſion, endlich wohl bis zum Grad der Vollkommenheit bringen könnte.

Und ſo entſchloß er ſich, mich zu ſich zu nehmen. Das war ein Donnerſchlag für meine Mutter. Sie widerſezte ſich Anfangs, ſchwankte in der Folge, und gab endlich nach. Die beſte Gelegenheit von der Welt bot ſich an. Unſere Familie war genau mit der Familie des Grafen Rinalducci de' Rimini verbunden, der damals mit ſeiner Gemahlin und Tochter zu Venedig lebte. Der Pater Abbe' Rinalducci, ein Benedictiner und Bruder des Grafen, hatte eine Reiſe nach Rom vor. Er erbot ſich, über Perugia zu gehen, und mich hinzubringen.

Mein Reiſebündel war gemacht, der Zeitpunkt der Abreiſe und Trennung nahte ſich. Ich ſage nichts von den Thränen meiner zärtlichen Mutter. Wer Kinder gehabt hat, kennt dieſe grauſamen Augenblicke. Ich war ihr herzlich zugethan, ihr, die mich unter ihrem Herzen getragen, die mich erzogen und geliebkoßt hatte. Doch die Vorſtellung einer Reiſe iſt eine zu reizende Zerſtreuung für einen jungen Menſchen.

Wir, Pater Rinalducci und ich, ſchifften uns im Hafen von Venedig in einer Art von Felucke ein, die den Namen Peata-Zuecchina führt, und ſegelten nach Rimini. Die See machte mir keine Unbequemlichkeit, im Gegentheil hatte ich vortreflichen Appetit. An der Mündung des Fluſſes Marecchia landeten wir, wo wir die Pferde, die uns erwarten ſollten, in Bereitſchaft fanden.

Man hieß mich zu Pferde ſteigen, allein, wer ſich in der größten Verlegenheit befand, das war ich. In Venedig ſieht man keine Pferde auf den Straßen: es giebt zwar zwey Reitbahnen, ich war aber zum Unterricht auf denſelben noch zu jung geweſen. Ich hatte in meiner Kindheit Pferde auf dem Felde geſehen, allein ich ſcheute ſie, und hatte nie gewagt, mich ihnen zu nähern.

Die Wege, die man durch Umbrien zu machen hat, ſind ſteil und bergicht. Pferde ſind für die Reiſenden die bequemſte Manier fortzukommen, und ſo mußte ich mich wohl entſchließen. Man faßte mich quer über den Leib, und warf mich auf den Sattel.... Barmherzigkeit! da gab es Stiefeln, Steigbügel, Zaum, Peitſche — — Ich wußte in meinem Leben keinen Rath, das

alles unterzubringen. Ich wurde wie ein Sack hin und her geworfen. Der ehrwürdige Pater lachte von Herzen, die Bedienten machten ſich über mich luſtig: ich lachte endlich ſelbſt. Nach und nach ward ich mit meinem Klepper bekannter: ich regalirte ihn mit Brod und Früchten. So wurden wir gute Freunde und kamen nach ſechs Tagereiſen in Perugia an.

Mein Vater war erfreut, mich zu ſehen, und noch mehr, mich ſo geſund und friſch zu ſehen. Ich erzählte ihm mit einer wichtigen Miene, daß ich den Weg zu Pferde gemacht habe. Er wünſchte mir lächelnd Glück, und umarmte mich zärtlich.

Ich fand unſere Wohnung ſehr unangenehm, in einer ſteilen und häßlichen Gaſſe, und bat meinen Vater, auszuziehen. Dieſe Bitte aber konnte er mir nicht gewähren. Das Haus ſtieß an den Palaſt **Antinori**: er bezahlte keinen Miethzins, und war ſo in der Nähe der Nonnen von **Santa Catharina**, die ihn zum Arzt gewählt hatten.

Ich beſah die Stadt, und mein Vater führte mich ſelbſt allenthalben herum. Der Anfang wurde mit der prächtigen Kirche des heiligen **Lorenzo** gemacht, welche die Cathedralkirche des

Landes iſt, und wo man den Ring, mit welchem der heil. Joſeph ſich der Jungfrau Maria verlobte, aufbewahrt und zeigt. Dieſes iſt ein bläulicher, durchſichtiger Stein, mit einer plumpen Einfaſſung. So habe ich ihn wenigſtens geſehen; denn man erzählt, daß dieſer Ring auf eine wunderbare Art für die verſchiedenen Augen der Beobachter Farbe und Geſtalt verändere.

Mein Vater führte mich in die Citadelle, die Paul III. zu einer Zeit, wo Perugia der republikaniſchen Freiheit genoß, unter dem Vorwande, die Perugianer mit einem Hoſpitale für Kranke und Pilgrimme zu beſchenken, anlegen ließ. Auf Wagen, die mit Stroh beladen waren, wurden Kanonen hineingeſchafft, und dann rief man: „Wer ſoll leben?“ Die armen Leute mußten wohl antworten „Paul III.“

Ich ſah ſchöne Häuſer, ſchöne Kirchen, artige Spaziergänge. Endlich fragte ich: „giebt es „nicht auch ein Schauſpielhaus hier?“ Man ſagte mir: Nein. — „So bleibe ich,“ war meine Antwort, „ſo bleibe ich für alle Reichthümer der „Welt nicht hier.“

Nach Verlauf einiger Tage entſchloß ſich mein Vater, mich meine Studien fortſetzen zu laſſen. Das war billig, und mein ganzer Wunſch. Die

Jeſuiten hatten den meiſten Ruf; mein Vater bot mich ihnen an, und ich wurde ohne Schwierigkeit angenommen.

Der Unterricht in den ſogenannten freyen Künſten und Wiſſenſchaften wird in Italien nicht in ſo viel Klaſſen gegeben, als in Frankreich. Man kennt dort nur dreye: untere Grammatik, obere Grammatik, oder eigentlich Humaniora, und Rhetorik. Wer ſeine Zeit gut anwendet, kann binnen drey Jahren den ganzen Curſus vollenden.

Ich hatte zu Venedig das erſte Jahr des Unterrichts genoſſen, und hätte nun in die obere Klaſſe kommen ſollen: aber die Zeit, die ich verloren, die Zerſtreuung der Reiſe, die neuen Lehrer, an die ich mich gewöhnen mußte, alles das bewog meinen Vater, mich den Unterricht wieder von vorne anfangen zu laſſen; woran er ſehr wohl that. Denn du ſollſt gleich hören, lieber Leſer, wie der venetianiſche Grammatiker, der ſich nicht wenig darauf zu gute that, ein Theaterſtück verfertigt zu haben, auf einmal von ſeiner ſtolzen Höhe herabſtürzte.

Das Schuljahr war ſchon weit vorgerückt; man nahm mich alſo als einen ſehr gebildeten und für die obere Klaſſe hinlänglich unterrichteten Schü-

ler in die untere Klaſſe auf. Man fragte mich, ich antwortete ſchlecht; man ließ mich überſetzen, ich ſtotterte; ich ſollte ins Lateiniſche übertragen, die Menge Barbarismen und Solöciſmen! Man höhnte mich aus; ich ward der Gegenſtand des Spottes unter meinen Kameraden: ſie forderten mich zu Wettſtreiten auf, und alle meine Kämpfe waren Niederlagen. Mein Vater gerieth ganz außer ſich. Auch ich war erſtaunt, und auf der empfindlichſten Seite angegriffen. Ich konnte mirs nicht anders erklären, ich mußte behext ſeyn.

Die Ferien kamen nun heran, und man mußte das Specimen einliefern, das man in Italien il latino del paſſagio nennt. Denn dieſe kleine Arbeit entſcheidet über das Verdienſt der Schüler, ob ſie in eine obere Klaſſe fortgeſezt werden, oder in der vorigen noch länger bleiben ſollen. Das lezte war das Schickſal, das mir, wenn es noch ſo gut ging, bevorſtand.

Der Tag kam, der Lehrer dictirte, die Schüler ſchrieben, jeder that ſein möglichſtes. Ich nahm alle meine Kräfte zuſammen, ich ſtellte mir meine Ehre, meinen Ehrgeiz, meinen Vater, meine Mutter vor; ich blickte auf meine Nachbarn, die mich über die Achſel anſahen und lach-

ten.

ten. Facit indignatio verſum! Wuth und Scham begeiſterten mich. Ich las mein Thema, ich fühlte meinen Kopf frey, meine Hand leicht, mein Gedächtniß offen und voll. Ich werde eher fertig als die andern, ſiegle mein Papier zu, überreiche es dem Lehrer, und gehe zufrieden mit mir ſelbſt davon.

Acht Tage darauf wurden die Schüler zuſammengerufen, und die Entſcheidung des Collegiums bekannt gemacht. Erſter Aufruf: **Goldoni, in die obere Klaſſe!** Auf einmal ſchreyt die ganze Klaſſe laut auf, und erlaubt ſich die unanſtändigſten Einfälle. Meine Ueberſetzung ward laut vorgeleſen. Kein Fehler in der Rechtſchreibung! Der Lehrer forderte mich aufs Katheder. Ich ſtand auf, und wollte hingehen, als — ich meinen Vater an der Thüre erblickte, und mich in ſeine Arme warf.

Drittes Kapitel.

Fortſetzung des vorigen Kapitels. Neuer theatraliſcher Zeitvertreib. Ankunft meiner Mutter zu Perugia.

Der Pater Regens hatte eine beſondere Unterredung mit mir. Er wünſchte mir Glück, und ſagte, daß er, ohnerachtet der groben Fehler, die ich mir von Zeit zu Zeit in meinen gewöhnlichen Lectionen zu Schulden kommen lieẞe, aus einigen glücklichen Zügen, die er hier und da in meinen Aufſätzen und Ueberſetzungen entdeckt, geſchloſſen habe, daß es mir nicht an Kopf fehlen könne. Er ſezte hinzu, der lezte Verſuch habe ihn überzeugt, daß ich mich bisher nur aus Bosheit verſteckt habe, und ſcherzte viel über die Verſchlagenheit der Venetianer.

„Sie erweiſen mir zu viel Ehre, ehrwürdiger „Vater,“ antwortete ich ihm: „ich habe die drey „Monate zu viel gelitten, als daß es mir hätte „einfallen können, mich auf meine eigene Unkoſten „luſtig zu machen. Nein, ich ſtellte mich nicht „blos unwiſſend, ich war es wirklich; und der „lezte Vorfall iſt ein Phänomen, das ich mir ſelbſt „nicht zu erklären weiß.“

Der Pater ermahnte mich, in meinem Fleiße nicht nachzulaſſen, und da er ſelbſt an die obere Klaſſe kommen ſollte, in die man mich aufnehmen wollte; ſo verſicherte er mich zugleich ſeiner beſondern Gewogenheit.

Mein Vater, der nun von neuem wieder mit mir zufrieden war, dachte darauf, wie er mich belohnen und die Ferien über beluſtigen wollte. Er wußte, daß ich ein Liebhaber von Schauſpielen war, und er ſelbſt war es nicht weniger. Er brachte alſo eine Geſellſchaft junger Leute zuſammen: man gab ihm einen Saal im Palaſt Antinori, er ließ ein kleines Theater aufbauen, unterrichtete die Acteurs ſelbſt, und ſo ſpielten wir Komödie.

In dem päbſtlichen Gebiete, ausgenommen die drey Legationen, *) werden keine Frauensperſonen auf der Bühne geduldet. Ich war jung, und nicht häßlich, man theilte mir alſo eine Weiberrolle, und zwar die Hauptrolle zu, und ließ mir den Prolog herſagen.

*) Büſching nennt fünf Legationen oder vornehme Gouvernements, Bologna, Urbino, Ravenna, Ferrara und Avignon.

Dieſer Prolog war ein ſo einziges Ding in ſeiner Art, daß er mir nie aus dem Gedächtniß entfallen iſt, und ich alſo meinen Leſern wenigſtens eine Probe davon mittheilen kann. In dem verfloſſenen Jahrhunderte war die italieniſche Litteratur in großes Verderbniß gerathen. Proſe und Poeſie gingen beide auf Stelzen. Metaphern, Hyperbeln, Antitheſen mußten die Stelle des geſunden Menſchenverſtandes vertreten. Dieſer verwilderte Geſchmack war im Jahr 1720 noch nicht ganz ausgerottet, und mein Vater ſelbſt ziemlich davon angeſteckt. Hier iſt der Anfang des ſchönen Stückchens, das ich herſagen mußte.

Benigniſſimo Cielo! — ich redete die Zuſchauer an — ai rai del voſtro ſplendidiſſimo ſole, eccoci qual furfalle, che ſpiegando le debole ali de' noſtri concetti, portiamo a ſi bel lume il volo &c. Welches auf gut Deutſch ungefähr ſo lauten würde: „Gütigſter Himmel, ſieh uns hier gleich Schmetterlingen in den Strahlen deiner glänzenden Sonne ſchweben, und auf den ſchwachen Flügeln unſerer Ausdrücke unſern Flug gegen dein ſchönes Licht erheben,“ u. ſ. w.

Dieſer Prolog brachte mir einen ganzen Scheffel Biſquit und Zuckerwerk ein, das man auf das Theater warf, und worunter ich faſt erſtickte. Dieß iſt in dem Kirchenſtaate die gewöhnliche Manier, ſeinen Beyfall zu bezeigen.

Das Stück, worin ich geſpielt hatte, hieß la Sorellina di don Pilone. Ich wurde ſehr applaudirt, denn an Oertern, wo Schauſpiele ſelten ſind, laſſen ſich die Zuſchauer leicht befriedigen.

Mein Vater bemerkte, daß ich alles richtig gefaßt hatte, was ich ſagte, und demohngeachtet niemals ein guter Schauſpieler werden würde. Er betrog ſich nicht.

Unſere Vorſtellungen dauerten ununterbrochen bis ans Ende der Ferien fort. Beym Anfange der Schulübungen nahm ich meinen beſtimmten Platz ein: zu Ende des Jahres kam ich in die obere Klaſſe, und vollendete meinen Curſus auf eine Art, die mir die Zufriedenheit der Jeſuiten erwarb. Sie erzeigten mir die Ehre, mir eine Stelle in ihrem Orden anzubieten, die ich aber ablehnte.

Während der Zeit trugen ſich viele Veränderungen in unſerer Familie zu. Meine Mutter konnte die Entfernung von ihrem älteſten Sohne

nicht länger ertragen, ſie bat ihren Mann, entweder nach Venedig zurückzukommen, oder zu erlauben, daß ſie zu ihm käme.

Nach vielen Briefen und Debatten wurde beſchloſſen, Madam Goldoni, ihre Schweſter und ihr jüngerer Sohn ſollten kommen, und ſich wieder mit der übrigen Familie vereinigen. Und das geſchah denn auch.

Meine Mutter konnte ſich in Perugia nicht eines einzigen geſunden Tages erfreuen. Die Luft des Landes war ihr zuwider. Geboren in dem ſanften Klima von Venedig, hatte ſie ſich ſo daran gewöhnt, daß ſie der rauhen Witterung eines gebirgigen Landes nicht widerſtehen konnte.

Sie litt viel, ſah ſich mehr als einmal an dem Rande des Grabes, und ertrug dennoch alle Mühſeligkeiten und Gefahren ſo lange, als ſie meinen Aufenthalt in dieſer Stadt für nöthig hielt: denn ſie fürchtete mehr als alles, daß meine Studien, in denen ich ſo weit fortgerückt war, unterbrochen werden möchten.

Mein Curſus war nun mit der Rhetorik beendigt, ſie lag alſo meinem Vater immer mehr an, ihre Wünſche zu erfüllen, und er ließ ſich bereit und willig finden. Der Tod ſeines Beſchützers

Antinori hatte ihm manche Unbequemlichkeit zugezogen; die Aerzte in Perugia ſahen mit neidiſchen Augen auf ihn: er faßte alſo den Entſchluß, dieſe Stadt zu verlaſſen, und ſich wiederum den Sümpfen des adriatiſchen Meeres zu nähern.

Viertes Kapitel.

Meine Reiſe nach Rimini. Studium der Philoſophie. Erſte Bekanntſchaft mit den Schauſpielern.

Dieſer Plan war in wenig Tagen ausgeführt. Wir kauften einen vierſitzigen Wagen: mein jüngerer Bruder ward mit untergeſteckt. Wir wählten den Weg über Spoleti, als den bequemſten, und kamen zu Rimini an, wo die ganze Familie des Grafen Rinalducci verſammelt war, die uns auf das freundſchaftlichſte empfing.

Nichts mußte mir angelegener ſeyn, als nicht zum zweitenmale eine Lücke in meinen litterariſchen Beſchäftigungen einreißen zu laſſen. Mein Vater beſtimmte mich ſeiner Wiſſenſchaft, und ich ſollte nun vorerſt Philoſophie ſtudieren.

Die Dominikaner von Rimini hatten in der Logik einen großen Ruf. Dieſe Wiſſenſchaft iſt das Thor, durch welches man zu allen übrigen phyſiſchen und ſpekulativen Doctrinen eingeht. Der Graf Rinalducci verſchaffte uns die Bekanntſchaft des Prof. Candini, deſſen Aufſicht ich untergeben wurde.

Der Graf konnte mich nicht bey ſich behalten, man that mich alſo zu dem Herrn Battaglini, Handelsmann und Banquier, und Freund und Landsmann meines Vaters, in Penſion. Ohnerachtet aller Vorſtellungen und Thränen meiner Mutter, die ſich gern niemals wieder von mir getrennt hätte, ſezte die ganze Familie ihren Weg weiter nach Venedig fort, wo ich ſie nicht eher wiederſehen ſollte, als ſie es für gut finden würde, mich zurückzurufen.

Sie ſchifften ſich nach Chiozza auf ein Fahrzeug nach Landesart ein. Der Wind war günſtig: ſie kamen in kurzer Zeit an. Meine Mutter aber hatte ſich ſehr ermüdet, und ſie mußten hier einige Raſttage halten.

Chiozza iſt eine Stadt, vier Meilen von Venedig, und eben ſo wie dieſe auf eingerammten Pfählen gebaut. Man giebt ihr 40,000 Einwohner, lauter gemeine Leute, Fiſcher, Matroſen, Weibsperſonen, die grobe Spitzen verfertigen, mit denen man einen beträchtlichen Handel treibt; und nur ſehr wenige Perſonen, die ſich über den Pöbel erheben. Alle Einwohner werden hier zu Lande in zwey Klaſſen getheilt, in Arme und Reiche. Wer eine Perucke und Mantel trägt, gehört in die Klaſſe der Reichen, da hin-

gegen alle übrigen, die blos eine Mütze und Ueberſchlag tragen, unter die Armen gezählt werden. Mit dieſer Eintheilung verträgt es ſich nun freylich recht gut, daß bisweilen die Armen viermal mehr Geld haben, als die Reichen.

Meine Mutter befand ſich ſehr wohl in dieſer Gegend. Die Luft von Chiozza war faſt dieſelbe, als an ihrem Geburtsorte: ihre Wohnung war ſchön: ſie genoß einer angenehmen Ausſicht, und einer reizenden Freyheit. Ihre Schweſter war die Gefälligkeit ſelbſt, mein Bruder ein kleines Kind, das kaum ſprechen konnte. Mein Vater hatte einen Plan entworfen, den er ſeiner Gattin mittheilte, die ihn ſehr billigte.

„Ich mag," ſagte er, „nicht ehe wieder nach „Venedig zurückkehren, als bis ich dort niemanden zur Laſt zu ſeyn brauche. Ich will alſo erſt „nach Modena gehen, und dort unſere Familien„angelegenheiten in Ordnung bringen." Dieſes that er auch wirklich, und ſo befand ſich mein Vater zu Modena, meine Mutter zu Chiozza, und ich mich zu Rimini.

Ich ward krank, und die Blattern zeigten ſich; zum Glück waren ſie gutartig. Herr Bataglini ließ meinen Aeltern nicht eher etwas davon wiſſen, als bis ich außer aller Gefahr war.

Man kann unmöglich beſſer gewartet und gepflegt werden, als ichs in dieſem Hauſe ward. Ich konnte kaum wieder ausgehen, als mein aufmerkſamer und für mein Beſtes beſorgter Wirth, in mich drang, meine Lectionen bey dem Prof. Candini fortzuſetzen.

Ich ging wider meinen Willen hin. Dieſer Profeſſor, dieſer weitberühmte Mann machte mir mit aller ſeiner Klugheit, Sanftmuth und Gelehrſamkeit tödtliche Langeweile. Er hatte in der That nicht geringe Verdienſte, hing aber mit Leib und Seele der Lehre des Thomas von Aquino an, und wagte ſich kein Haarbreit von ſeiner hergebrachten Methode zu entfernen. Seine ſcholaſtiſchen Umſchweife kamen mir unnütz, ſeine Barbara und Baraliptons lächerlich vor. Ich ſchrieb nach, was er dictirte, aber anſtatt zu Hauſe meine Hefte zu repetiren, nährte ich meinen Geiſt mit einer nützlichern und anmuthigern Philoſophie: ich ſtudierte den Plautus, Terenz, Ariſtophanes, und die Fragmente des Menander.

Es iſt wahr, ich glänzte eben nicht in dem Zirkel meiner Bekannten, doch beſaß ich Geſchicklichkeit genug, ihnen fühlen zu laſſen, daß es weder dumme Faulheit noch plumpe Unwiſſenheit wäre, die mich gegen den langweiligen und ermü-

denden Unterricht unſers Lehrers ſo gleichgültig mache. Zum Glück fand ich mehrere, die eben ſo dachten, wie ich.

Die moderne Philoſophie hatte damals die beträchtlichen Fortſchritte noch nicht gemacht, die ihr in der Folge geglückt ſind. Damals mußte man ſich noch, und vorzüglich mußten es die Geiſtlichen thun, entweder zu der Philoſophie des **heil. Thomas**, oder der Philoſophie des **Duns Scotus**, oder zur peripathetiſchen, oder zur vermiſchten Philoſophie bekennen, die aber ſämtlich, ohne Ausnahme, ſich gleich weit von der Philoſophie des geſunden Menſchenverſtandes entfernten.

Der Langenweile, die mich drückte, zu entgehen, war ich bedacht, mir irgend eine angenehme Zerſtreuung zu verſchaffen. Bald bot ſich auch eine Gelegenheit dar, die ich benutzte, und man wird hoffentlich nicht übelzufrieden ſeyn, mich aus dem Zirkel der Philoſophie unter eine Truppe Komödianten zu begleiten.

Es hielt ſich damals eben eine zu **Rimini** auf, die mir unvergleichlich vorkam. Hier ſah ich zum erſtenmale Frauenzimmer auf dem Theater, und fand, daß das die Scene auf eine ganz vorzügliche Art zierte und belebte. **Rimini** gehört zur Legation von **Ravenna**, die Frauensperſonen werden

hier auf dem Theater zugelaſſen, und man ſieht nicht, wie zu Rom, Mannsperſonen ohne Bart, oder mit halben keimendem Barte.

Die erſten Tage über, als ich das Schauſpiel beſuchte, trat ich ganz beſcheiden ins Parterre, als ich aber junge Leute meines Gleichen in den Kuliſſen gewahr ward, ſo wagte ich einen Verſuch, auch hinzukommen, und fand nicht die geringſte Schwierigkeit. Ich betrachtete die Demoiſellen mit halben verſchämten Blicken, ſie aber ſahen mir ſteif ins Auge. Nach und nach ward ich zahmer, ein Wort gab das andere, eine Frage die andere. Sie erfuhren, daß ich ein Venetianer wäre. Sie waren alle Landsleute von mir, und überhäuften mich mit Höflichkeiten und Liebkoſungen. Selbſt der Directeur wußte ſich nicht verbindlich genug gegen mich zu benehmen: er bat mich zum Mittagseſſen. Ich ging hin, und dachte nun nicht weiter an den ehrwürdigen Prof. Candini.

Das Engagement der Komödianten ging zu Ende, ſie waren im Begriff abzureiſen. Dieſe Trennung ging mir ſehr nah. Einen Freytag (wo in ganz Italien, die Staaten von Venedig allein ausgenommen, nicht geſpielt wird) hatten wir eine Luſtpartie angeſtellt. Die ganze Geſell-

ſchaft war beyſammen, und der Directeur ſezte die Abreiſe auf künftige Woche feſt. Er erzählte, daß er das Fahrzeug ſchon gemiethet habe, worin ſie nach Chiozza . . . „Nach Chiozza!“ rief ich voller Erſtaunen aus. — „Ja, mein Herr! „Eigentlich gehen wir nach Venedig, wir wer„den uns aber ein vierzehn Tage bis drey Wochen „zu Chiozza aufhalten, und da im Vorbeygehn „ein paar Vorſtellungen geben.“ — „Ach, Him„mel, meine Mutter iſt in Chiozza, und ich „möchte ſie wohl einmal wiederſehen.“ — „So „gehen Sie mit uns.“ — „Ja, ja,“ riefen ſie alle, einer nach dem andern, „mit uns, mit uns, „in unſerm Fahrzeug. Sie ſind da recht gut auf„gehoben. Es ſoll Sie nichts koſten. Wir ſpielen, „lachen, ſingen, machen uns luſtig, u. ſ. w.“ — Wie hätte ich einer ſo lockenden Verſuchung widerſtehen, eine ſo ſchöne Gelegenheit ungenutzt vorbeylaſſen können? Ich nahm den Vorſchlag an, engagirte mich, und machte meine Anſtalten zur Reiſe.

Mein Wirth war die erſte Perſon, der ich meinen Plan mittheilte, ich fand aber in ihm einen heftigen Widerſacher. Ich beſtand darauf, er benachrichtigte den Grafen Rinalducci davon: jedermann war mir entgegen. Ich ſtellte mich

alſo, als ob ich nachgäbe, und verhielt mich ganz ruhig. An dem zur Abreiſe beſtimmten Tage aber ſteckte ich zwey Hemden und eine Nachtmütze in meine Taſchen, ging an den Hafen, trat zuerſt in das Fahrzeug, und verſteckte mich im Vorderraum. Ich hatte ein Schreibezeug bey mir, ſchrieb an Herrn **Battaglini**, und entſchuldigte mich beſtens. Es wäre, ſagte ich, das lebhafteſte Verlangen, meine Mutter zu ſehen, dem ich nicht widerſtehen könne. Ich bat ihn, meine Habſeligkeiten der guten Frau zu ſchenken, die mich in meiner Krankheit gewartet: ich erklärte endlich geradezu, daß ich im Begriff wäre abzureiſen. Das war ein großer Fehler, den ich machte, ich geſtehe es: allein ich habe ihrer noch mehr begangen, und werde ſie eben ſo geſtehen.

Endlich kamen die Schauſpieler. „Wo iſt „Herr **Goldoni**?“ Herr **Goldoni** kam aus ſeiner Ecke hervor. Man lachte überlaut. Man bemühte ſich um die Wette, mir Artigkeiten und Schmeicheleyen zu ſagen. Die Segel wurden aufgeſpannt, und ſo lebe denn wohl, **Rimini**!

Fünftes Kapitel.

Das Schauſpielerfahrzeug. Ueberraſchung meiner Mutter. Intereſſanter Brief meines Vaters.

Meine Schauſpieler waren nicht die Schauſpieler Scarons, *) und doch verſchaffte das Ganze dieſer eingeſchifften Truppe dem Auge einen angenehmen Anblick.

Zwölf Perſonen, Schauſpieler und Schauſpielerinnen, ein Suffleur, ein Theatermeiſter, ein Garderobeaufſeher, acht Bediente, vier Kammermädchen, zwey Ammen, Kinder von allen Jahren, Hunde, Katzen, Affen, Papageyen, Vögel, Tauben, ein Lamm, mit Einem Worte, eine vollſtändige Arche Noah!

Das Fahrzeug war ſehr geräumig, und hatte viele kleine Abtheilungen. Jedes Frauenzimmer bekam eine eigene Niſche mit Vorhängen. Für mich hatte man zur Seite des Directeurs ein gutes Bette zurecht gemacht, und jedermann war zufrieden.

Der

*) Anſpielung auf den berühmten Roman comique, der auch unter uns durch mehrere — aber leider ſehr ſchlechte — Ueberſetzungen bekannt iſt.

Der Oberaufſeher der Reiſe, der zu gleicher Zeit das Amt eines Kochs und Kellners verwaltete, läutete mit einer kleinen Glocke, die das Zeichen zum Frühſtück gab, und alsbald verſammelte ſich die ganze Geſellſchaft in einer Art von Saal, den man mitten im Fahrzeuge über den Kaſten, Ballen und Bündeln frey erhalten hatte. Auf einer länglich runden Tafel war Kaffee, Thee Milch, Braten, Wein und Waſſer aufgeſezt.

Die erſte Liebhaberin verlangte Fleiſchbrühe; es war keine vorhanden, und ſie gerieth in Wuth hierüber. Man hatte alle Mühe von der Welt, ſie mit einer Taſſe Chokolade zu beſänftigen. Dieſe war die häßlichſte von allen, und zugleich die eigenſinnigſte.

Nach dem Frühſtück ſchlug man in Erwartung des Mittagseſſens ein Spiel vor. Ich ſpielte Triſſet nicht ſchlecht. Es war das Lieblingsſpiel meiner Mutter, und von ihr hatte ich es gelernt. Man fing an Triſſet und Piquet zu ſpielen, aber eine Pharaobank, die man auf dem Verdeck aufgethan hatte, lockte jedermann an ſich. Doch war es hierbey mehr auf das Vergnügen, als auf den Gewinn angeſehen. Hierauf hielt der Directeur ſehr. Man ſpielte, lachte, ſcherzte,

neckte ſich, bis die Zeit zum Mittagseſſen herbeykam.

Nudeln! Jedermann fiel begierig darüber her; in einem Augenblicke waren drey Suppennäpfe ausgeleert. Roaſtboeuf, kaltes Geflügel, ein Kalbsrücken, ein Nachtiſch mit köſtlichem Wein — die herrliche Mahlzeit! Es giebt doch kein gutes Gericht, ohne Appetit.

Wir blieben vier ganzer Stunden bey Tiſche. Man ſpielte auf verſchiedenen Inſtrumenten, und ſang viel. Die Subrette vorzüglich ſang zum Bezaubern. Ich betrachtete ſie aufmerkſam. Sie machte einen ſonderbaren Eindruck auf mich. Aber ach! ein unglücklicher Zufall ſtörte die Fröhlichkeit der ganzen Geſellſchaft. Eine Katze, der Liebling der Primadonna, war aus ihrem Käfig entwiſcht: ſie rief die ganze Welt zu Hülfe. Man gab ſich alle Mühe, ihrer habhaft zu werden, allein die Katze, wild und eigenſinnig wie ihre Gebieterin, ging durch, ſprang wie der Blitz hiehin, dorthin, entſchlüpfte, verſteckte ſich, und erſtieg endlich in der Angſt den Maſt. Ein Matroſe ſtieg hinauf, ſie herabzuholen, allein die Katze ſprang ins Meer und ertrank. Man denke ſich die Verzweiflung der Primadonna. Kein Thier, das ihr in den Weg kam, war ſeines Lebens ſicher.

Ihr Kammermädchen ſelbſt ſollte ihren Liebling in das Grab begleiten. Jedermann nahm die Partie des armen Mädchens, der Streit wurde allgemein. Endlich kam der Directeur dazu. Er lachte darüber, und ſuchte die betrübte Dame zu beſänftigen. Sie fing nun ſelbſt an zu lachen, und die arme Katze war vergeſſen.

Doch genug hievon, denke ich, und nur zu viel. Ich mag die Geduld meiner Leſer nicht länger durch Armſeligkeiten, die kaum Ein Wort verdienten, ermüden.

Der Wind war uns nicht günſtig, und wir mußten drey Tage auf der See bleiben. Unſere Beluſtigungen, unſer Zeitvertreib, unſer Appetit blieben ſich immer gleich. Am vierten Tage erreichten wir **Chiozza**.

Ich hatte keine Addreſſe zur Wohnung meiner Mutter, doch brauchte ich nicht lange zu ſuchen. Madam **Goldoni** und ihre Schweſter trugen ein Kopfzeug, ſie gehörten alſo in die Klaſſe der Reichen, und jedermann kannte ſie.

Ich bat den Directeur, mich zu begleiten: er war gleich bereit und willig. Wir gingen hin, er ließ ſich melden: ich blieb im Vorzimmer. „Madam,“ ſagte er, „ich komme von **Rimini**

„und bringe Ihnen Nachricht von Ihrem Herrn „Sohne.“ — „Wie gehts meinem Sohne?“ — „Sehr wohl, Madam.“ — „Iſt er mit ſeiner „Lage zufrieden?“ — „Nicht ganz, Madam. „Er leidet viel.“ — „Und weswegen?“ — „Ueber die Entfernung von ſeiner Mutter.“ — „Das arme Kind! Ach, ich hätt' ihn gern bey „mir.“ (Ich hörte das alles mit an, und das Herz ſchlug mir hoch.) „Madam,“ fuhr der Schauſpieler fort, „ich hatte mich erboten, ihn „mit mir zu nehmen.“ — „Und warum thaten „Sie es nicht, mein Herr?“ — „Würden Sie „damit zufrieden geweſen ſeyn?“ — „Ganz gewiß.“ — Aber ſein Studieren?“ — „Sein „Studieren? Konnte er nicht wieder zurückkehren? Und überdieß giebts ja allenthalben Lehrmeiſter. — „Sie würden ihn alſo gern ſehen?“ — „Mit der größten Freude.“ — „Madam, „hier iſt er!“ Mit dieſen Worten öffnete er die Thüre. Ich trat herein, warf mich meiner Mutter zu Füßen, ſie umarmte mich. Thränen erſtickten unſere Worte. Der Schauſpieler, der an ähnliche Auftritte gewöhnt war, ſagte uns viel Schönes über dieſe Situation, nahm Abſchied von meiner Mutter, und entfernte ſich. Ich blieb allein bey ihr, und geſtand meinen Fehltritt

freymüthig. Sie gab mir einen zärtichen Verweis, und umarmte mich. So waren wir beide zufrieden. Meine Tante war ausgegangen. Als ſie nach Hauſe kam, gab es neue Ueberraſchung und neue Umarmungen. Mein jüngerer Bruder war in Penſion.

Den Tag nach meiner Ankunft erhielt meine Mutter einen Brief vom Herrn **Battaglini** aus **Rimini**. Er gab ihr Nachricht von meiner Unbeſonnenheit, beklagte ſich bitterlich, und ſchrieb, ſie würde unverzüglich einen Mantelſack mit Büchern, Leinenzeug und Kleidern, die ſeine Haushälterin zu nichts zu brauchen wüßte, erhalten.

Meiner Mutter ſchien das empfindlich zu ſeyn, ja ſie hatte Luſt, mir von neuem den Text zu leſen, als ſie ſich bey Gelegenheit dieſes Briefes erinnerte, einen ſehr intereſſanten von meinem Vater erhalten zu haben. Sie ſuchte ihn, und theilte mir ihn mit. Hier iſt der weſentliche Inhalt davon.

Pavia, am 17. März, 1721.

Liebe Frau,

„Ich habe dir eine gute Neuigkeit zu erzählen, „die unſern Sohn betrifft, und dir gewiß viel

„Vergnügen machen wird. Ich bin, wie du „weißt, von Modena nach Piacenza gereiſt, „dort mit Herrn Bavilli, meinen Vetter, der „mir noch einen Theil von der Mitgabe meiner „Mutter ſchuldig iſt, unſere Geſchäfte in Richtig„keit zu bringen. Glückt es mir, dieſe Summe „zu den ausſtehenden Schulden, die ich in Mo„dena einkaſſirt habe, zu ſchlagen; ſo können wir „uns nach aller Bequemlichkeit einrichten.

„Mein Vetter war nicht in Piacenza, ſon„dern nach Pavia gegangen, der Vermählung „eines Neven von ſeiner Frau beyzuwohnen. Da „die Entfernung nicht groß iſt, ſo beſchloß ich ihm „nachzureiſen, und ihn in Pavia aufzuſuchen. „Ich fand ihn, ich ſprach mit ihm, er geſtand „die Schuld ein, und wir wurden einig. Er hat „verſprochen, mich binnen hier und ſechs Jahren „zu befriedigen. Doch, nunmehr muß ich dir auch „erzählen, was mir in dieſer Stadt begegnet „iſt.

„Ich kehrte bey meiner Ankunft im Gaſthofe „zum rothen Kreuze ein. Man fragte nach „meinem Namen, zur Nachricht für die Polizey. „Den folgenden Tag führte der Wirth einen Be„dienten des Gouverneurs auf mein Zimmer, der „mich ſehr höflich erſuchte, mich nach meinem Be-

„lieben in den Palaſt des Gouverneurs einzu„ſtellen. Ohnerachtet des Zuſatzes: **Nach Ihrem Belieben**, war mir bey dieſer Einladung „doch nicht ganz wohl zu Muthe: ich konnte nicht „rathen, was man von mir haben wollte.

„Ich ging auf der Stelle zu meinem Vetter, „und nachdem wir unſere Sachen in Richtigkeit „gebracht hatten, ſagte ich ihm etwas von dieſer „Art von Einladung, die mich wirklich ein wenig „beunruhigte. Ich fragte ihn, ob er etwa den „Gouverneur von Pavia perſönlich kenne? Seine „Antwort war: Ja, er kenne ihn ſeit langer Zeit. „Es wäre der **Marcheſe de' Goldoni-Vidoni**, „aus einer von den beſten Familien von **Cremona**, „und Senator von **Mailand**.

„Bey dem Namen **Goldoni** verließ mich „alle Furcht, an deren Stelle traten angenehme „Hofnungen, und meine Erwartung betrog mich „nicht. Ich ging den Nachmittag zum Gouver„neur, der mich auf die höflichſte und ſchmeichel„hafteſte Art von der Welt empfing. Mein Na„me hatte ihm Luſt gemacht, mich kennen zu „lernen. Wir ſprachen viel zuſammen. Ich „ſagte ihm, daß ich urſprünglich aus **Modena** „herſtamme, worüber er mir die Ehre erwieß, zu „bemerken, daß **Cremona** nicht ſehr weit von

„Modena entfernt ſey. Unterdeſſen kam andere Beſuch, und er bat mich auf den folgenden „Tag zum Mittagseſſen zu ſich.

„Du kannſt denken, daß ich nicht verſäumte, „mich einzufinden. Es waren nur unſer vier zu „Tiſche. Wir ſpeißten gut. Die beiden andern „Gäſte entfernten ſich nach dem Kaffee. Wir „blieben allein, der Herr Senator und ich.

„Wir ſprachen von mancherley, vorzüglich „von meiner Familie, von meiner Verfaſſung und „gegenwärtigen Lage, endlich, um es kurz zu „machen, verſprach er mir, daß er ſich Mühe ge„ben würde, etwas für meinen älteſten Sohn zu „thun.

„Die Univerſität zu Pavia iſt ſo berühmt, „als die zu Padua, und es giebt verſchiedene Col„legia hier, in die neue Stipendiaten aufgenom„men werden. Der Herr Marcheſe machte ſich „anheiſchig, eine Stelle für mich in dem päbſtli„chen Collegio auszumachen. Führt Karl ſich gut „auf, ſo wird er gewiß für ihn ſorgen.

„Schreibe unſerm Sohne von alle dem nichts. „Wenn ich zurückkomme, laſſe ich ihn holen; „ich behalte mir ſelbſt das Vergnügen vor, ihn da„von zu unterrichten. Ich eile ſo viel als mög„lich u. ſ. w.“

Der Inhalt dieſes ganzen Briefs war ſo beſchaffen, daß er mir ſchmeicheln, und mich zu den größten Erwartungen berechtigen mußte.

Nun ging mir mit einemmale ein Licht über die Unbeſonnenheit meines Verfahrens auf; ich fürchtete den Zorn meines Vaters, und daß er ein gerechtes Mistrauen in meine Aufführung in einer noch entferntern Stadt ſetzen möchte, wo ich natürlich noch mehr Freiheit haben müßte.

Meine Mutter ſprach mir Troſt ein, und verſicherte mir, mich gegen die Vorwürfe meines Vaters zu ſchützen. Sie wollte gern alles über ſich nehmen, da ihr meine Reue aufrichtig ſchiene.

Ich hatte wirklich Verſtand genug für mein Alter, aber dieſer Verſtand hatte auch ſeine dunkeln Zwiſchenräume, in denen ich mir manchen unbeſonnenen Streich zu Schulden kommen ließ. Der Leſer wird in der Folge ſehen, wie nachtheilig dieſe Unbeſonnenheiten oft für mich ausgeſchlagen ſind, und vielleicht wird er mir bisweilen ſein Mitleid nicht verſagen.

Sechstes Kapitel.

Rückkehr meines Vaters. Unterredung zwiſchen meinem Vater und mir. Meine neuen Beſchäftigungen. Ein Jugendſtreich.

Meine Mutter wollte mich produziren und ihren Bekannten vorſtellen, allein meine ganze Garderobe beſtand in einem alten Oberrocke, den ich auf der See als Kleid, Schlafrock und Fußdecke gebraucht hatte.

Sie ließ einen Schneider holen, der mich bald in den Stand ſezte, daß ich mich öffentlich ſehen laſſen konnte.

Mein erſter Ausgang trug mich zu meinen Reiſegefährten, die ſich ſehr freuten, mich wieder zu ſehen. Sie hatten ſich zu zwanzig Vorſtellungen verbindlich gemacht: ich erhielt freyen Eingang, den ich mit der Bewilligung meiner gütigen Mutter zu benutzen hoffte.

Sie ſtand in genauer Verbindung mit dem Abt Gennari, Canonicus an der Kathedralkirche. Dieſer rechtſchaffene Geiſtliche hatte ein wenig ſtrenge Grundſätze. Die Schauſpiele ſind in Italien von der römiſchen Kirche nicht verboten, und die Schauſpieler nicht excommunicirt: demohngeachtet behauptete der Abt Gennari, die Stücke,

die man damals ſpielte, wåren der Jugend ſchådlich. Er hatte vielleicht nicht ganz unrecht, wenigſtens verbot mir meine Mutter, das Schauſpielhaus zu beſuchen.

Ich mußte wohl gehorchen, und wirklich ging ich auch nicht in die Komödie, dafür aber beſuchte ich deſto håufiger die Komödianten, und vorzüglich die Subrette. Dieſer entſchiedene Geſchmack für die Subretten hat ſich ſeitdem beſtåndig bey mir erhalten.

Nach Verlauf von ſechs Tagen kam mein Vater zurück. Ich zitterte: meine Mutter verſteckte mich in ihr Toilettenzimmer, und nahm das übrige auf ſich. Er kömmt die Treppe herauf, meine Mutter und Tante empfangen ihn. Man umarmt ſich wie gewöhnlich. Mein Vater hat nicht ſeine gewöhnliche Heiterkeit, er runzelt die Stirne, ſieht ſehr verdrießlich aus: man glaubt ihn von der Reiſe ermüdet, ſie treten ins Zimmer. Die erſten Worte meines Vaters ſind: „Wo iſt mein „Sohn?“ Meine Mutter antwortet ganz treuherzig: „Unſer Jüngſter iſt in ſeiner Penſion.“— „Nein, nein,“ fållt ihr mein Vater hitzig ein, „ich frage, wo der Aelteſte iſt; er muß hier ſeyn. „Du verſteckſt ihn vor mir, du thuſt ſehr unrecht „daran. Er iſt ein ungezogener Bube, der Züch-

„tigung verdient.“ — Meine Mutter war betreten, wußte nicht, was ſie ſagen ſollte, brachte ein paar unbeſtimmte Worte vor: „aber — wie?“ — Mein Vater unterbricht ſie, und ſtampft für Verdruß auf die Erde: „Ja, Herr Battaglini „hat mich von allem unterrichtet; er hat mir nach „Modena geſchrieben; ich habe den Brief bey „meiner Durchreiſe gefunden.“ Meine Mutter bittet ihn mit einer traurigen Miene, mich wenigſtens erſt anzuhören, ehe er mich verdamme. Mein Vater will ſich nicht geben, er dringt in ſie, zu ſagen, wo ich wäre. Nun konnte ich mich nicht länger halten, ich öffnete die Glasthüre, aber ich wagte es nicht, näher zu treten. „Geht hin„aus,“ ſagte mein Vater zu ſeiner Frau und ihrer Schweſter: „laßt mich allein mit dem ſaubern „Bürſchchen da.“ Sie entfernten ſich, ich nähere mich zitternd: „Mein Vater“ — — „Wie, „mein Herr! durch welchen Zufall treff ich Sie „hier an.“ — „Vater, man wird Ihnen er„zählt haben..“ — „Ja, man hat mir erzählt, „daß du, trotz aller Vorſtellungen, alles guten „Raths, der ganzen Welt zum Poſſen, die Un„verſchämtheit gehabt haſt, heimlich aus Rimini „davon zu gehen.“ — „Was hätte ich in Rimini „machen ſollen, lieber Vater? Es war verlorne

„Zeit für mich." — „Wie? verlorne Zeit? das
„Studium der Philoſophie verlorne Zeit?" —
„Ja, Philoſophie = = aber ſcholaſtiſche Philoſophie,
„Syllogiſmi, enthymemata, ſophismata, die ne-
„go's, probo's, concedo's! Erinnern Sie ſich
„noch, Vater?" (Hier konnte er ſich nicht ent=
halten, eine kleine Bewegung mit den Lippen zu
machen, die nur gar zu deutlich die Luſt verrieth,
die er hatte, laut aufzulachen. Ich war ſchlau
genug, dieß zu bemerken, und ſchöpfte neuen
Muth.) „Ach, mein Vater," fuhr ich fort, „laſ=
„ſen Sie mich die Philoſophie des Menſchen ler=
„nen, brauchbare Moral, Experimentalphyſik" —
„Still, ſtill! Wie biſt du hieher gekommen?" —
„Zur See." — „Mit wem?" — „Mit einer
„Truppe Komödianten." — „Komödianten?" —
„Ja, Vater, aber es ſind rechtſchaffene, honette
„Leute." — „Wie heißt der Directeur?" —
„Auf der Bühne macht er den Fiorindo, und
„im gemeinen Leben heißt er Fiorindo de' Mac-
„caroni." *) — „Ha, ha, den kenn' ich. Ein
„braver Mann. Er ſpielt den Don Juan im
„Feſtin de Pierre. **) Er kriegte einmal den

*) Macaroni, Dampfnudeln.

**) Ein abentheuerliches Stück von Moliere, nach dem Cambidado di Pietra des Triſo de Molina, einen ſpaniſchen Dichter.

„Einfall, die Nudeln zu verzehren, die dem Harlekin gehörten, und daher rührt der Beyname.“ — „Ich verſichre Ihnen, Vater, die Truppe...“ — „Wo iſt ſie hingegangen?“ — „Sie iſt hier.“ — „Iſt hier?“ — „Ja.“ — „Ich muß ſie „doch ſehn.“ — „Und ich, Vater?“ — „Du? „Spitzbube. Wie heißt die Prima Donna?“ — „Clariſſe.“ — „Ah, ah, Clariſſe! herrlich“ „häßlich, aber viel Verſtand ‥ Vater!“ — „So muß ich wohl hingehen, und mich bey ihnen „bedanken.“ — „Und ich?“ — „Gottloſer Bube!“ „Bitt um Verzeihung“ — „Nu geh nur, für „dieſesmal, ‥ aber..“

Meine Mutter trat herein. Sie hatte alles gehört, und war ſehr vergnügt, mich mit meinem Vater wieder ausgeſöhnt zu wiſſen.

Sie ſprach mit ihm von dem Abt **Gennari**, nicht um ihn abzuhalten, die Komödie zu beſuchen, denn er war wenigſtens ein eben ſo großer Liebhaber davon, als ich; ſondern um ihm zu ſagen, daß dieſer Canonicus, der mit verſchiedenen Krankheiten auf einmal zu kämpfen hatte, ihn ſchmerzlich erwarte; daß er der ganzen Stadt viel von dem bewährten venetianiſchen Doktor, den Schüler des berühmten **Lanciſi**, geſagt habe, den man eben erwarte, und daß er ſich nur zeigen

dürfe, um mehr Kranke zu bekommen, als er beſtreiten könne.

Dieß geſchah auch wirklich. Jedermann wollte den Doktor Goldoni haben. Er hatte die Reichen und die Armen, und die Armen bezahlten beſſer, als die Reichen.

Er miethete nunmehr eine bequemere Wohnung, und ließ ſich förmlich in Chiozza nieder, mit dem Vorſatz, ſo lange hier zu bleiben, als das Schickſal ihm günſtig ſeyn und bis ein anderer Modedoktor kommen, und ihm ſeine Kunden abwendig machen würde.

Ich war müßig, und da es in der Stadt keine guten Lehrer gab, bey denen ich etwas hätte profitiren können, ſo gerieth mein Vater auf den Einfall, ſelbſt ſein Heil an mir zu verſuchen.

Er beſtimmte mich für die Arzneygelahrheit, und befahl mir, in Erwartung eines Briefes, der mich in das Collegium zu Pavia abrufen würde, ihn bey ſeinen täglichen Viſiten zu begleiten. Er glaubte, ein wenig Praxis vor dem Studium der Theorie würde mir eine oberflächliche Kenntniß der Arzneywiſſenſchaft verſchaffen, und zugleich zum Verſtändniß der Kunſtwörter und der erſten Grundſätze der Kunſt beförderlich ſeyn.

So wenig ich nun auch Geſchmack hieran fand, ſo durfte ich mich doch nicht widerſetzen. Man hätte mir vorgeworfen, ich wolle gar nichts thun.

Ich folgte alſo meinem Vater, ich beſuchte den größten Theil ſeiner Kranken mit ihm, befühlte den Puls, betrachtete den Urin, unterſuchte den Auswurf, und noch andere dergleichen Dinge, die mich anekelten. Und doch faßte ich mich in Geduld. So lange die Truppe ihre Vorſtellungen, deren am Ende ſechsunddreißig wurden, noch fortſetzte, hielt ich mich für hinlänglich entſchädigt.

Mein Vater war ſehr zufrieden mit mir, und noch mehr meine Mutter. Allein einer von den drey Feinden des Menſchen, und vielleicht zwey, oder gar alle drey, machten einen Anſchlag auf mich, und ſtörten meine Ruhe.

Mein Vater ward zu einer ſehr jungen, ſchönen Kranken gerufen, und nahm mich, da er nichts von der Art der Krankheit ahndete, mit ſich. Als er aber ſah, daß man nähere Localunterſuchungen und Beſichtigungen anſtellen müſſe, hieß er mich aus dem Zimmer gehen, und von dieſer Stunde an war ich verdammt, ſo lange als er im Zimmer

des kranken Frauenzimmers zubrachte, ihn auf einem kleinen und engen Saale zu erwarten.

Die Mutter der Demoiſelle, eine höfliche, artige Frau, ließ mich niemals allein. Sie leiſtete mir Geſellſchaft, und erzählte mir immer von ihrer Tochter.

Dank der Kunſt und Sorgfalt meines Vaters! Ihr Kind war endlich außer Gefahr, und bald ganz wieder hergeſtellt. Der heutige Beſuch ſollte der letzte ſeyn.

Ich ſtattete ihr deshalb meinen Glückwunſch ab, ich dankte ihr für ihre Gefälligkeit, und endigte mein Kompliment mit den Worten: „Wenn „ich nicht wieder die Ehre haben ſollte ‚ ‚ ‚“ „Wie,“ ſagte ſie, „wir ſollen uns nicht wieder„ſehen?“ — „Wenn mein Vater nicht wieder „herkömmt“ — „So können Sie doch wieder„kommen?“ — „Und weshalb?“ — „Wes„halb? Hören Sie mich an. Meine Tochter iſt „geſund, ſie braucht den Herrn Doctor nicht wei„ter; aber ich würde es gerne ſehen, wenn ſie „von Zeit zu Zeit einen freundſchaftlichen Beſuch „bekäme, damit man doch ſähe ‚ ‚ wie die Sa„chen ſtünden ‚ ‚ ob ſie nicht etwa nöthig hätte ‚ ‚

„eine Abführung zu nehmen: wenn Sie nichts „beſſers zu thun wiſſen, kommen Sie immer bis„weilen einmal her; ich bitte Sie recht ſehr“ — „Aber, ſollte die Demoiſelle verlangen können ‥“ — „O, mein lieber Freund, davon laſſen Sie „uns ſtille ſchweigen. Meine Tochter hat Sie „geſehen, ihr ganzer Wunſch iſt, Sie näher ken„nen zu lernen.“ — „Madam, Sie erzeigen mir „viel Ehre, allein wenn mein Vater erführe?“ — „Er ſoll nichts erfahren; übrigens iſt meine „Tochter keine Kranke, wie kann er es „übel finden, wenn ſein Sohn ſie beſucht?“ — „Aber warum hat er mich nicht in die Stube „hineingehen laſſen?“ — „Weil ‥ die Stube „zu enge, und die Luft ſo ſchwül iſt.“ — „Ich „höre ein Geräuſch; ich glaube, mein Vater „kömmt heraus.“ — „Nu, nu, Sie beſuchen „uns alſo.“ — „Und wann?“ — „Dieſen „Abend noch, wenn Sie wollen.“ — „Wenn „ich kann.“ — „Meine Tochter wird ſich ſehr „freuen.“ — „Ich nicht weniger.“

Mein Vater kömmt heraus, wir gehen fort; ich denke den ganzen Tag über dieſen Auftritt nach, ſtelle Betrachtungen an, ändere jeden Augenblick meine Meynung. Der Abend kömmt,

mein Vater geht in Geſchäften aus, und ich mache mich, bey einbrechender Nacht, auf den Weg nach dem Hauſe der geſunden — Kranken.

Ich trete hinein; man empfängt mich auf das höflichſte, das freundſchaftlichſte; man bietet mir Erfriſchungen an, ich nehme es an; man ſucht in der Speiſekammer; der Wein iſt ausgegangen, man mußte welchen holen laſſen; ich greife nach der Taſche. — Man pocht, die Thüre geht auf, und herein tritt der Bediente meiner Mutter. Er hatte mich in das Haus gehen ſehen, und kannte das Geſchmeiß. Ein guter Engel ſchickte mir ihn zu. Er ſagte mir ein Wort ins Ohr, ich kam zu mir ſelbſt, und verließ auf der Stelle das Zimmer.

Siebentes Kapitel.

Meine Abreiſe nach Venedig. Flüchtige Ueberſicht dieſer Stadt. Meine Einführung bey dem Procurator.

Zurückgekommen aus der Verblendung, in die wildes Jugendfeuer mich zu ſtürzen drohte, betrachtete ich mit Abſcheu die Gefahr, die mir ſo nahe geweſen war.

Ich war von Natur munter, und hatte dabey doch, von Jugend auf, hypochondriſche oder melancholiſche Launen, die mit unter düſtre Nebel über meinen Geiſt verbreiteten.

In einem neuen und heftigen Anfall dieſer, alle Federn des Geiſtes abſpannenden, Krankheit, ſuchte ich vergeblich nach Mitteln, mich zu zerſtreuen. Meine Komödianten waren abgereiſt, Chiozza hatte keine Beluſtigung mehr nach meinem Geſchmack. Die Arzneywiſſenſchaft war mir zuwider, ich ward traurig, tiefſinnig, und nahm ſichtbarlich ab.

Meine Aeltern wurden das bald gewahr. Meine Mutter fragte mich zuerſt, und ich vertraute ihr meinen Kummer.

Eines Tages, als wir ohne fremde Gäſte, und ohne Bedienten um uns zu haben, bey Tiſche ſaßen, lenkte meine Mutter das Geſpräch auf mich. Es entſtand ein Streit, der über zwey Stunden dauerte. Mein Vater beſtand darauf, daß ich mich auf Medicin legen ſollte. Ich mochte mich auf meinem Stuhl bewegen, räuſpern, Geſichter ſchneiden, ſchmollen, wie ich wollte: er ließ ſich nicht abwendig machen. Endlich aber bewieß ihm meine Mutter, daß er Unrecht habe. Man höre, wie?

„Der Marcheſe **Goldoni**,“ ſagte ſie, „will „für unſer Kind ſorgen. Wird **Karl** ein guter „Arzt, ſo iſt es wahr, ſein Gönner kann ihm im„mer beförderlich ſeyn; aber, kann er ihm auch „Kranke geben? Kann er die Welt vermögen, ihn „ſo vielen andern vorzuziehen? Vielleicht ſteht es „in ſeiner Macht, ihm eine Profeſſorſtelle auf der „Univerſität zu **Pavia** zu verſchaffen; allein wie „viel Zeit und Arbeit wird nicht erfordert, eh er „es ſo weit bringt. Studirt er hingegen die „Rechte, wird er ein Advokat, ſo kann ein Se„nator von **Mailand**, ohne die geringſte Mühe, „ohne die geringſte Schwierigkeit ſein Glück „machen.“

Mein Vater antwortete nichts, ſondern ſchwieg ein paar Augenblicke ſtille. Dann wendete er ſich gegen mich, und ſagte in ſcherzhaftem Tone: „Würdeſt du dich aber auch mit dem Co„dex und den Digeſten des **Juſtinian** vertragen?“ — „O ja, Vater,“ antwortete ich, „viel beſſer, „als mit den Aphorismen des **Hippokrates.**“ „Deine Mutter,“ verſezte er, „iſt ein Frauen„zimmer, ſie hat mir gute Gründe entgegen geſezt, „und ich könnte mich wohl ergeben. Indeß aber „kannſt du doch nicht müßig gehen, und du wirſt „dir alſo wohl gefallen laſſen müſſen, daß die Sache „einſtweilen beym Alten bleibt.“ So wäre ich um nichts gebeſſert geweſen, hätte meine Mutter nunmehr nicht lebhaft meine Partie ergriffen. Sie rieth meinem Vater, mich nach **Venedig** zu ſchicken, und zu meinen Onkel **Indrico,** einen der beſten Gerichtsprocuratoren der Hauptſtadt, zu thun. Sie erbot ſich, mich ſelbſt zu begleiten, und ſo lange dort zu bleiben, bis ich nach **Pavia** abgehen könnte. Meine Tante unterſtützte den Vorſchlag ihrer Schweſter. Ich ſtreckte die Hände in die Höhe und weinte für Freude. Mein Vater gab ſeine Einwilligung: ich ſollte unverzüglich nach **Venedig** abgehen.

Nun war ich zufrieden: meine böſe Laune war in Einem Augenblick verſchwunden. Vier Tage darauf reiſte ich mit meiner Mutter ab. Der ganze Weg beträgt kaum vier Meilen: gegen Mittag trafen wir in **Venedig** ein, traten bey Herrn **Bertani**, dem Onkel meiner Mutter, ab, und verfügten uns den folgenden Tag zu Herrn **Indrico**, von dem wir auf das freundſchaftlichſte empfangen wurden.

Herr **Paul Indrico** hatte meines Vaters Schweſter geheirathet. Man ſah ſein Vergnügen an dieſer Familie: ein guter Mann und guter Vater, eine gute Frau und gute Mutter, und ſehr wohlerzogene Kinder. Man wieß mir meine Geſchäfte an: ich war der vierte Schreiber, aber ich genoß aller Vorzüge und Auszeichnung, wozu Verwandtſchaft nur berechtigen kann.

Dieſe Beſchäftigung kam mir weit angenehmer vor, als jene, die mir mein Vater in **Chiozza** gab, und doch wurde ſie mir am Ende eben ſo unnütz.

Vorausgeſezt, daß ich einmal die Geſchäfte eines mailändiſchen Advokaten verrichten ſollte, hätte mir die gerichtliche Praxis von **Venedig**, die in dem ganzen übrigen Italien unbekannt iſt, nicht die geringſten Dienſte geleiſtet. Wer hätte

rathen ſollen, daß ich nach manchem ſeltſamen und gewaltſamen Abentheuer, noch vor den Schranken deſſelben Gerichtshofes, wo ich mich damals als einen Fremden betrachtete, prozeſſiren würde.

So genau ich auch meine Schuldigkeit that, und den Beyfall meines Onkels verdiente, ſo verſäumte ich doch dabey nicht den angenehmen Aufenthalt von Venedig zu genießen, und meinem Vergnügen nachzugehn. Venedig war mein Geburtsort, allein ich hatte ihn ſo frühzeitig verlaſſen, daß er mir ganz fremd worden war.

Venedig iſt eine ſo außerordentliche Stadt, daß es ganz unmöglich iſt, ſich eine richtige Idee davon zu machen, ohne ſie geſehen zu haben. Mit Karten, Planen, Modellen, Beſchreibungen reicht man nicht aus; man muß ſie ſelbſt ſehen. Alle Städte in der Welt gleichen ſich mehr oder weniger, dieſe gleicht keiner andern. So oft ich ſie nach langen Zwiſchenräumen wiederſah, ward ich aufs neue überraſcht. Je älter ich ward, jemehr meine Kenntniſſe zunahmen, je mehr Vergleichungen ich anſtellen konnte, deſto mehr neue und ſonderbare Seiten, deſto mehr Schönheiten entdeckte ich an ihr.

Dieſesmal ſah ich ſie mit den Augen eines funfzehnjährigen Knaben, der bey den merkwürdigſten Gegenſtänden nur an der Oberfläche hängen blieb, und ſie nur mit den kleinen Städten, in denen er gewohnt hatte, vergleichen konnte. Was mir am meiſten auffiel, war die beym erſten Anblick überraſchende, ausgedehnte Perſpektive, und die beträchtliche Anzahl kleiner Inſeln, die ſo nahe an einander liegen, und durch Brücken ſo genau mit einander verbunden ſind, daß man ein feſtes, über einer Ebene erhabenes Land zu ſehen glaubt, das von allen Seiten von einem unermeßlichen Meere beſpült wird. Nicht das Meer, ſondern ein großer, mehr oder weniger mit Waſſer bedeckter Sumpf, an der Mündung mehrerer Hafen mit tiefen Kanälen, bringt die großen und kleinen Schiffe in die Stadt und die umliegende Gegend.

Kömmt man von der Seite des S. **Markus**platzes zwiſchen einer ungeheuern Menge Schiffe aller Art, Kriegs- und Kauffarteyſchiffen, Fregatten, Galeeren, Barken, Nachen, Kähnen und Gondeln hinein; ſo landet man an einem Ufer, la piazzetta (der kleine Platz) genannt, wo man von einer Seite den Palaſt und die Kirche des

Doge, die gleich die Pracht der Republik ankündigen, und von der andern den S. Markusplatz, der mit Säulengängen umgeben iſt, die nach den Riſſen eines Palladio und Sanſovino aufgeführt ſind, erblickt.

Durch die Kramerſtraße bis zur Brücke Rialto geht man auf lauter viereckigen Platten von iſtriſchem Marmor, die mit dem Meißel aufgeriſſen ſind, damit die Fußgänger nicht darauf ausgleiten: man durchwandert einen großen Raum, der einen beſtändigen Jahrmarkt vorſtellt, und kömmt endlich an die Brücke, die mit einem einzigen, neunzig Fuß breiten, Bogen über den großen Kanal reicht, durch ihre Höhe den Schiffen und Fahrzeugen, ſelbſt zur Zeit der höchſten Meeresfluth, den Durchgang ſichert, den Uebergehenden drey verſchiedene Wege anbietet, und auf ihrem Rücken vierundzwanzig Butiken mit Wohnungen und ſchweren bleyernen Dächern trägt.

Ich geſtehe, daß dieſer Anblick mich überraſchte. Kein Reiſebeſchreiber, ſo viel ich ihrer geleſen, hat ihn ſo dargeſtellt, wie er iſt. Ich bitte meine Leſer um Verzeihung, wenn ich mich ein wenig zu lange daran ergötzt habe.

Für jezt ſage ich nichts weiter hievon, ſondern behalte mir es vor, ſo wie die Umſtände mich darauf führen, und meine Beurtheilungskraft und Einſicht nach und nach Beſtimmtheit und Feſtigkeit erhält, ein kurzes Bild von den Sitten und Gebräuchen, den Geſetzen und der Verfaſſung von **Venedig** zu geben. Dieſes Kapitel beſchließe ich mit einer kurzen Nachricht von den Schauſpielen dieſer Stadt.

Die Schauſpielſäle in Italien heißen Theater. Es giebt ihrer ſieben zu **Venedig**, und jedes führt den Namen des Schutzheiligen des Kirchſprengels, in dem es liegt.

Das Theater des heil. **Johannes Chryſoſtomus** war damals das erſte der Stadt, auf dem man die großen Opern gab, und **Metaſtaſio** mit ſeinen Dramen, **Farinello**, **Fauſtina**, und die **Cozzoni** als Sänger und Sängerinnen debütirten. Heutzutage hat das Theater des heil. **Benedikt** den erſten Rang.

Die ſechs andern heißen: San Samuelo, San Luca, San Angelo, San Caſſiano, und San Moiſe.

Von dieſen ſieben Theatern werden gewöhnlich auf zweyen große Opern, auf zwey andern komiſche Opern, und auf den drey übrigen Komödien gegeben.

Ich rede von jedem ins Beſondere, wenn ich erſt der Modeſchriftſteller dieſes Landes werde: denn alle haben ſie Arbeiten von mir bekommen, und zu meinem Vortheil und meiner Ehre beygetragen.

Achtes Kapitel.

Meine Abreiſe nach Pavia. Meine Ankunft in Mailand. Erſte Zuſammenkunft mit dem Marcheſe de' Goldoni. Ueberwundene Schwierigkeiten.

Ich war ſehr ſorgſam und fleißig in meinen Geſchäften bey dem Prokurator: ich hatte mir eine große Fertigkeit in Entwerfung der Summarien eines Prozeſſes und im Referiren erworben, ſo daß mich mein Onkel gern bey ſich behalten hätte; allein ein Brief von meinem Vater rufte mich nach Hauſe ab.

Die Stelle im päbſtlichen Collegio war ledig worden, und für mich in Beſchlag genommen. Der Marcheſe de' Goldoni gab meinem Vater hievon Nachricht, und zugleich den Rath, mich bald in Beſitz zu ſetzen.

Wir verließen alſo Venedig, meine Mutter und ich, und begaben uns nach Chiozza.

Die Pakete waren fertig; die Koffer befeſtigt; meine Mutter und Tante weinten; mein Bruder, der ſeine Penſion verlaſſen hatte, hätte mich gern begleitet. Die Trennung war rührend; allein die Chaiſe kam, wir mußten uns ſcheiden.

Wir wählten den Weg über Rovigo und Ferrara, von da auf Modena, wo wir drey Tage bey Herrn Zavariſi, einem angeſehenen Notar und nahen Anverwandten mütterlicher Seits, logirten.

Dieſer würdige, brave Mann hatte alle Geſchäfte meines Vaters unter den Händen: er nahm unſere Renten auf dem Rathhaus, und den Miethzins von unſern Häuſern auf. Wir bekamen Geld von ihm, und ſezten unſern Weg nach Piacenza fort.

Hier verſäumte mein Vater nicht, den Vetter Barilli zu beſuchen, der ſein Verſprechen nicht auf das genaueſte erfüllt hatte. Doch brachte er es in aller Güte dahin, daß er den zweyjährigen Rückſtand auszahlte. Auf dieſe Weiſe waren wir reichlich mit baarem Gelde verſehen, was uns in den ganz unerwarteten Umſtänden, worein wir in der Folge kamen, von großem Nutzen geweſen iſt.

In Mailand kehrten wir im Gaſthofe zu den drey Königen ein, und machten am folgenden Tage dem Herrn Marcheſe und Senator Goldoni unſere Aufwartung.

Der Empfang war beſſer, als wir ihn nur hätten wünſchen können; mein Gönner ſchien mit

mir zufrieden, ich war es vollkommen mit ihm. Man ſprach von dem Collegio, man beſtimmte ſogar den Tag, an dem wir nach Pavia abgehen wollten, als der Herr Marcheſe mich auf einmal genauer ins Auge faßte, und meinen Vater und mich fragte, warum ich einen weltlichen Habit, und nicht den kleinen Ueberſchlag trüge?

Wir wußten nicht, was dieſe Frage bedeuten ſollte, bis wir zum erſtenmal erfuhren, daß, um in das Collegium Ghislieri,*) mit dem Beynamen das päbſtliche Collegium, zu kommen, nothwendig erfodert würde: 1) daß der Aufzunehmende die Tonſur erhalten, 2) ein Certificat über ſeinen bürgerlichen Stand und ſeine ſittliche Aufführung, 3) noch ein anderes Certificat, daß er ſich in kein Eheverſprechen eingelaſſen, und 4) ein Taufzeugniß aufzuweiſen habe.

Wir waren ganz betreten hierüber, niemand war uns mit einem Worte zuvorgekommen. Der Herr Senator ſtand in dem Gedanken, wir müßten davon unterrichtet ſeyn. Er hatte ſeinem Sekretär eine Note gegeben, und ihm aufgetragen, ſie uns zuzuſchicken. Der Sekretär hatte es ver-

*) Oder Ghisleri, wie Goldoni es ſelbſt im ſechsten und den folgenden Bänden der Ausgabe des Pasquali nennt.

geſſen, und die Note war in ſeinem Schreib-ſchranke geblieben. Er entſchuldigte ſich, und wir mußten wohl verzeihen. Denn ſein Herr war gut, und wir hätten mit böſen Mienen nichts gewonnen.

Was war zu thun, als das Verſäumte nachzuholen? Mein Vater ſchrieb an ſeine Frau. Sie ging nach Venedig und ſollicitirte von allen Seiten. Die Certificate des bürgerlichen Standes und der guten Sitten hatten keine Schwierigkeit, das Taufzeugniß noch weniger. Der große Stein des Anſtoßes war die Tonſur. Der Patriarch von Venedig war nicht zu bewegen, ohne gerichtliche Beſtätigung des im Kirchencanon beſtimmten väterlichen Erbtheils ſeine Dimißorial-Briefe *) auszuhändigen. Zum Unglück lagen die Güter meines Vaters nicht im venetianiſchen Gebiete, und die meiner Mutter waren nur ſubſtituirte Güter. Man mußte ſich alſo an den Senat wenden, um da Diſpenſation zu erhalten. Welche Zögerungen, welche Widerſprüche, wie viel verlorne Zeit! Der Herr Sekretär des Herrn Senators kam

*) Schriftliche Einwilligung eines Biſchofs, vermöge welcher ein Geiſtlicher aus ſeiner Diöces von einem andern Biſchofe die Ordines erhalten kann.

kam uns, trotz ſeiner Entſchuldigungen, mit ſeinem linkiſchen Weſen theuer genug zu ſtehen. Allein Geduld, die Bemühungen meiner Mutter fruchteten endlich. Was nahmen wir aber, indeß ſie zu **Venedig** für ihren Sohn arbeitete, zu **Mailand** vor?

Wir blieben ohngefähr vierzehn Tage in **Mailand**, speißten täglich zu Mittag und Abend bey unſerm Gönner, der uns alles Schöne und Merkwürdige dieſer prächtigen Stadt, der Hauptſtadt der öſterreichiſchen Lombardey, ſehen ließ. Von **Mailand** ſelbſt ſage ich vor der Hand noch nichts: ich komme aber wieder darauf zurück, und verweile mich länger dabey, wenn ich erſt mehr im Stande bin, etwas davon zu ſagen.

Unterdeſſen legte ich meine bisherige Tracht ab, und dafür den kleinen Ueberſchlag an. Wir gingen hierauf, wohlverſehen mit Empfehlungsſchreiben, nach **Pavia**. Wir thaten uns in einem guten bürgerlichen Hauſe in Quartier und Koſt, und ich wurde dem Vorſteher des Collegiums, in das ich aufgenommen werden ſollte, vorgeſtellt.

Wir hatten einen Brief von dem Senator **Goldoni** an Herrn **Lauzio**, Profeſſor der Rechte. Er führte mich ſelbſt in die Akademie, ich folgte

ihm in ſeine Klaſſe, und verlor meine Zeit nicht, ob mir gleich der Titel eines Collegiaten noch fehlte.

Herr **Lanzio** war ein ſehr verdienter Rechtsgelehrter. Er beſaß eine anſehnliche Bibliothek, die mir, ſo wie ſein Tiſch, zu Dienſten ſtand: auch ſeine Frau Gemahlin bezeigte ſich ſehr gefällig gegen mich. Sie war noch jung und würde ganz artig ausgeſehen haben, wenn ſie nicht ein ungeheurer Kropf, der vom Kinn über den Buſen herabhing, auf das fürchterlichſte entſtellt hätte. Dieſe Zierrathen ſind in **Mailand** und **Bergamo** eben keine Seltenheit, allein der Kropf der Madam **Lanzio** war von einer ganz eignen Art. Er hatte eine ganze Familie von kleinen Kröpfen um ſich herum. Die Blattern ſind eine große Geiſſel für das weibliche Geſchlecht, allein ich kann mir nicht einbilden, daß ein junges Frauenzimmer, die davon gelitten, ihre Narben gegen einen mailändiſchen Kropf vertauſchen ſollte.

Ich benutzte die Bibliothek des Profeſſors fleißig; ich las die Inſtitutionen des römiſchen Rechts, und füllte meinen Kopf mit einer Menge Kenntniſſe aus dem Fache an, wofür ich beſtimmt war.

Doch blieb ich nicht immer allein bey juriſtiſchen Büchern, ich fand in der Bibliothek einen Schrank mit einer Sammlung alter und neuer Schauſpiele. Das war meine Lieblingslectüre. Ich nahm mir vor, ſo lange mein Aufenthalt in **Pavia** dauern würde, meine Zeit genau in das Studium der Rechtswiſſenſchaft und das Studium der komiſchen Dichter zu theilen; allein mein Eintritt ins Collegium brachte mich mehr zu Zerſtreuungen, als zum Fleiß, und es war ſehr wohl gethan, daß ich die drey Monate, die ich auf die Dimiſſorial-Briefe und Certificate von **Venedig** warten mußte, gut benutzt hatte.

Ich las nun zum zweitenmale mit mehr Einſicht und mehr Vergnügen die griechiſchen und römiſchen Dichter, und ſagte bey mir ſelbſt: Ich hätte wohl Luſt, ſie in ihren Planen, in ihrem Styl, in ihrer Präciſion nachzuahmen, aber ich würde wenig mit mir zufrieden ſeyn, wenn es mir nicht glückte, meinen Werken mehr Intereſſe, meinen Charakteren mehr Eigenthümlichkeit, und dem Ganzen mehr komiſche Stärke und glücklichere Entwickelungen zu geben.

Facile inventis addere.

Unſere ganze Hochachtung gebührt den großen Meiſtern, die uns zu allen Wiſſenſchaften und Künſten die Bahn gebrochen und den Weg gezeigt haben, allein jedes Jahrhundert hat ſeinen herrſchenden Geiſt, und jedes Klima ſeinen Nationalgeſchmack. Die Schriftſteller der Griechen und Römer kannten die Natur, und folgten ihr ſorgſam auf dem Fuße nach, allein ihre Schilderungen derſelben ſind ohne Schleyer und ohne Mäßigung entworfen.

Deshalb ſchrieben die Kirchenväter gegen die Schauſpiele, und die Päbſte belegten ſie mit dem Bann. Feinheit und Anſtand haben ſie verbeſſert, und das Verdammungsurtheil iſt in Italien widerrufen worden. Weit eher hätte das noch in Frankreich geſchehen ſollen. Warum es nicht geſchieht, iſt mir ein unbegreifliches Räthſel.

Ich ſuchte weiter in jener Bibliothek nach, und fand engliſche Theater, ſpaniſche Theater, franzöſiſche Theater, aber nirgend auch ein italieniſches Theater. Hier und da fiel mir ein einzelnes italieniſches Stück aus der alten Zeit in die Hände, aber keine Folge von Schauſpielen, keine Sammlung, die Italien hätte Ehre machen können.

Ich entdeckte mit Verdruß, daß dieſe Nation, die die dramatiſche Kunſt früher als irgend ein ander neueres Volk gekannt hat, einen ſo weſentlichen Mangel litt. Ich konnte nicht begreifen, **warum** und **wie** Italien dieſe Kunſt ſo vernachläßigt, erniedrigt und herabgewürdigt habe; ich fühlte eine brennende Begierde, mein Vaterland auch hierin ſich neben andern Ländern erheben zu ſehen, und verſprach mir, hierzu etwas beyzutragen.

Auf einmal kam ein Brief von **Venedig** mit den Dimiſſorialen, den Certificaten und dem Taufzeugniß. Dieß leztere ſezte uns in neue Verlegenheit.

Ich hatte noch zwey Jahre zu warten, ehe ich das Alter erreichte, das zur Aufnahme in das Collegium erfodert wurde. Der Himmel weiß, welcher Heilige ſich über mich erbarmte, und das Wunder verrichtete: **ich** weiß nur ſo viel, daß ich mich eines Abends mit ſechszehn Jahren zu Bette legte, und am folgenden Morgen mit achtzehn Jahren erwachte.

Neuntes Kapitel.

Einführung ins Collegium. Zerſtreungen.

Meine Mutter hatte mit vieler Geſchicklichkeit dem Mangel an väterlichen Erbgründen abzuhelfen gewußt, und die Dimiſſorial-Briefe des Patriarchen von **Venedig** erhalten. Ein Sekretär des Senats (Herr **Cavanis**) ließ ſie unter der Bedingung ausfertigen, daß mir, falls ich den geiſtlichen Stand ergreifen würde, eine beſondere Rente ausgeſezt werden ſollte.

Ich empfing alſo die Tonſur aus der Hand des Cardinal Cuſani, Erzbiſchofs von **Pavia**, und ging gleich aus der Kapelle Sr. Eminenz mit meinem Vater hin, mich im Collegio zu zeigen.

Der Vorſteher, den man auch Präfectus heißt, war Abt **Bernerio**, Profeſſor des geiſtlichen Rechts auf der Univerſität, apoſtoliſcher Protonotarius, und führte, kraft einer Bulle von **Pius** V, den Titel eines unmittelbar vom heiligen Stuhl abhängigen Prälaten.

Ich ward von dem Präfectus, dem Vice-Präfectus und Almoſenier aufgenommen. Man hielt eine kleine Anrede an mich, und ſtellte mich

den älteſten Zöglingen vor. So war ich einge-führt; mein Vater verließ mich, ging den folgenden Tag nach Mailand ab, um von da nach Hauſe zurückzukehren.

Vielleicht mißbrauche ich deine Nachſicht ein wenig zu ſehr, lieber Leſer. Ich unterhalte dich mit Kleinigkeiten, die dich unmöglich intereſſiren noch beluſtigen können, und doch muß ich dir noch mehr von dieſem Collegio erzählen, wo ich mein Glück machen ſollte, und mein Unglück machte. Ich muß dir Fehltritte bekennen, aber zugleich auch beweiſen, daß in meinem Alter und in meiner Lage eine ganz vorzügliche Tugend erforderlich geweſen wäre, um ſie zu vermeiden. Höre mich alſo mit Geduld an.

Wir wurden in dieſem Collegio ſehr gut geſpeißt, und waren nicht minder gut logirt. Wir hatten die Freiheit auszugehen, um die Akademie zu beſuchen, und gingen, wohin wir wollten. Das Geſez lautete ſo, daß jedesmal zwey und zwey zuſammen ausgehen, und zuſammen nach Hauſe kommen ſollten; allein wir verließen uns oft ſchon an der Ecke der nächſten Straße, und beſtimmten einen Ort, wo wir uns wieder antreffen wollten. Kamen wir allein, ſo erhielt der Thürſteher ein

Trinkgeld, und ſchwieg. Seine Stelle brachte ihm ſo viel ein, als wenn er Schweizer bey einem Staatsminiſter geweſen wäre.

Wir kleideten uns ſo elegant, wie Abbe's, die alle Geſellſchaften beſuchen. Wir trugen engliſche Tücher, franzöſiſche Seidenzeuge, geſtickte Kleider, Spitzen, eine Art von Nachtgewand ohne Aermel über dem Rocke, und eine ſamtne Stole, die auf der linken Schulter befeſtigt war, mit dem Gold und Silber geſtickten Wappen **Ghislieri**, über welchem die dreyfache päbſtliche Krone und die Schlüſſel des heil. **Petrus** ruhten. Dieſe Tracht, die man **Sovrana** nennt, und das Merkzeichen des Collegiums iſt, gab ein wichtiges Anſehen, das die Koketterie eines jungen Menſchen ſehr erheben mußte. Dieſes Collegium war alſo, wie man ſieht, kein Aufenthalt von Kindern. Wir thaten vollkommen alles, was wir wollten, hatten innerhalb Zerſtreuungen die Menge, und von außen viel Freiheit. Hier lernte ich fechten, tanzen, Muſik, zeichnen, und alle mögliche Geſellſchafts- und Hazardſpiele. Dieſe leztern waren verboten, wurden aber deshalb nicht weniger geſpielt. Vorzüglich koſtete mir das Primenſpiel viel Geld.

Waren wir einmal vor der Thüre, ſo betrachteten wir die Akademie aus der Ferne, und beſuchten die angenehmſten Häuſer. Die Collegiaten in Pavia werden daher auch von den Leuten in der Stadt wie Garniſonoffiziere angeſehen. Die Männer verwünſchen ſie, und die Weiber nehmen ſie mit offenen Armen auf.

Mein venetianiſcher Jargon gefiel den Damen, und gab mir einen Vortheil über meine Kameraden. Mein Alter und meine Figur, meine Couplets und Lieder hatten das Glück, viel Beyfall zu erhalten.

War es meine Schuld, wenn ich meine Zeit übel anwendete? Allerdings. Denn unter den Vierzigen, welche das Collegium ausmachten, gab es auch einige kluge, ſittſame und eingezogene Leute, denen ich hätte nachahmen können: aber ach! ich war nicht älter als ſechszehn Jahr, luſtig und ſchwach, liebte das Vergnügen, und ließ mich hinreißen und verführen.

So viel genug von dem erſten Jahre meines hieſigen Aufenthalts. Die Ferien näherten ſich. Sie fangen gegen Ende des Junius an, und dauern bis Ende Oktobers.

Zehntes Kapitel.

Meine erſten Ferien. Intereſſante Lectüre. Meine Abreiſe nach Modena. Komiſches Abentheuer.

Vier Monate Ferien! Dreißig Meilen brauchte ich, um nach Hauſe zu kommen, und eben ſo viel zur Rückreiſe. Zwar bezahlte man keine Penſion im Collegio, aber der Aufwand, den dieſe Reiſe erfoderte, war doch keine Kleinigkeit.

Ich hätte dieſe Zeit über in Penſion zu Pavia bleiben können, allein kein fremder Collegiate blieb da. Die Sovrana wird die Ferien über nicht getragen, und ſo lange wir das päbſtliche Wappen nicht auf der Achſel trugen, war ſehr zu befürchten, die Bürger möchten uns gewiſſe Vorzugsrechte, an deren Ausübung wir gewöhnt waren, ſtreitig machen.

Dazu kam, daß ich wußte, was für ein großes Vergnügen ich meiner Mutter durch einen Beſuch machen würde. Ich entſchloß mich geſchwind, und da ich eben nicht überflüſſig mit Gelde verſehen war, ſo machte ich die Reiſe zu Waſſer, mit einem Bruder des Kellners aus dem Collegio, der mir zum Bedienten und Begleiter diente.

Unterwegs ſtieß mir nichts Merkwürdiges auf. In Chiozza hatte ich weltliche Kleidung getragen, und kam jezt mit einem geiſtlichen Habit dahin. Mein kleiner Ueberſchlag flößte nun freylich keine große Ehrfurcht ein, nichts deſto weniger empfing mich meine gottesfürchtige Mutter wie einen Apoſtel. Sie umarmte mich mit einer gewiſſen Achtung, und bat mich, meinem Bruder, der ihr viel Verdruß machte, ins Gewiſſen zu reden.

Mein Bruder war ein lebhafter, wilder Burſche, der hinter der Schule weg nach dem Fiſchfang lief, in ſeinem eilften Jahre ſich wie ein Renomiſt herumſchlug, und ſich über die ganze Welt luſtig machte. Mein Vater, der ihn ſehr gut kannte, beſtimmte ihn zum Soldaten, meine Mutter aber wollte durchaus einen Mönch aus ihm machen. Dieß war der Gegenſtand unaufhörlicher Streitigkeiten zwiſchen ihnen beiden.

Mein Bruder kümmerte mich wenig. Ich ſuchte Zerſtreuungen, und fand keine. **Chiozza** war mir mehr als jemals zuwider. Es fiel mir ein, daß ich ehedem eine kleine Bibliothek gehabt hatte, ich ſuchte meinen alten Ciccognini, ich fand aber nur noch ein Stück von ihm. Den Reſt hatte mein Bruder zu Papilloten verbraucht.

Der Canonicus **Gennari** war immer noch der Freund vom Hauſe. Mein Vater hatte ihn von allen wirklichen und eingebildeten Krankheiten befreyt, und er war bey uns wie zu Hauſe. Ich bat ihn, mir einige Bücher zu verſchaffen, wo möglich, von der dramatiſchen Gattung. Der Herr Canonicus war nicht ſehr in der Litteratur bewandert, er verſprach mir indeß, ſein möglichſtes zu thun, um etwas für mich zu finden, und hielt Wort.

Einige Tage darauf brachte er mir eine alte Komödie in Pergament gebunden. Ohne ſich die Mühe zu geben, ſie vorher zu leſen, vertraute er mir ſie, unter dem Verſprechen, ſie ihm ſo bald als möglich wiederzugeben, an. Er hatte ſie, ohne etwas davon zu ſagen, aus dem Zimmer eines ſeiner Collegen mitgenommen.

Es war die **Mandragora** von **Machiavell.** Ich kannte ſie nicht, hatte aber viel davon reden hören, und wußte wohl, daß es eben kein ſehr züchtiges Stück war.

Ich verſchlang es bey der erſten Lectüre, und las es zehnmal nach einander. Meine Mutter hatte keine Acht weiter auf das Buch, da ſie wußte, daß ich es von einem Geiſtlichen bekommen hatte, aber mein Vater überraſchte mich ein-

ſtens auf meiner Stube, als ich eben mit Noten und Anmerkungen über die **Mandragora** beſchäftigt war. Er kannte dieſes Stück, und wußte, wie gefährlich es für einen jungen Menſchen von ſiebzehn Jahren wäre. Er fragte, von wem ich es hätte? Ich ſagte es ihm. Er gab mir einen derben Verweis, und entzweyte ſich mit dem armen Canonicus, der aus bloßer Trägheit geſündigt hatte. Ich hatte wichtige und triftige Gründe, mit denen ich mich gegen meinen Vater zu entſchuldigen dachte, allein ich konnte es nicht dahin bringen, daß er mich angehört hätte.

Nicht der freye Styl und die ſkandalöſe Intrike des Stücks machten mir Vergnügen, im Gegentheil empörte die Schlüpfrigkeit deſſelben mein Gefühl, und ich begriff ſehr wohl, daß der Mißbrauch einer Beichte ein häßliches Laſter vor Gott und Menſchen wäre: allein es war das erſte Charakterſtück, das mir in die Hände kam, und ich war entzückt darüber.

Ich wünſchte, die italieniſchen Dichter möchten uns, nach dieſem Stücke, nun auch andere ähnliche, aber anſtändige und die Sitten nicht beleidigende Luſtſpiele geliefert, und Charaktere, aus der Natur geſchöpft, die romanhaften Intriken verdrängt haben.

Aber dieſe Ehre, die komiſche Bühne zu adeln, und dadurch, daß ſie Laſter und Thorheiten züchtigte und verſpottete, nützlich zu machen, war dem **Moliere** vorbehalten.

Ich kannte damals dieſen großen Mann noch nicht, denn ich verſtand kein Franzöſiſch; ich nahm mir aber vor, es zu lernen, und bis dahin gewöhnte ich mir an, die Menſchen in der Nähe zu beobachten, und mir kein Original entgehen zu laſſen.

Die Ferien gingen allmälig zu Ende, und ich mußte nun an die Abreiſe denken. Ein Abbé von unſerer Bekanntſchaft hatte eine Reiſe nach **Modena** vor, mein Vater benutzte dieſe Gelegenheit, und ließ mich um deſto lieber den Weg nehmen, da ich in **Modena** Geld bekommen konnte.

Wir ſchifften uns alſo, mein Reiſegefährte und ich, auf ein Poſtfahrzeug nach **Modena** ein, kamen in zwey Tagen da an, und quartierten uns bey einem Pachter meines Vaters, der möblirte Zimmer vermiethete, ein.

Dieſer Mann hatte eine Magd im Hauſe, die weder jung noch alt, weder häßlich noch hübſch war. Sie ſah mich mit einem freundlichen Geſicht an, und ſorgte mit ganz vorzüglicher Aufmerkſamkeit für mich. Ich ſcherzte mit

ihr; ſie ſpielte nichts weniger als die Spröde. Ich ſah einigemal, daß ſie ein paar Thränen fallen ließ. Den Tag meiner Abreiſe ſtehe ich früh auf, meine Sachen in Ordnung zu bringen, und ſiehe da! Tönnchen (dieß war der Name des Mädchens) tritt in meine Stube, und fällt mir, ohne weitere Vorrede um den Hals. Ich war nicht unverſchämt genug, dieſe Gelegenheit zu benutzen. Ich trete zurück, ſie mir nach. Sie beſteht darauf, mich zu begleiten. — „Mich zu begleiten?“ — „Ja, lieber Freund, oder ich ſtürze mich zum „Fenſter hinaus.“ — „Ja, aber ich gehe mit „einer Poſtchaiſe.“ — „Recht gut, ſo ſind wir „unſer zwey.“ — „Und mein Bedienter?“ — „Iſt gewohnt, hinten auf zu ſtehen.“ — Herr und Frau vom Hauſe ſuchen Tönnchen allenthalben. Sie treten herein, und ſehen das arme Kind, das ſich in Thränen badet. — „Was „giebts denn hier?“ — „Nichts.“ Ich eile: ich muß fort. Ich hatte Tönnchen eine Zechine beſtimmt; ſie weinte, ich wußte nicht, was ich thun ſollte. Endlich reiche ich ihr die Hand hin, und biete ihr die Münze an. Sie nimmt ſie, küßt ſie, und ſteckt ſie weinend in die Taſche.

Eilftes Kapitel.

Reiſe nach Pavia. Gutes Glück zu Piacenza. Zuſammenkunft mit dem Marcheſe de' Goldoni. Zweites Jahr im Collegio.

Mein Geld reichte hin, die Poſt bis Pavia zu bezahlen; da ich aber in Modena meinen Vetter Zavariſi, der mir eine gewiſſe Summe auszahlen ſollte, nicht antraf; ſo würde ich, ohne einen glücklichen Zufall, der mir unterwegs begegnete, mit leerem Beutel im Collegio angekommen ſeyn. Denn obgleich alle Stellen deſſelben Freyſtellen ſind, ſo werden doch die Herren Stipendiaten nicht in ihren Vergnügungen frey gehalten.

Ich erreichte noch am Abend deſſelben Tages Piacenza. Von meinem Vater hatte ich ein Empfehlungsſchreiben an den Rath Barilli bey mir. Ich machte ihm alſo meinen Beſuch: er empfing mich ſehr höflich, und bot mir ein Logis in ſeinem Hauſe an, das ich, wie natürlich, nicht ausſchlug. Er war krank, und ſehnte ſich ſo ſehr nach Ruhe, als ich. Wir nahmen alſo unſer Abendbrod in der Eil zu uns, und legten uns zeitig zu Bette.

Ich

Ich dachte über meiner Lage nach, und gerieth auf den Einfall, von meinem lieben Herrn Vetter, der mir ein ſo guter, freygebiger Mann zu ſeyn ſchien, hundert Thaler zu borgen; allein ich überlegte, daß er meinem Vater nichts mehr ſchuldig war, und den Reſt noch vor Ablauf der beiden lezten Zahlungsfriſten abgetragen hatte. Ueberdieß fürchtete ich, daß meine Jugend und mein Schülerſtand keine ſichern und geſchickten Bürgen ſeyn möchten, ihm Zutrauen gegen mich einzuflößen.

Mit dieſer Unentſchloſſenheit und Beſorgniß legte ich mich nieder: aber, dem Himmel ſey es gedankt, niemals haben weder Verlegenheiten, in denen ich mich befand, noch Kummer, oder Betrachtungen und Grillen den geringſten Einfluß auf meinen Appetit und Schlaf gehabt. Ich ruhte dieſe Nacht ſo ſanft als irgend eine.

Am folgenden Morgen ließ mich der Herr Rath zum Frühſtück auf ſein Zimmer einladen. Ich war friſirt, angezogen; ich kam und fand alles fertig. Eine Suppe für meinen Wirth, und eine Taſſe Chokolade für mich. Wir frühſtückten, ſchwazten, und das Geſpräch ward nach und nach intereſſanter.

„Liebes Kind,“ ſagte er, „ich bin alt, habe ei„nen gefährlichen Anfall gehabt, und erwarte alle „Tage den Wink der Vorſicht, der mich aus die„ſer Zeitlichkeit abrufen wird.“ Ich fing an, ihm hierüber zu ſagen, was die Höflichkeit in ſolchen Fällen erfodert, er unterbrach mich aber, und ſagte: „Keine Schmeicheleyen, mein Freund, wir „werden geboren, um zu ſterben, und ich habe ein „hübſches Stück Weges zurückgelegt. Ihren „Herrn Vater,“ fuhr er fort, „habe ich wegen „den Reſt vom Heirathsgute, den meine Fami„lie der ſeinigen ſchuldig war, befriedigt: da blät„tere ich aber neulich in meinen alten Papieren, „und finde eine noch nicht abgeſchloſſene Rechnung „zwiſchen Herrn Goldoni, Ihrem Grosvater, „und mir.“ (O Himmel, ſagte ich zu mir ſelbſt, ſollten wir ihm gar noch ſchuldig ſeyn?) „Ich „habe alles genau unterſucht,“ ſezte er hinzu, „ich „habe die Bücher und Briefe mit einander vergli„chen, und bin nun überzeugt, daß ich bey ſeinen „Erben in Schuld ſtehe.“ — Hier lebte ich wieder auf, und wollte antworten; er ließ mich aber nicht zum Worte kommen, und fuhr in ſeiner Rede fort.

„Ich möchte nicht gerne ſterben,“ ſagte er, „ohne dieſe Schuld abgetragen zu haben. Meine

„Erben lauern auf meinen Tod, um das Vermö-
„gen zu verſchwenden, das ich für ſie geſpart habe,
„und Ihr Herr Vater würde Mühe haben, eh er
„ſich bezahlt machte. Ach,“ ſezte er hinzu, „wenn
„er hier wäre, mit welchem Vergnügen wollte ich
„ihm das Geld geben!“

„Mein Herr,“ fiel ich ihm mit einer wichti-
gen Miene ein, „ich bin ſein Sohn. Pater et
„filius cenſentur una et eadem perſona, *)
„ſagt Juſtinian: das wiſſen Sie beſſer als ich.“
— „Aha,“ verſezte er, „Sie ſind alſo Ju-
„riſt?“ — „Ja, mein Herr, ich werde nächſtens
„Licentiat werden, nach Mailand gehen, und
„dort als Advokat practiziren.“ — Er betrachtete
mich mit einer lächelnden Miene, und fragte: wie
alt ich wäre? Ich war ein wenig in Verlegen-
heit, denn mein Taufzeugniß und meine Aufnah-
me ins Collegium ſtimmten nicht zuſammen. Ich
antwortete aber doch mit Zuverſicht, und in der
That auch der Wahrheit gemäß: „Mein Herr,
„ich habe meine Matrikel bey mir: wollen Sie ſie
„ſehen? Sie werden finden, daß ich nach meinem
„achtzehnten Jahre im Collegio aufgenommen

F 2

*) Vater und Sohn werden als eine einzige Perſon betrachtet.

„worden: jezt iſt das zweite Jahr, daß ich darin„nen bin. Achtzehn und zwey machen zwanzig, „und ich ſtehe nahe an Einundzwanzigen. Annus inceptus habetur pro completo, *) und „nach dem venetianiſchen Codex wird man mit dem „einundzwanzigſten Jahre majorenn.“ (Ich ſuchte die Sache zu verwirren, denn in der That war ich nicht älter, als neunzehn Jahr.)

Allein Herr Barilli war mir zu ſchlau. Er merkte bald, daß ich noch minderjährig war, und daß er ſein Geld aufs Spiel ſetzen würde. Und doch hatte er von der andern Seite eine günſtige Empfehlung von meinem Vater in den Händen: wie konnte er auf den Gedanken gerathen, daß ich fähig wäre, ihn zu betrügen? Bey alle dem leitete er das Geſpräch ab, fragte, warum ich nicht das Geſchäfte meines Vaters ergriffen hätte, und erwähnte das Geld mit keinem Worte mehr.

Ich antwortete hierauf, daß ich keinen Geſchmack an der Arzneywiſſenſchaft fände, und kam augenblicklich auf die Sache zurück, die mir am Herzen lag. „Darf ich fragen, mein Herr, wie „ſtark die Summe iſt, die Sie meinem Vater

*) Ein angefangenes Jahr gilt für ein volles.

„ſchuldig zu ſeyn glauben?“ — „Fünfhundert „Thaler,“ war ſeine Antwort, „fünfhundert Tha„ler hieſiges Geld. Es liegt hier in dieſer Schub„lade.“ (Er zeigte auf die Schublade, allein er zog ſie nicht heraus.) „Mein Herr,“ fuhr ich mit ziemlich lebhafter Neugierde fort: „iſts in „Gold oder Silber?“ — „In Gold, und zwar „in florentiner Zechinen, die nächſt den venetia„niſchen am meiſten geſucht werden.“ — „Das „iſt ſehr bequem für den Transport.“ — „Wür„den Sie,“ fragte er mit einer lächelnden Miene, „würden Sie ſich wohl damit beläſtigen?“ — „Mit Vergnügen, mein Herr, ich quittire Sie, „ich gebe meinem Vater Nachricht davon, und „lege ihm Rechnung davon ab.“ — „Gut,“ ſagte er, „Sie nehmen das Geld, aber — Sie ver„thun es auch? Nicht wahr?“ — „Ah, mein „Herr,“ fiel ich ihm lebhaft ein, „Sie kennen „mich nicht: ich bin keiner ſchlechten Handlung „fähig. Den Almoſenier des Collegiums hat mein „Vater zum Caſſier meiner geringen Einkünfte ge„ſezt. Auf meine Ehre, mein Herr, ſobald ich „nach Pavia komme, liefere ich die Zechinen un„verzüglich in die Hände dieſes würdigen Man„nes.“ — „So ſey es denn, ich verlaſſe mich auf „Ihre Rechtſchaffenheit. Setzen Sie ſich nieder,

„ſchreiben Sie die Quittung nach dieſer Vorſchrift.“ Ich greife nach der Feder, Herr Barilli öfnet die Schublade, legt das Geld auf den Schreibtiſch; ich betrachte es mit wahrer Zärtlichkeit. „Halt, halt,“ ruft er auf einmal; „Sie ſind auf „der Reiſe: es giebt Spitzbuben.“ — Ich ſtelle ihm vor, daß ich mit der Poſt gehe, und daß nichts zu fürchten iſt. Er glaubt mich allein, und ſieht noch immer Gefahr. Ich laſſe meinen Begleiter, den Bruder des Kellners, hereinkommen. Dieß ſtellt ihn etwas zufrieden, doch bekömmt auch dieſer eine weitläuftige Vermahnung. Ich zittere noch immer; endlich — endlich giebt er mir das Geld, und meine Leiden ſind zu Ende.

Wir hielten noch eine Mittagsmahlzeit zuſammen: nach dem Eſſen kamen die Pferde, ich nahm Abſchied, und machte mich auf den Weg nach Pavia.

Sobald wir da eintrafen, ſuchte ich gleich meinen Caſſier auf, und händigte ihm die Zechinen ein. Ich verlangte nicht mehr als ſechs davon, die er mir gab. Mit dem Reſte dieſer Summe ging ich ſo ſparſam um, daß ich das ganze Jahr hindurch und ſelbſt für die Heimreiſe damit ausreichte.

Ich hatte dieſes Jahr über etwas weniger verthan, als das vorige: ich beſuchte meine Collegia auf der Akademie fleißig, und nahm an den wenigſten Luſtpartien, die in Anſchlag gebracht wurden, Antheil.

Im Monat Oktober und November wurden viere von meinen Kameraden Licentiaten. In Italien ſcheint keine Feyerlichkeit ohne ein Sonnett vor ſich gehen zu können. Ich galt für einen fertigen Verſemacher, und war der erklärte Lobredner aller guten und ſchlechten Köpfe worden.

In den Weihnachtsferien kam der Marcheſe de' **Goldoni**, als Präſident einer Commiſſion von dem Senat zu **Mailand**, einen Kanal in der Gegend, der zu mehreren Prozeſſen Veranlaſſung gegeben hatte, zu beſehen, nach **Pavia**. Er erzeigte mir die Ehre, mich rufen zu laſſen, und mit ſich zu nehmen. Nach ſechs Tagen kam ich, ſtolz auf die mir wiederfahrne Ehre, ins Collegium zurück. Dieſer Dünkel machte mir unendlichen Verdruß: er erregte den Neid meiner Kameraden, die vielleicht ſeit dieſer Zeit anfingen auf die Rache zu denken, die ſie das folgende Jahr an mir verübten.

Zwey von ihnen legten mir eine Schlinge, in die ich gerieth, und die mein Verderben ward. Sie führten mich an einen berüchtigten Ort, den ich nicht kannte. Ich wollte heraus, allein die Thüren waren verſchloſſen. Ich ſprang durchs Fenſter, das gab Lärm, und der Präfectus des Collegiums erfuhr es. Ich mußte mich rechtfertigen, und konnte es nicht anders als dadurch, daß ich die Schuldigen angab. In einem ſolchen Falle muß ſich retten, wer kann. Einer von ihnen ward aus dem Collegio geſtoßen, der andere ins Gefängniß geſezt; aber ich hatte nun alle meine Kameraden gegen mich.

Die Ferien kamen, ich hatte große Luſt, ſie in Mailand zuzubringen, und meinem Gönner von dem unangenehmen Zufalle, der mir begegnet war, Nachricht zu geben. Zwey Landsleute aber, die ich von ohngefähr in einem Ballhauſe antraf, machten, daß ich meinen Vorſatz änderte.

Es war der Sekretär und der Haushofmeiſter des Reſidenten der Republik Venedig zu Mailand. Dieſer Miniſter (Herr Salvioni) war eben geſtorben: ſein Gefolge und ſeine Equipage mußten nunmehr nach Venedig gebracht werden, und dieſe beide Herren waren in Pavia, um ein

bedecktes Fahrzeug zu miethen. Sie erboten ſich, mich mit ſich zu nehmen, verſicherten dabey, daß die Geſellſchaft vortreflich wäre, daß ich weder eine gute Tafel, noch Spiel, noch gute Muſik vermiſſen, und alles das umſonſt haben würde. Konnte ich eine ſo ſchöne Gelegenheit aus den Händen laſſen?

Ich ſagte, ohne einen Augenblick anzuſtehen, Ja! Da ſie aber ihren Weg ſo bald nicht antreten konnten, ſo mußte ich warten, und das Collegium ward geſchloſſen. Der Präfectus hatte, vielleicht um ſich bey meinem Gönner beliebt zu machen, die Artigkeit, mich bey ſich zu behalten. Dieſe Auszeichnung war ein neues Verbrechen in den Augen meiner Kameraden. Die Parteylichkeit des Vorſtehers reizte ſie noch mehr. Die böſen Leute! Ich bin genug dafür geſtraft worden.

Zwölftes Kapitel.

Anmuthige Reiſe. Eine Predigt von meiner Hand. Rückkehr nach Pavia durch die Lombardey. Angenehme Begegnung. Gefahr, ermordet zu werden. Aufenthalt in Mailand beym Marcheſe de' Goldoni.

Sogleich, als die Geſellſchaft reiſefertig war, ließ man mich holen. Ich begab mich an das Ufer des Teſſino, und trat in das bedeckte Fahrzeug, wo ich bereits alles verſammlet fand.

Man kann ſich nichts bequemeres, nichts artigeres denken, als ein ſolches kleines Schiff, (burchiello) das man ausdrücklich von Venedig hatte kommen laſſen. Es beſtand aus einem Saal und Vorſaal, beide getäfelt, mit einem erhöhten Gitterraume, auf beiden Seiten erleuchtet, und mit Spiegeln, Gemälden, Bildhauerarbeit, Schränken, Sitzen und Stühlen, alles nach der größten Bequemlichkeit, verſehen. Das nahm ſich ganz anders aus, als das Fahrzeug der Komödianten in Rimini.

Es waren unſer zehn Herren, und mehrere Bediente. Im Vorder- und Hinterraume ſtan-

den Betten, ob man gleich nur den Tag über auf dem Waſſer war. Man hatte ſich nämlich beredet, da, wo man gute Herberge fände, ſich einzuquartiren, und wo dieſe fehlte, ſich die Gaſtfreiheit der reichen Benediktiner, die an beiden Ufern des Po unermeßliche Güter beſitzen, zu Nutze zu machen.

Jeder von dieſen Herren ſpielte ein Inſtrument. Wir hatten drey Violinen, ein Violoncell, zwey Hautbois, ein Waldhorn und eine Zitter. Ich allein war zu nichts zu brauchen, worüber ich mich ſehr ſchämte. Um aber nicht ganz müßig zu ſeyn, wendete ich täglich zwey Stunden dazu an, alle Anekdoten und Zeitvertreibe des vergangenen Tages gut oder ſchlecht in Verſe zu bringen. Dieſe Gefälligkeit machte meinen Reiſegefährten großes Vergnügen. Wir vertrieben uns damit die Zeit nach dem Kaffee.

Muſik war ihre Lieblingsbeſchäftigung. Gegen Ende des Tages verſammleten ſie ſich auf einer Art von Verdeck, die das Dach dieſer ſchwimmenden Wohnung vorſtellte. Da erfüllten ſie weit und breit die Lüfte mit ihren harmoniſchen Accorden, und lockten von allen Seiten die Nymphen und Schäfer des Fluſſes herbey, der ehedem das Grab Phaetons wurde.

Du glaubſt, lieber Leſer, daß ich den Ton etwas zu hoch ſtimme? Du kannſt Recht haben; allein ſo beſchrieb ich unſere Serenade in meinen Verſen. Die ungeſchminkte Wahrheit iſt, daß die Ufer des Po (den die italieniſchen Dichter den König der Flüſſe nennen) von den ſämtlichen Bewohnern der umliegenden Gegend beſezt waren, die haufenweiſe herbeykamen, uns zu hören, die Hüte in die Luft ſchwänkten, die Schnupftücher fliegen ließen, und uns auf dieſe Weiſe ihr Vergnügen und ihren Beyfall zu erkennen gaben.

Gegen ſechs Uhr Abends erreichten wir Cremona. Man hatte es erfahren, daß wir durchpaſſiren würden. Die Ufer des Fluſſes waren alſo mit einer Menge von Leuten beſezt, die uns erwarteten.

Wir ſtiegen ans Land, und wurden mit der lebhafteſten Freude empfangen. Man führte uns in ein prächtiges Haus, das zwiſchen der Stadt und dem freyen Felde lag, und gab da ein Concert, an welchem viele Tonkünſtler aus der Stadt Theil nahmen. Hierauf folgte ein großes Souppee, die Nacht durch ward getanzt, mit Sonnenaufgang traten wir wieder in unſer Fahrzeug, wo uns unſere Matratzen vortrefliche Dienſte thaten.

Dieſelbe Scene ward mit einigen Veränderungen in Piacenza, in Stellada und Bottrigo, bey dem Marcheſe de' Taſſoni wiederholt. So kamen wir unter fröhlichem Gelächter, unter Spielen und Beluſtigungen in Chiozza an, wo ich mich von der angenehmſten, intereſſanteſten Geſellſchaft von der Welt trennen ſollte.

Meine Reiſegefährten erzeigten mir die Freundſchaft, bey mir abzuſteigen. Ich ſtellte ſie meinem Vater vor, der ihnen herzlichen Dank ſagte, und ſie zum Abendeſſen einlud. Sie mußten aber noch dieſen Abend nach Venedig, und lehnten es ab. Sie baten mich um die Verſe, die ich auf dem Wege gemacht hatte: ich verlangte Zeit, ſie ins Reine zu bringen, und verſprach ihnen, ſie nachzuſchicken, und erfüllte mein Verſprechen.

So war ich wieder in Chiozza, wo ich, wie gewöhnlich, Langeweile hatte. Ich werde mich bemühen, die Beſchreibung dieſes Aufenthalts ſo kurz zu faſſen, als ich mir den Aufenthalt ſelbſt gewünſcht hätte.

Meine Mutter hatte die Bekanntſchaft einer Nonne aus dem Kloſter des heil. Franziſcus gemacht. Sie hieß Donna Maria Eliſabetta Bonaldi, und war die Schweſter des Herrn Bonaldi, eines venetianiſchen Advokaten und

Notarius. Man hatte von Rom aus eine Reliquie des ſeraphiſchen Ordensſtifters erhalten, die man mit Pracht zur Erbauung öffentlich ausſtellen wollte. Dazu gehörte eine Rede. Die Dame **Bonaldi** rechnete auf meinen kleinen Ueberſchlag, und hielt mich ſchon für einen Moraliſten, Theologen und Redner. Sie beſchüzte einen jungen Abbe, der einen guten Anſtand, und ein gutes Gedächtniß hatte. Sie erſuchte mich, eine Predigt für ihren Freund aufzuſetzen, die er, wie ſie glaubte, ganz vortreflich vortragen würde.

Ich entſchuldigte mich anfangs, und lehnte den Antrag ab; als ich aber hernach überlegte, daß man jährlich im Collegio eine Lobrede auf den Pabſt Pius V. hielt, die gewöhnlich auch nur einen Stipendiaten zum Verfaſſer hatte, ſo ergriff ich doch noch dieſe Gelegenheit, mich in einer Kunſt zu üben, die mir überdieß nicht die ſchwerſte zu ſeyn dünkte.

In vierzehn Tagen war ich mit meiner Predigt fertig. Der kleine Abbe' lernte ſie auswendig, und trug ſie ſo gut vor, daß der geübteſte Prediger es nicht beſſer gemacht haben würde. Die Predigt machte großen Eindruck. Man weinte, ſchluchzte, rückte mit den Stühlen. Der Redner wurde ungeduldig, und ſchlug mit Hän-

den und Füßen aus, allein die lauten Aeußerungen des frommen Beyfalls nahmen nur deſto mehr zu. Das arme, kleine Männchen konnte nicht mehr, und ſchrie laut von der Kanzel: Stille! und ſtille ward es.

Man erfuhr, daß ich die Predigt gemacht habe. Was für Complimente ärntete ich nicht ein! Was für Prophezeihungen bekam ich da nicht anzuhören! Ich hatte den Nonnen rechtſchaffen geſchmeichelt, und vorzüglich eine äußerſt feine und zärtliche Apoſtrophe an ſie gerichtet, worin ich ihnen alle Tugenden, ohne den Fehler der Bigotterie, zuſchrieb. (Ich kannte ſie, und wußte, daß ſie wirklich nichts weniger als bigott waren.) Dieſe Galanterie brachte mir ein prächtiges Geſchenk von Stickwerk, Spitzen und andern Kleinigkeiten ein.

Die Arbeit mit der Predigt, und die Geſpräche dafür und dawider, die darauf folgten, beſchäftigten mich, bis meine Ferien bald zu Ende gingen. Mein Vater ſchrieb nach **Venedig**, und beſtellte einen Wagen, der mich nach **Mailand** bringen ſollte. Eben zur rechten Zeit bot ſich eine Gelegenheit dar, mit welcher wir, mein Vater und ich, nach **Padua** gingen. Es war ein Kutſcher aus **Mailand**, der eben im Begriff ſtand,

zurückzukehren. Der Mann war bekannt, man konnte ſich ihm anvertrauen. Ich reiſte alſo allein in einer Chaiſe mit ihm.

Außen vor der Stadt begegnete mein Führer einem Kameraden, der denſelben Weg zu machen, und auch nur Eine Perſon in ſeiner Chaiſe hatte.

Es war ein Frauenzimmer, das mir jung und artig vorkam. Meine Neugierde, ſie in der Nähe zu ſehen, ward auf der nächſten Station, wo wir zu Mittag ſpeiſten, befriedigt.

Sie war eine ſehr artige, liebenswürdige Venetianerin, der ich ohngefähr dreißig Jahre gab. Wir machten Bekanntſchaft, und richteten uns mit unſern Kutſchern ſo ein, daß wir, dem unangenehmen Herumwerfen auf böſen Wegen zu entgehen, beide in Einer Chaiſe Platz nahmen, und zwey Pferde immer wechſelsweiſe ledig gingen.

Unſere Unterhaltung war angenehm und lebhaft, dabey aber ſehr anſtändig. Ich merkte bald, daß meine Reiſegefährtin eben keine Veſtalin wäre, allein ſie hatte den Ton der guten Geſellſchaft, und wir brachten die Nächte in abgeſonderten Zimmern mit der größten Regelmäßigkeit zu.

Bey Deſenzano, am Ufer des Gardſees, zwiſchen Breſcia und Verona, kehrten wir in einem Gaſthofe ein, der an den See gränzte.

Es waren eben viel Reiſende da, und für Madam und mich nur noch Ein Zimmer mit zwey Betten übrig. Was war zu thun? Wir mußten wohl vorlieb nehmen. Das Zimmer war geräumig, die Betten berührten ſich nicht. Wir aßen, wünſchten uns eine gute Nacht, und jedes machte ſich zu ſeinem Nachtlager.

Ich ſchlief, wie gewöhnlich, ſehr bald ein; ein heftiges Geräuſch aber unterbrach meinen Schlaf. Ich ſprang auf. Es war kein Licht mehr da. Allein beym Glanz des Mondes, der durch die Fenſter ohne Laden und Vorhänge ins Zimmer ſchien, ſah ich eine Frauensperſon im Hemde, und einen Mann zu ihren Füßen. Ich frage, was das bedeuten ſoll? Meine ſchöne Heldin, mit einer geſpannten Piſtole in der Hand, befiehlt mir mit einem ſtolzen und ſpöttiſchen Tone: „Herr Abbe', machen Sie die Thüre auf, rufen „Sie Diebe! und dann legen Sie ſich wieder nie„der.“ — Ich gehorche, öffne die Thüre, rufe, es kommen Leute herbey, der Dieb wird ergriffen; ich erkundige mich nach den Umſtänden, allein die Amazone würdigt mich keiner Antwort. Ich

Bayerische Staatsbibliothek München

zucke die Achſeln, lege mich wieder nieder, und ſchlafe bis an den Morgen.

Mit Tagesanbruch fuhren wir weiter. Ich ſtattete meiner Begleiterin meinen Dank ab; ſie ſcherzte in ihrem Tone fort; wir kamen nach **Breſcia**, endlich nach **Mailand**. Hier nahmen wir höflichen Abſchied: ich, ſehr zufrieden mit ihrer Zurückhaltung, ſie, vielleicht ſehr unzufrieden mit meiner Enthaltſamkeit.

Ich ſtieg beym Herrn Marcheſe **de' Goldoni** ab, und brachte die ſechs Tage, die noch von den Ferien übrig waren, bey ihm zu. Mein Gönner ſagte mir viel Schönes und Schmeichelhaftes, das ſeine Wirkung nicht verfehlte, meine Hofnungen und meinen Muth zu beflügeln. Ich glaubte mich auf dem Gipfel des Glücks, und ſtand am Rande des Verderbens.

Dreyzehntes Kapitel.

Drittes Jahr im Collegio. Meine erſte und lezte Satyre. Ich werde aus dem Collegio geſtoßen.

In **Mailand** erfuhr ich den Tod des Vorſtehers meines Collegiums. Seinen Nachfolger, den Abt **Scarabelli**, kannte ich ſchon. Mein erſtes Geſchäft nach meiner Ankunft in **Pavia** war, daß ich dem neuen Präfectus meine Aufwartung machte, der in genauer Verbindung mit dem Senator **de' Goldoni** ſtand, und mich ſeiner Gewogenheit verſicherte.

Auch dem Dekan der Zöglinge machte ich meine Viſite. Nach den erſten Complimenten fragte er mich, ob ich dieſes Jahr meine Theſe im bürgerlichen Rechte vertheidigen wollte? Er ſezte hinzu, die Reihe wäre an mir, wenn ich aber nicht zu eilen hätte, ſo würde ihm ein Gefalle geſchehen, wenn er einem andern meinen Platz geben könnte. Ich ſagte ihm frey heraus, daß ich, da die Reihe nun einmal an mir wäre, nicht Luſt hätte, einen andern vorſpringen zu laſſen. Es läge mir viel daran, meinen Curſus zu endigen und mich in **Mailand** zu etabliren. Ich bat deshalb auch noch denſelben Tag unſern Präfectus, daß er durch-

Loos die Punkte, die ich vertheidigen ſollte, beſtimmen möchte. Der Tag wurde angeſezt, die Artikel mir eingehändigt, und in den Weihnachtsferien ſollte ich meine Theſe vertheidigen.

Alles ging nach Wunſch. Mein ganzes Beſtreben war nun, mit meinem Probeſtück Ehre einzulegen, ohne daß ich deshalb meinen gewöhnlichen Vergnügungen entſagte. Zwey Tage darauf ging ich aus, Beſuche zu machen. Ich fing bey dem Hauſe an, das mich am meiſten intereſſirte, zog an der Klingel, (es giebt in Italien keine Thürſteher) man öffnete die Thüre, und kam mir entgegen. — „Madam iſt krank, und Mammſel „ſieht Niemand.“ — Ich bedaure es, und trage dem Bedienten viele Complimente auf.

Ich gehe vor eine andere Thüre, und ſehe den Bedienten. — „Kann man die Ehre haben, den „Damen aufzuwarten?“ — „Das ganze Haus „iſt auf das Land.“ — Und doch hatte ich zwey Hauben am Fenſter geſehen. Ich begriff nichts davon. Ich ging an einen dritten Ort, und auch da war niemand zu Hauſe.

Ich geſtehe, daß ich ſehr aufgebracht war. Ich mußte wohl merken, daß es darauf angefangen war, mich zu beleidigen; aber warum? Ich wagte keinen neuen Verſuch, um mir eine neue

Unannehmlichkeit zu erſparen, und ging voll Unruhe und Wuth nach Hauſe.

Gegen Abend erzählte ich am Kamin, wo ſich die Zöglinge gewöhnlich zu verſammeln pflegten, mit einer gleichgültigern Miene, als mir ums Herz war, das Abentheuer des Tages. Einige bedauerten mich, andre lachten mich aus. Unterdeſſen ward es Zeit zum Abendeſſen, wir gingen ins Refectorium, und nachher in unſere Schlafzimmer.

Indeß ich hier ſo über den Verdruß, den ich gehabt hatte, nachdenke, höre ich an meine Thüre klopfen; ich mache auf, und ſehe viere von meinen Kameraden, die, wie ſie ſagen, kommen, mir etwas wichtiges mitzutheilen. Ich hatte nicht Stühle genug, wir bedienten uns alſo des Bettes ſtatt eines Kanapee. Ich war ſehr neugierig zu erfahren, ſie fingen aber alle viere auf einmal an zu ſprechen; jeder wollte das, was ihm begegnet war, zuerſt erzählen, jeder zuerſt ſeinen Vorſchlag thun. Was ich davon verſtehen konnte, war ohngefähr dieſes.

Die Bürger von Pavia waren von jeher unſere geſchwornen Feinde. In den lezten Ferien haben ſie eine Verſchwörung gegen uns angezeddelt. Sie haben in ihren Zuſammenkünften be-

ſchloſſen, daß kein Mädchen, die nur einigen Umgang mit uns hätte, einen Bürger der Stadt zum Manne bekommen ſollte. Vierzig Perſonen haben ſich ſchon unterzeichnet. Dieſe förmliche Akte ward als ein Umlauf in alle Häuſer geſchickt. Mütter und Töchter geriethen in große Unruhe, und von dieſem Augenblicke an ſind wir in ihren Augen gefährliche Leute, die man fliehen muß.

Die übereinſtimmende Meynung meiner vier Mitbrüder war, daß man ſich rächen müſſe. Ich hatte keine große Luſt, mich darein zu miſchen, allein ſie ſchalten mich ſo lange eine feige, furchtſame Memme, bis ich die Albernheit hatte, meiner gekränkten Ehre Genugthuung verſchaffen zu wollen, und ihnen verſprach, gemeinſchaftliche Sache zu machen.

Ich glaubte, mit vier Freunden zu thun zu haben, und es waren die ſchwärzeſten Verräther, die nichts als meinen Untergang ſuchten. Ich war ihnen ſchon ſeit dem vorigen Jahre ein Dorn in den Augen. Dieſen Haß hatten ſie ein ganzes Jahr durch genährt, und mir eine ſchwache Seite abzulauern geſucht, die ihnen Gelegenheit gäbe, ihn zu befriedigen. Endlich ward ich das Opfer deſſelben; allein ich war kaum achtzehn Jahr,

und hatte mit alten Füchſen von 28 bis 30 Jahren zu thun.

Dieſe ehrlichen Leute hatten die Gewohnheit, Piſtolen in der Taſche zu tragen. Ich hatte noch nie eine in Händen gehabt. Sie machten mir ſehr großmüthig ein Geſchenk mit einem Paare, die ich ſehr artig fand, und zulezt förmlich liebgewann.

Ich trug nun Feuergewehr bey mir, ohne zu wiſſen, was ich damit machen ſollte. Mir mit Gewalt eine Thür zu öffnen? Die Gefahr, die ich dabey lief, abgerechnet, ſtritt das zu ſehr gegen meine Begriffe von Rechtſchaffenheit und Wohlſtand. Gern wäre ich der unnützen Laſt los geweſen, allein meine guten Freunde beſuchten mich fleißig, thaten friſches Pulver auf die Pfanne, erzählten mir von ganz unerhörten Thaten, zu denen ſie ihr Muth getrieben haben ſollte; von Schwierigkeiten, die ſie aus dem Wege geräumt, und von Nebenbuhlern, die ſie in den Sand geſtreckt hätten. Ich, meiner Seits, hatte dafür Thüren und Thore aufgeſprengt, Weiber und Mädchen zahm gemacht, und den fürchterlichſten Renomiſten die Stirn geboten. In unſern Beſchreibungen waren wir ſämtlich ſehr kühne Hel-

den, und in der That ſämtlich ſehr feige Memmen.

Als die Verräther merkten, daß ich mich mit meinen Piſtolen ſchwerlich in den Mund der Leute bringen würde, ſo ſchlugen ſie einen andern Weg ein. Es wurde bey den Vorgeſezten angebracht, ich trüge Feuergewehr bey mir. Man viſitirte mich, und fand die Piſtolen.

Der Präfectus des Collegiums war eben nicht in Pavia, und der Unter-Präfectus gab mir auf meinem Zimmer Arreſt. Mein erſter Gedanke war, die Zeit dieſes Arreſts auf die Ausarbeitung meiner Theſe zu wenden, allein meine Verſucher zerſtörten auch dieſen Plan, und verführten mich auf eine Art, die deſto gefährlicher für mich werden mußte, jemehr ſie meine Eigenliebe kitzelte.

„Sie ſind ein Dichter," ſagten ſie zu mir, „Sie haben ſtärkere und ſicherere Waffen zur Rache, als Piſtolen und Kanonen ſind. Ein geſchickter Federzug gleicht einer Bombe, die das Hauptziel zerſchmettert, und deren Trümmer ſogar alles, was ſich in der Nähe findet, beſchädigen." „Nur friſch gewagt," ſchrien ſie alle auf einmal, „wir wollen Ihnen ſonderbare Anekdoten genug an die Hand geben, und Sie rächen uns und ſich ſelbſt.

Ich ſah die Gefahr und die Unannehmlichkeiten wohl ein, denen man mich ausſetzen wollte: ich ſtellte ihnen die nachtheiligen Folgen vor, die ein ſolcher Schritt nach ſich ziehen müßte. „Keinesweges,“ verſezten ſie. „Kein Menſch erfährt ein Wort davon. Wir ſind vier gute „Freunde, vier rechtſchaffene Leute: wir verſprechen Ihnen die möglichſte Vorſicht, und ſchwören den feyerlichſten Eid, daß Niemand das geringſte von uns erfahren ſoll.“

Mein natürliches Temperament machte mich nachgiebig, und die Gelegenheit zum Narren. Ich ließ mich alſo bereden, befriedigte das Verlangen meiner Feinde, und gab ihnen ſelbſt die Waffen gegen mich in die Hand.

Ich hatte mir vorgenommen, eine Komödie im Geſchmack des Ariſtophanes zu verfertigen, aber ich fühlte bald, daß meine Kräfte nicht hinreichen würden, überdieß wären mir die Zeitumſtände nicht günſtig geweſen: ich verfertigte alſo eine **Atellana**. *) (Eine Gattung unförmlicher

*) Goldoni nennt ſeine Satyre oder vielmehr ſein Pasquill, denn das war es doch eigentlich, mit Unrecht eine Atellana. Die Atellanen waren ſchon eine verfeinerte Gattung dramatiſcher Vorſtellungen, und nicht

Luſtſpiele bey den Römern, die nichts als eine Reihe luſtiger Einfälle und Satyren enthielten.)

Der Titel meiner Atellana war: **Der Koloß.** Der koloſſaliſchen Statue der Schönheit in allen ihren Verhältniſſen Vollkommenheit zu geben, nahm ich von dieſem Frauenzimmer die Augen, von jenem den Mund, von noch einer andern den Buſen, u. ſ. w. Kein Glied des Körpers ward vergeſſen. Die Künſtler und Liebhaber aber, die ich daneben aufführte, waren verſchiedener Meynung; ſie fanden allenthalben etwas auszuſetzen.

Dieſe Satyre mußte die Delikateſſe mancher braven und reſpektablen Familie beleidigen. Dazu kam noch, daß ich das Unglück hatte, ſie durch ſtachlichten Witz und einige Züge von jener vis comica, die ſich bey mir mit viel Natur, aber

mehr Perſonalſatyren. Die Geſetze hatten der Freyheit der dramatiſchen Dichter Schranken geſezt, die

jam verterant modum, formidine fuſtis
Ad bene dicendum delectandumque redacti —

Und Valerius Maximus (L. II. c. 4.) nennt dieſe Gattung von Schauſpielen — genus delectationis italica ſeveritate temperatum ideoque vacuum nota —

mit deſto weniger Vorſicht äußerte, intereſſant zu machen.

Meine falſchen Freunde fanden meine Arbeit vortreflich. Sie ließen einen jungen Menſchen kommen, der in Einem Tage zwey Abſchriften davon nehmen mußte, welche die Schurken zu ſich ſteckten, und ſie durch alle Zirkel und Kaffeehäuſer laufen ließen. Sie wiederholten ihre Schwüre, daß mein Name nicht genannt werden ſollte, und hielten Wort. Allein ich hatte vor einiger Zeit einen Vierverſ*) gemacht, der meinen Namen, Vornamen und mein Vaterland enthielt; dieſen ſezten ſie an den Schluß des Gedichts, als ob ich die Kühnheit gehabt hätte, mich dieſer Arbeit zu rühmen.

Die Atellana ward die Neuigkeit des Tages. Wer gleichgültig bey der Sache ſeyn konnte, beluſtigte ſich an dem Werke, und verdammte dennoch den Urheber. Ein Dutzend Familien aber ſchrien nach Rache. Man ſtand mir nach dem Leben. Zum Glück war ich noch im Arreſt. Viele von meinen Kameraden wurden inſultirt, und das ganze Collegium belagert. Man ſchrieb an den

*) So hat ſchon Opitz, und wie mich dünkt, ſehr gut das griechiſche Tetraſtichon und das franzöſiſche Quatrain überſezt.

Präfectus, der in aller Eil zurückkam, und mich gern gerettet hätte. Er ſchrieb an den Senator de' Goldoni, dieſer legte bey dem Senator Erba Odeſcalchi, Kommendant in Pavia, Vorſpruch ein. Man ſezte den Erzbiſchof, von dem ich die Tonſur erhalten, den Marcheſe de' Ghislieri, der mich ernannt hatte, kurz alle meine Gönner zu meinem Beſten in Bewegung: allein ihre Bemühungen waren durchaus vergeblich: ich mußte aufgeopfert werden. Ohne die Rechte des Orts, wo ich mich befand, würde die Juſtiz ſich meiner bemächtigt haben. Man kündigte mir die Verweiſung aus dem Collegio an, und wartete nur, bis der Sturm ſich ein wenig gelegt haben würde, um mich ohne Gefahr über das Stadtgebiete zu bringen.

Man denke ſich mein Entſetzen, meine Gewiſſensbiſſe, meine Reue! Meine Hofnungen auf einmal vereitelt, alle meine Plane zertrümmert, meine Zeit verloren! Aeltern, Gönner, Freunde, Bekannte, alles mußte gegen mich ſeyn. Ich war betrübt, traurig, troſtlos; kam nicht aus meinem Zimmer; beſuchte Niemand, Niemand beſuchte mich. Der ſchmerzhafte Zuſtand, die unglückliche Lage!

Vierzehntes Kapitel.

Traurige Reiſe. Mislungene Abſichten. Sonderbare Begegnung.

So lebte ich in meiner Einſamkeit, von Traurigkeit zu Boden gedrückt, ſchlug mich mit ſchwermüthigen Gedanken herum, und machte Entwürfe, die jeden Augenblick andern weichen mußten. Der Schade, den ich mir ſelbſt, und das Unrecht, das ich andern Perſonen zugefügt hatte, ſchwebte mir unaufhörlich vor den Augen: und die Ueberzeugung von dieſem leztern quälte mich noch mehr, als mein eigenes Unglück, das ich, wie ich mir ſelbſt geſtehen mußte, nur zu ſehr verdient hatte.

Sollte man nach ſechszig Jahren noch irgendwo in Pavia ſich meiner Perſon und meiner Unbeſonnenheit erinnern, ſo bitte ich alle diejenigen, die ich damals beleidigt habe, um Vergebung. Ich verſichere ihnen, daß ich dafür geſtraft worden, und meinen Fehler hinlänglich gebüßt habe.

Noch war ich in meinen traurigen Betrachtungen vertieft, als man mir einen Brief von meinem Vater brachte, der meinen Kummer und

meine Verzweiflung auf eine ſchreckliche Art vermehrte. Hier iſt er!

„Ich wünſchte, mein lieber Sohn, du brächteſt „deine dießjährigen Ferien in Mailand zu. Ich „habe verſprochen, nach Udine im venetianiſchen „Friaul zu kommen, dort eine Kur vorzunehmen, „die vielleicht langwierig werden kann; und ich „weiß nicht, ob ich nicht zugleich, oder doch nachher, in das öſterreichiſche Friaul, zu einer andern Perſon, die an derſelben Krankheit darnieder liegt, gehen muß. Ich will dem Herrn „Marcheſe ſchreiben, und ihn an ſeine großmüthigen Anerbietungen erinnern: gieb dir nun „aber auch von deiner Seite Mühe, ſeine Güte „zu verdienen. Du meldeſt mir, daß du in kurzem „eine Theſe vertheidigen wirſt; ſorge dafür, daß „du Ehre damit einlegſt. Das iſt das ſicherſte „Mittel, deinen Gönnern zu gefallen, und deinem Vater und deiner Mutter, die dich beide „zärtlich lieben, die größte Freude zu machen, „u. ſ. w.“

Dieſer Brief ſchlug mich ganz zu Boden. „Wie,“ ſagte ich zu mir ſelbſt, „wie könnte ich mich unterſtehen, mit Schande und allgemeiner Ver-

achtung beladen, meinen Aeltern unter die Augen zu treten?“ Der Gedanke an dieſen fürchterlichen Augenblick erſchreckte mich ſo ſehr, daß das erſte Vergehen mich beynahe zu einem zweiten verleitete, das mein gänzliches Verderben hätte nach ſich ziehen können.

„Nein! nimmermehr ſetze ich mich den verdienten, demüthigenden Vorwürfen meiner erzürnten Familie aus. Chiozza ſoll mich nicht wiederſehen. Lieber an jeden andern Ort. Ich will umherwandern, mein Heil verſuchen, und meinen Fehler gut machen, oder ſterben. Ja, nach Rom will ich: vielleicht finde ich den Freund meines Vaters, der ihm ſo viel Gutes gethan hat. Der wird mich nicht verlaſſen. Ach, wenn ich ein Schüler von Gravina werden könnte, von dieſem gelehrten Manne, der in den ſchönen Wiſſenſchaften und der dramatiſchen Kunſt ſeines Gleichen ſucht! Himmel! wenn ich mich auch, wie Metaſtaſio, in ſeine Gunſt ſetzen könnte! Hab' ich nicht auch Anlagen, Talente, Genie? Ja, nach Rom, nach Rom! Aber wie hinkommen? Woher Geld nehmen? . . Ich geh zu Fuße . . zu Fuße? . . ja, zu Fuße. Und mein Koffer, und meine Kleider? Zum Henker mit Koffer und Kleidern! Vier Hemden, Strümpfe, Halsbin-

den und Nachtmützen: das iſt alles, was ich brauche.“ — Unter dieſen träumeriſchen, ausſchweifenden Gedanken, füllte ich ein Felleiſen mit Wäſche an, und legte es unter meinen Koffer, um es mit nach Rom zu nehmen.

Der Augenblick zum Aufbruch war da. Ich ſchrieb an den Almoſenier des Collegiums, und bat ihn um Geld. Er antwortete mir, daß er von meinem Vater nichts mehr in Händen habe, indeß ſollte ich auf der Reiſe zu Waſſer bis nach Chiozza freygehalten werden, und von dem Hausverwalter einen kleinen Vorſchuß auf meines Vaters Rechnung bekommen.

Den folgenden Tag in aller Frühe kam eine Kutſche und holte mich ab. Man packte den Koffer auf, der Verwalter ſezte ſich mit mir ein. So fuhren wir nach dem Teſſino, wo wir in ein kleines Boot traten, und bey dem Zuſammenfluß des Teſſino mit dem Po ein großes aber garſtiges Fahrzeug, das Salz geladen hatte, erreichten. Mein Begleiter übergab mich dem Schiffsherrn, und ich ſah, daß er ihm etwas in das Ohr ſagte. Hierauf händigte er mir ein kleines Päktchen von dem Almoſenier des Collegiums ein, wünſchte mir eine glückliche Reiſe, und verließ mich.

Ich hatte nichts dringenders, als meinen Schatz zu unterſuchen. Ich öffnete das Päktchen: o Himmel, welch eine angenehme Ueberraſchung! Ich fand nicht weniger, als 42 florentiner Zechinen. (Ohngefähr zwanzig Louisd'or.) Das kam meinem Reiſeprojekt nach Rom treflich zu ſtatten: Ich nahm mir nun vor, mit ſamt meinem Koffer auf der Poſt zu gehen. ‥ Wie aber hat nur der Almoſenier, der von meinem Vater nichts vorräthig hatte, mir eine ſo große Summe anvertrauen können? Ich ſtellte noch hierüber meine Betrachtungen an, und machte eben die ſchönſten Plane, als der Verwalter in ſeinem Boote zurückkam. Er hatte ſich geirrt, und mir das Geld gegeben, das er für das Collegium an einen Holzhändler bezahlen ſollte. Er nahm es alſo wieder zurück, und gab mir ſtatt deſſen dreiſſig Paoli. *)

Das war mein ganzer Reichthum. Nach Chiozza zu kommen, brauchte ich zwar kein Geld — aber nach Rom! Die Zechinen, die ich in Händen gehabt hatte, machten mich noch trauriger, und doch mußte ich mich tröſten, und mich in die Beſchwerden der Pilgrimſchaft ergeben.

*) Ohngefähr 4½ Thaler.

Mein Bette ſtand im Vorderraume, und mein Koffer neben mir. Mittags und Abends aß ich mit meinem Wirth, der das Fahrzeug führte, und Erzählungen vorbrachte, bey denen man ſtehend hätte einſchlafen können.

Nach zwey Tagen erreichten wir **Piacenza**. Der Patron hatte Geſchäfte in der Stadt; er machte alſo Halt und trat ans Land. Ich wollte dieſen Augenblick zur Flucht benutzen, nahm mein Felleiſen und ſagte meinem Mann, daß ich den Auftrag hätte, es an den Rath **Barilli** abzugeben, und mich nun der guten Gelegenheit bedienen wolle. Der verdammte Kerl trat mir in den Weg, und ſagte, er habe ausdrücklichen Befehl, mich nicht gehen zu laſſen. Ich beſtand auf meinem Willen, und er drohte mir, nach der Wache zu rufen. Was hätte es geholfen, ſich der Gewalt zu widerſetzen? Ich hatte unter drey Dingen die Wahl: vor Verdruß zu ſterben, nach **Chiozza** zu gehen, oder mich in den **Po** zu ſtürzen. Ich wählte das zweite, und ging in meinen Winkel zurück. Mein Unglück hatte mir noch keine Thräne ausgepreßt; jezt weinte ich zum erſtenmale.

Gegen Abend rufte man mich zu Tiſche; ich ſchlug es ab. Ein paar Augenblicke darauf höre

ich eine unbekannte Stimme, die mit einem pathetiſchen Tone die Worte Deo gratias ausſprach. Es war noch ziemlich hell, ich ſehe durch einen Spalt in der Thüre, und erblicke einen Geiſtlichen der mich ſucht. Ich öffne den Vorhang, und er tritt herein.

Es war ein Dominikaner von Palermo, der Bruder eines bekannten Jeſuiten und berühmten Predigers. Er hatte ſich heut in Piacenza eingeſchifft, und ging, wie ich, nach Chiozza. Er wußte meine Geſchichte; der Patron hatte ihm alles entdeckt. Er kam, mir ſeinen zeitlichen und geiſtlichen Troſt anzubieten, den er mir vermöge ſeines Standes ſchuldig war, und den meine Lage zu erfodern ſchien.

Seine Rede war voll Empfindung und Salbung; ich ſah ſogar Thränen in ſeinen Augen: wenigſtens trocknete er ſie mit dem Schnupftuche. Ich ward gerührt, und ergab mich ganz in ſeinen Willen.

Der Patron ließ ſagen, man warte mit dem Eſſen auf uns. Der ehrwürdige Pater hatte wenig Luſt, ſeine Mahlzeit einzubüßen; von der andern Seite merkte er, daß mein Gewiſſen anfing aus ſeinem Schlummer zu erwachen. Er ließ alſo den Patron bitten, noch einen Augenblick zu

warten: alsdann wendete er ſich zu mir, umarmte mich, weinte, öffnete mir die Augen über die gefährliche Lage meiner Seele, wie leicht der hölliſche Feind ſich derſelben bemächtigen, und ſie in den ewigen Abgrund ſtürzen könne. Ich hatte, wie ich ſchon oben erwähnt habe, bisweilen hypochondriſche Launen, und befand mich eben jezt auch in dieſem kläglichen Zuſtande. Mein Exorciſt wurde dieß bald gewahr, und ſchlug mir vor, ich ſollte beichten. Ich warf mich zu ſeinen Füßen. „Gott ſey gelobt!“ ſagte er. „Ja, liebes Kind, „bereitet euch nur einſtweilen dazu vor, ich komme gleich wieder.“ Mit dieſen Worten ging er, ohne mich mitzunehmen, zu Tiſche.

Ich blieb auf den Knien liegen, nnd ſtellte die ſtrengſte Gewiſſensrüge an. Nach einer halben Stunde kam der Pater mit einem Lichte in der Hand zurück. Er ſezte ſich auf meinen Koffer, ich ſagte mein **Confiteor**, und legte die Generalbeichte mit innerer Vernichtung und hinreichender Zerknirſchung ab. Nun kam es an die Buße. Die Hauptſache war, den Familien, gegen die ich meine ſatyriſchen Pfeile abgedrückt hätte, vollkommene Genugthuung zu geben. Das aber war vor der Hand unmöglich. „Bis Ihr im Stande „ſeyd,“ ſagte der ehrwürdige Pater, „förmlich zu

„widerrufen, giebt es kein anderes Mittel, den „Zorn Gottes zu verſöhnen, als Allmoſen. Allmoſen iſt das größte verdienſtliche Werk, wodurch „wir unſere Sünde austilgen können.“ — „Ja, „Herr Pater,“ verſezte ich, „das will ich „thun.“ — „Der Wille, der gute Vorſatz,“ erwiederte er, „iſt nicht genug, das Opfer muß auf „der Stelle geſchehen.“ — „Ja, aber ich habe „nur dreißig Paoli in meinem ganzen Vermögen.“ — „Schadet nichts, mein Kind. Wer alles „giebt, was er hat, giebt genug, und wäre es noch „ſo wenig.“ — Ich zog alſo meine dreißig Paoli aus der Taſche, und gab ſie meinem Beichtvater, mit der Bitte, ſie an die Armen zu vertheilen. Er war ſo gefällig, das Geld zu nehmen, und mir dafür die Abſolution zu geben.

Ich wollte mit der Beichte fortfahren, ich glaubte dieſes und jenes vergeſſen zu haben; der ehrwürdige Vater aber ſehnte ſich nach Ruhe, die Augen fielen ihm einmal über das andere zu. Er bat mich, ruhig zu ſeyn, faßte mich bey der Hand, gab mir den Segen, und ging hurtig in ſeine Schlafkammer.

Wir waren acht Tage unterwegs. Gern hätte ich alle Tage einmal gebeichtet, wenn es mir nicht an Geld zur Buße gefehlt hätte.

Funfzehntes Kapitel.

Meine Ankunft in Chiozza. Noch etwas von dem ehrwürdigen Pater. Meine Reiſe nach Udine. Nachrichten von dieſer Stadt und der Provinz Friaul.

Zitternd kam ich mit meinem Beichtvater, der es über ſich genommen hatte, mich mit meinen Aeltern auszuſöhnen, in Chiozza an. Mein Vater war in Geſchäften zu Venedig, und meine Mutter empfing mich mit weinenden Augen, denn der Almoſenier des Collegiums hatte nicht ermangelt, meine Familie von den geringſten Umſtänden meiner Aufführung zu benachrichtigen. Es koſtete dem ehrwürdigen Vater keine ſonderlich große Mühe, das Herz einer zärtlichen Mutter zu rühren. Sie hatte Verſtand und Standhaftigkeit. Der Dominikaner ermüdete ſie mit ſeinem langweiligen Geſchwätze. „Ehrwürdiger Vater," ſagte ſie ihm, „wenn mein Sohn eine Betrügerey „begangen hätte, ſo würde ich ihn nie wiederſe„hen; ſo aber hat er nur eine Unbeſonnenheit be„gangen, und ich verzeihe ihm."

Mein Reiſegefährte hätte gern geſehen, mein Vater wäre in Chiozza geweſen, und hätte ihn dem Prior des Dominikanerkloſters vorſtellen kön-

nen. Es ſteckte etwas heimliches dahinter, das ich nicht errathen konnte. Meine Mutter ſagte, ſie erwarte ihren Mann noch heut des Tages. Der ehrwürdige Vater ſchien damit zufrieden, und bat ſich ohne Umſtände ſelbſt zu Gaſte.

Wir ſaßen eben bey Tiſche, als mein Vater zurückkam. Ich ſtand auf, und verſchloß mich in das nächſte Zimmer. Mein Vater trat herein, und ſah die große Kaputze. „Der Herr „iſt ein Fremder,“ ſagte meine Mutter, „der um „Gaſtfreyheit gebeten hat.“ — „Gut, aber für „wen dieß dritte Gedeck? dieſer Stuhl?“ — Länger konnte ſie es nicht vermeiden, mich zu nennen. Meine Mutter weinte, der Geiſtliche fing an zu predigen, und vergaß nicht, das Gleichniß von dem verlornen Sohne anzubringen. Mein Vater war gut, und liebte mich ſehr. Kurz, man ließ mich kommen, und ich ward wieder zu Gnaden aufgenommen.

Den Nachmittag begleitete mein Vater den Dominikaner nach ſeinem Kloſter. Man weigerte ſich, ihn aufzunehmen. Alle Mönche, die reiſen, müſſen eine ſchriftliche Erlaubniß von ihren Obern aufzuweiſen haben, die ſie Obedienz nennen, und die ihnen zum Paß und Beglaubigungsſchein dient. Unſer Pater hatte zwar eine bey ſich, allein ſie

war alt, zerriſſen, man konnte ſie kaum leſen, und ſein Name war gänzlich unbekannt. Mein Vater brachte es durch ſein Anſehn endlich dahin, daß man ihn unter der Bedingung, daß er ſich nicht lange aufhalten wolle, aufnahm.

Doch es iſt Zeit, daß ich die Geſchichte dieſes guten Geiſtlichen zu Ende führe. Er ſagte meinem Vater und meiner Mutter von einer Reliquie, die er in einem ſilbernen Käſtchen bey ſich trug. Sie mußten ſich auf die Knie niederlaſſen, worauf er ihnen eine Art von kleiner Schnur mit Eiſendrat umwunden ſehen ließ. Es war ein Stück von dem Schnürbande der heil. Jungfrau Maria, das ſelbſt ihrem göttlichen Kinde gedient hatte. Der Beweis hievon ward augenſcheinlich durch ein Wunder, das jedesmal richtig zutraf, beſtätigt. „Man wirft,“ ſagte er, „dieſe Schnur „auf glühende Kohlen. Das Feuer verſchont die „Reliquie, ſo daß man die Schnur unverſehrt zu„rücknehmen kann. Man taucht ſie hierauf in „Oel, das ein wunderthätiges Oel wird, und er„ſtaunende Kuren verrichtet.“

Meine Aeltern hätten dieſes Wunder gern geſehen, allein es erfoderte viele Vorbereitungen und religiöſe Ceremonien, und konnte nur im Beyſeyn einer gewiſſen Anzahl frommer Perſonen, zu

wahrer Erbauung und Ehre Gottes, verrichtet werden. Man ſprach viel darüber, und da mein Vater Arzt der Nonnen im Franziſcanerkloſter war, ſo wußte er es bey ihnen dahin zu bringen, daß ſie ſich entſchloſſen, das Wunder nach der Einrichtung des Dominikaners verrichten zu laſſen. Man beſtimmte den Tag und den Ort, wo die Ceremonie vor ſich gehen ſollte. Der ehrwürdige Vater ließ ſich eine gute Quantität Oel, und etwas Geld zu Meſſen geben, die nothwendig dabey geleſen werden mußten.

Die Sache ward vollzogen. Den Tag darauf aber wurde dem Biſchof und dem Magiſtrat gemeldet, daß man eine geiſtliche Ceremonie ohne Erlaubniß vorgenommen, und ein fremder Mönch das Prieſteramt dabey verwaltet, Leute zuſammen gerufen, und Wunderwerke vorgegeben habe. Jeder ſtellte nun von ſeiner Seite Unterſuchung an, um hinter die Wahrheit der Sache zu kommen. Die mirakulöſe Schnur, die dem Feuer widerſtand, war nichts als künſtlich verbundener Eiſendrat, der die Augen betrog. Die Nonnen erhielten einen Verweis, und der Mönch verſchwand.

Nach einigen Tagen reiſte ich mit meinem Vater nach **Friaul**. Wir gingen über **Porto**

Gruero, wo meine Mutter Zinſen ausſtehen hatte. Dieſe kleine Stadt liegt an der Grånze von Friaul, und iſt der Sitz des Biſchofs von Concordia, einer alten, der böſen Luft wegen faſt ganz verödeten Stadt.

Wir ſezten unſern Weg fort, und paſſirten den Tallamento, der bald ein Fluß, bald ein Gießbach iſt, und den man, da es hier weder eine Brücke noch Kähne giebt, zu Fuß durchwaten muß. Endlich erreichten wir Udine, die Hauptſtadt des venetianiſchen Friaul.

Die Reiſenden erwähnen dieſer Provinz, die doch eine ehrenvolle Stelle in ihren Beſchreibungen verdiente, faſt gar nicht. Dieſe Hintanſetzung eines ſo beträchtlichen Cantons von Italien hat mir immer misſallen, und ich will deshalb ein paar Worte davon im Vorbeygehn ſagen.

Die Landſchaft Friaul, die man in Italien auch la Patria del Friul nennt, iſt eine große Provinz, die ſich von der Tarviſermark bis nach Kärnthen erſtreckt. Sie gehört zum Theil zur Republik Venedig, zum Theil zu den öſterreichiſchen Staaten. Der Fluß Liſonzo trennt beider Gebiet, und Görz iſt die Hauptſtadt des öſterreichiſchen Antheils.

In keiner Provinz von Italien giebt es ſo viel Adel, als in dieſer. Faſt alle Güter ſind Lehngüter, die von ihren reſpektiven Souverains abhangen, und in dem Schloß von **Udine** iſt ein Parlamentsſaal, in welchem ſich die Stände verſammeln. Dieſes Vorrecht iſt in ganz Italien das einzige in ſeiner Art.

Dieſe Landſchaft hat von jeher beiden Nationen große Männer gegeben. Es ſind ihrer viel an dem Hofe zu **Wien**, und in dem Senat von **Venedig**. Es exiſtirte ehemals ein Patriarch von **Aquileja**, der zu **Udine** ſeinen Sitz hatte, denn **Aquileja** konnte ſich ſeit der Zeit, als **Attila**, der König der Hunnen, es zerſtörte, niemals wieder erholen. Dieſes Patriarchat iſt ſeit kurzem eingegangen, und die einzige Diöces, welche die ganze Provinz begreift, iſt unter zwey Erzbiſchöſe getheilt worden, von denen der eine in **Udine**, der andere in Görz wohnt.

Der Landbau iſt in **Friaul** in guten Umſtänden. Die Produkte des Bodens an Korn und Wein ſind im Ueberfluß vorhanden, und von der beſten Beſchaffenheit. Hier wird der **Picolit** gemacht, der dem Tockayer ſo nahe kömmt, und aus den Weingärten um **Udine** erhält **Venedig**

einen großen Theil der Weine, die es jährlich conſummirt.

Die Landesſprache hat viel Eigenes, und iſt, ſelbſt für Italiener, ſo ſchwer zu verſtehen, als das Genueſiſche. Mit dem Franzöſiſchen ſcheint ſie viel Aehnlichkeit zu haben. Alle weibliche Wörter, die ſich im Italieniſchen auf a endigen, gehen hier auf e aus, und dem Plural in beiden Geſchlechtern wird immer ein s angehängt. Ich begreife nicht, wie dieſe franzöſiſche Endungen, und eine große Menge franzöſiſcher Wörter, in ein ſo entferntes Land haben eindringen können. Es iſt wahr, **Julius Cäſar** hat die Gebirge von **Friaul** überſtiegen, weshalb ſie noch immer Alpes Juliae heißen; aber die Römer endigten ihre weibliche Wörter weder auf franzöſiſche noch auf friauliſche Art.

Eine der auffallendſten Sonderbarkeiten dieſes Dialekts iſt, daß die **Nacht** (nuit) **Abend**, (ſoir) und der **Abend Nacht** heißt. Man ſollte glauben, **Petrarch** ziele auf die Friauler, wenn er irgendwo in ſeinen lyriſchen Gedichten ſagt:

Gente cui ſi fa notte inanzi ſera.

d. i. Leute, bey denen es eher Nacht, als Abend wird.

Doch würde man ſehr unrecht thun, wenn man aus ſolchen kleinen Zügen ſchließen wollte, dieſe Nation wäre nicht eben ſo geiſtreich und arbeitſam, als die übrigen Bewohner Italiens.

In **Udine** giebt es unter andern auch eine Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften, unter dem Namen Dayli Sventati, deren Sinnbild eine Windmühle in der Hölung eines Thals mit der Umſchrift iſt:

Non è quaggiuſo ogni vapore ſpento.

d. i. Auch in dieſer Tiefe ſind nicht alle Dünſte vertrocknet.

Die Wiſſenſchaften werden hier ſehr cultivirt. Es giebt Künſtler vom erſten Range, der Geſellſchaftston iſt leicht und angenehm.

Udine liegt eilf Meilen von **Venedig**, und wird von einem venetianiſchen Nobile unter dem Titel eines Lieutenants guvernirt. Es iſt hier ein Collegium des Landadels, das auf dem Stadthauſe ſeinen Sitz hat, und die niedere Gerichtsbarkeit ausübt.

Die Stadt iſt gut gebaut, und die Kirchen reich verziert. Die Gemälde des **Johann von Udine**, eines Schülers von **Raphael**, machen die vornehmſte Zierde derſelben aus. Mitten in der

Stadt iſt eine Promenade; die Vorſtädte ſind äußerſt angenehm und die Gegend umher reizend. Der ungeheure Palaſt und die prächtigen Gärten von Paſſarean, die den Grafen Manini, venetianiſchen Nobili's gehören, ſind ein Aufenthalt, deſſen ſich kein König zu ſchämen hätte.

Ich bitte den Leſer um Verzeihung, wenn er dieſe Ausſchweifung etwas zu lang finden ſollte. Allein ich wünſchte einem Lande, das es in jeder Rückſicht verdient, einige Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen.

Sechszehntes Kapitel.

Meine ernſthaften Beſchäftigungen. Thereſe, eine luſtige Anekdote.

Mein Vater übte in **Udine** ſeine Kunſt, und ich ſezte meine Studien fort. Herr **Movelli**, ein bekannter Rechtsgelehrter, gab einigen von ſeinen Anverwandten im ganzen weltlichen und geiſtlichen Rechte Unterricht. Zu dieſen Lectionen hatten noch einige andre einheimiſche Perſonen Zutritt, und auch ich war ſo glücklich, ſie benutzen zu können. Ich geſtehe, daß ich hier in ſechs Monaten mehr lernte, als ich in **Pavia** in drey Jahren gelernt hatte.

Es fehlte mir nicht an Luſt zum Studieren, aber ich war noch jung, und brauchte Zerſtreuungen. Ich ſuchte Zeitvertreib und Beluſtigungen, und fand ihrer von verſchiedener Art. Erſt will ich ein paar Worte von ſolchen ſagen, die mir viel Vergnügen und viel Ehre machten, und mit andern, die mir weder Vergnügen noch Ehre machten, beſchließen.

Wir hatten ein trauriges, langweiliges Carneval gehabt. Ein ſchrecklicher Zufall hatte ſich ereignet, und die ganze Stadt in Beſtürzung geſezt. Ein Edelmann aus einem alten und rei-

chen Hauſe war beym Ausgang aus der Komödie mit einem Flintenſchuß getödtet worden. Man kannte den Thäter nicht: man argwöhnte ihn zwar, aber niemand wagte es, davon zu ſprechen.

Die Faſtenzeit kam nun heran. Ich ging den Aſchermittwoch in die Cathedralkirche, den Pater **Cataneo**, einen Auguſtiner von der ſtricten Obſervanz, zu hören, und fand ſeine Predigt vortreflich. Ich verließ die Kirche, hatte aber die drey Punkte ſeiner Eintheilung wörtlich behalten, und verſuchte es nun, den weſentlichen Inhalt der Rede, ihren Gang und die Moral in vierzehn Verſe zu bringen. Es gelang mir, und ich bildete mir ein, ein leidliches Sonnett vetfertigt zu haben.

Noch denſelben Tag theilte ich mein Sonnett dem Herrn **Treo**, einem Edelmann in **Udine** mit, der gute Einſicht in den ſchönen Wiſſenſchaften, und viel Geſchmack für Poeſie hatte. Auch Er fand mein Sonnett ganz leidlich.

Er erzeigte mir die Freundſchaft, einige Worte zu verbeſſern, und munterte mich auf, mit dieſer Arbeit fortzufahren. Ich folgte meinem Prediger genau, wiederholte alle Tage meine Arbeit, und hatte nun am dritten Oſterfeſte ſechsunddreißig vortrefliche Predigten in eben ſo viel, zum Theil

gute,

gute, zum Theil ſchlechte Sonnette zuſammengezogen.

Ich hatte die Vorſicht gebraucht, jedesmal als ich für einen Bogen in 4to Vorrath hatte, ihn ſogleich in die Druckerey zu ſchicken, ſo daß ich noch in der Oſterwoche meine Brochüre, die ich den Stadtdeputirten zueignete, ausgeben konnte.

Vielen Dank von Seiten des Redners, viel Erkenntlichkeit von Seiten des Magiſtrats, und überhaupt viel Beyfall! Die Neuheit der Sache machte Vergnügen, und die Geſchwindigkeit der Arbeit ſezte noch mehr in Verwunderung.

Bravo, Goldoni! aber nur ſachte, und nicht zu viel Lob an ihm verſchwendet! Neben unſerm Hauſe an wohnte eine junge Perſon, die mir auſſerordentlich wohl gefiel, und der ich gern den Hof gemacht hätte. Soll ich dir, lieber Leſer, das Porträt meiner Schönheit zeichnen? Soll ich ihr einen Teint von Roſen und Lilien, die Züge der Venus und den Geiſt der Pallas geben? Nein, dieſe ſchöne Beſchreibung würde dich wenig intereſſiren. Ich plaudere mit dir in meinem Kabinet, wie ich in einer Geſellſchaft plaudern würde. Der Inhalt meiner Memoiren verdient, glaub ich, nicht mehr Eleganz, und nicht mehr Sorgfalt. Es giebt Leute, die ſagen: Man muß den Ton

erheben, und Achtung gegen das Publikum bezeigen. Ich glaube, ihm am beſten meine Achtung zu bezeigen, wenn ich ihm die Wahrheit ganz nakt und ohne Schminke vorlege.

Ich kannte die Aeltern dieſes Frauenzimmers nur dem Namen nach. Ich ſah ſie am Fenſter, ich folgte ihr in die Kirche und auf den Spatziergang, zwar mit aller Beſcheidenheit, aber doch ſo, daß ſie es als ein Zeichen meiner Zuneigung anſehen konnte.

Ich weiß nicht, ob ſie Acht darauf hatte, aber ihr Kammermädchen errieth meine Abſicht bald. Die Hexe beehrte mich ſogar mit ihrem Beſuche. Ich war allein, ſie ſprach viel von ſich ſelbſt, und von ihrer Gebieterin, und verſicherte, daß ich auf die eine und die andere rechnen könnte. Ich fragte ſie, ob ich es wagen dürfe, ihr zu ſchreiben. . . „O warum nicht,“ fiel ſie ein, ohne mich ausreden zu laſſen. „Schreiben Sie an „meine Mammſel, ich gebe ihr den Brief, und „bringe Ihnen Antwort.“

Ich wollte auf der Stelle ſchreiben, und bat ſie, zu warten. „Nein, ich gehe jezt in die heilige „Meſſe, die ich niemals verſäume. Ich beſuche „ſie alle Tage. Aber nach der Kirche komme ich „wieder.“ Sie geht, und ich ſchreibe meinen Brief,

in welchem ich das Frauenzimmer, nach den gewöhnlichen Höflichkeits- und Zärtlichkeitsbezeugungen, um eine förmliche Zuſammenkunſt erſuche. Thereſe (ſo hieß das Kammermädchen) kömmt wieder, ſie nimmt meinen Brief, will gehen, und bietet mir die Wange zum Kuß dar. In Italien umarmt man die Weiber nicht ſo unſchuldig, als in Frankreich, überdieß war ſie häßlich wie die Nacht. Ich weigerte mich ſo ſehr ich konnte, allein ſie ſprang mir an den Hals, und ſo mußte ich ſie wohl umarmen.

Zwey Tage darauf begegnete mir Thereſe auf der Straße, und ſchob mir ſehr geſchickt ein kleines Papier in die Hand, das ich in die Taſche ſteckte. Es war ein Brief von der Demoiſelle ***, eine Antwort auf den meinigen, aber ſo ſchlecht geſchrieben, daß ich Mühe hatte, etwas zu entziffern.

Alles, was ich ohngefähr errathen konnte, war: ohne die Erlaubniß ihrer Aeltern könnte ſie mich nicht in ihrem Hauſe ſprechen, wenn ich ſie aber des Nachts von der Straße ſprechen wollte, ſo wolle ſie mir ein paar Viertelſtunden an ihrem Fenſter ſchenken. Es war die alte italieniſche Sitte, der Liebe beym Sternenſchein nachzugehen, und ich mußte mich bequemen.

Ich fand mich gleich denſelben Tag ein Uhr Morgens vor ihrem Hauſe ein. Das Gitter öffnete ſich, und ich ſah einen Kopf in einer Nachthaube zum Vorſchein kommen. Ich redete den Kopf an, der Kopf antwortete mir, ein Wort gab das andere, ich wagte einige Süßigkeiten, die man in demſelben Tone erwiederte. Die wenigen Schwierigkeiten, die ſich mir zeigten, flößten mir Muth ein, und ich ging noch etwas weiter. Auf einmal höre ich ein lautes Gelächter, das Fenſter ward zugeworfen. Ich wußte nicht, woran ich war. Von einer Seite zufrieden, und eben ſo unzufrieden von der andern, ging ich nach Hauſe, und erwartete Thereſen.

Ich ſah ſie den Tag darauf. Mein Vater war zu Hauſe: ich ging ihr alſo nach, und holte ſie in der Halle der Cathedralkirche ein. Ich erkundige mich bey ihr über das Gelächter der vorigen Nacht. „Sie haben," antwortete ſie, „mit „meiner Mammſell geſcherzt, ſie hat darüber ge„lacht, denn ſie iſt gar nicht bigott. Aber doch „muß ſie geglaubt haben, etwas Unanſtändiges zu „begehen, und gewiß hat ſie deswegen das Fenſter „zugemacht. Fahren Sie nur ſo fort," ſezte ſie hinzu, „fahren Sie nur ſo fort, und fürchten Sie „nichts." Ich wollte weiter mit ihr ſprechen.

„Gehn Sie, gehn Sie,“ unterbrach ſie mich, „es „iſt ſpät, ich muß in die Meſſe.“

Ich merkte wohl, daß die Meſſe ſich ſchlecht mit dem Geſchäft einer Kupplerin vertrüge, und daß ſie eine Spitzbübin ſeyn müſſe, was ſie denn auch in der ganzen Bedeutung des Wortes war. Allein ich war verliebt, und mußte ſie alſo ſchonen. Ich trieb noch eine Zeitlang meine nächtlichen Zuſammenkünſte fort, doch erſchien der Kopf in der Nachthaube nicht mehr an demſelben, ſondern an einem andern weit davon entfernten Fenſter.

Ich fragte nach der Urſache. Mammſell fürchtete die Nähe ihrer Mutter: ich ward zurückhaltender in meinen Reden, allein man warf mir von Zeit zu Zeit einen freyen Ausdruck hin, den ich eben ſo natürlich beantwortete. Das Lachen blieb nun auch aus, und das Fenſter ward nicht mehr zugeworfen.

Nach und nach fing ich an, heftiger in Thereſen zu dringen, mir auch eine Zuſammenkunft bey Tage mit ihrer Gebieterin zu verſchaffen. Ich drohte alles abzubrechen, wenn ich ſie nicht erhielte. „Seyn Sie ruhig,“ war ihre Antwort, „ich denke ſo ſehr daran, als Sie ſelbſt. Ich „werde mit der Wäſcherin fürs Haus reden, die

„eine halbe Stunde von hier in **Chiavris** wohnt. „Dort, hoffe ich, ſollen Ihre Wünſche erfüllt „werden. Aber hören Sie mich,“ fuhr ſie fort, „hören Sie mich, mein Freund, Sie werden die „Mädchen kennen. Sie ſind eigenſinnig, nur „ſehr wenige ſind einer vollkommenen Uneigen„nützigkeit fähig, und meine Mammſel iſt eben „keine von den Großmüthigſten. Wenn Sie ihr „ein kleines Geſchenk machen wollten, ſo bin ich „ſehr überzeugt, dieſe Aufmerkſamkeit würde Sie „dem Ziele etwas näher bringen.“ — „Wie,“ ſagte ich, „ſie ſollte Geſchenke nehmen?“ — „Nicht „von Ihnen,“ verſezte die ſchlaue Hexe, „von „mir. Ich gäbe ſie ihr, und ich weiß, ſie würde „ſie nicht ausſchlagen.“ — „Und was könnte ich „ihr wohl geben?“ — „Geſtern ‥ ja, es iſt „nicht länger als geſtern, daß die Mammſel ein „großes Verlangen nach einer Garnitur bun„ter böhmiſcher Steine zu haben ſchien. Sie „ſind jezt ſehr Mode, alle Weiber wollen welche „haben.“ — „Wo bekommt man ſie?“ — „Ach „hier zu Lande finden Sie ſie ſchwerlich hübſch ge„nug. Sie müſſen ſie von **Venedig** kommen laſ„ſen. Eine ganze Garnitur: ein Kreuz, Ohr„ringe, ein Halsband, Nadeln!“ — „Liebe „Thereſe, biſt du in der Meſſe geweſen?“ —

„Noch nicht.“ — „Gehſt du hinein?“ — „Wie? „Sie ſollten die Gelegenheit vorbeylaſſen, ſich ei„ner jungen, reizenden, liebenswürdigen Perſon „gefällig zu machen? Einer Perſon, die Sie lie„ben, die Sie ſchätzen, die Sie vielleicht einmal „beſitzen könnten?“ — „Still, ſtill, ich verſtehe „ſchon. Ich will die Garnitur kaufen, und du „ſollſt ſie ihr zuſtellen.“ — „Ja, das will ich, „und Sie ſollen ſie mit dem Schmuck ihres **lieben** „**Goldoni** geputzt ſehen.“ — „**Ihres lieben** „**Goldoni**? Glaubſt du, daß ſie mich ein bischen „lieb hat?“ — „Ganz gewiß, ein bischen, und „ſie wird Sie noch lieber haben.. “ — „Wenn „ich ihr den Schmuck gegeben habe?“ — „Ganz „gewiß.“ — „Nun gut, ſie ſoll ihn haben.“ — „Recht ſo!“ — „Adieu, Thereſe.“ — „Adieu, „mein Herr, umarmen Sie mich.“ — (Daß dich der Henker hätte!)

Ich gehe zu einem Juwelier von meiner Bekanntſchaft, gebe ihm Commiſſion, die er annimmt, und nach vier Tagen kömmt das Käſtchen an. Eine herrliche Garnitur! ſie koſtete aber auch zehn Zechinen ohne Porto und Verſchreibegebühren. Ich ſehe Thereſen, gebe ihr ein Zeichen, ſie kömmt, nimmt das Käſtchen, trägt es fort, und den Tag drauf, ein Sonntag, ſehe

ich Demoiſelle *** mit meinen Edelſteinen, die wie Rubinen und Smaragde funkelten, geputzt in der Kirche.

Ich war zufrieden, wie ein König, und doch hatte mich das ſpröde Mädchen nicht einmal, wie ich wünſchte, freundlich angeblickt, oder nur ein Zeichen ihrer Zufriedenheit gegeben. Die nächtlichen Zuſammenkünfte waren auch ſeit einigen Tagen unter dem Vorwande ausgeſezt worden, daß die Leute in der Nachbarſchaft ſie beredet hätten.

Thereſe verſäumte nicht, mir einen Beſuch zu machen, und mir die höflichſten, artigſten Sachen von ihrer Gebieterin zu ſagen. Ich gab ihr zu verſtehen, daß ich nun wohl etwas mehr zu fordern berechtigt wäre. Sie erſuchte mich, künftigen Donnerſtag in Chiavris bey der bewußten Wäſcherin zu erſcheinen. Dort hätte ſich Mammſel *** vorbehalten, mir Beweiſe ihrer Zuneigung und Erkenntlichkeit zu geben. Gut! es bleibt dabey. Auf den Donnerſtag.

Die Zeit bis dahin ward mir ſehr lang. Ich dachte Tag und Nacht an nichts anders. Was es wohl für Beweiſe ſeyn mögen, die ſie mir geben will? Im zwanzigſten Jahre iſt man verwegen. Endlich ward es Donnerſtag, und ich

gehe zu der Wäſcherin, und finde Niemand. Nach einer halben Stunde kommt Thereſe, aber allein. Ich kenne mich nicht mehr vor Wuth, und laſſe ſie hart an. Sie bittet mich, ruhig zu ſeyn, und nimmt mich mit ſich in ein Dachſtübchen, in dem ſich nichts als ein ſehr unreinliches Bett und ein zerbrochner Rohrſtuhl findet. Ich ſtürme in ſie, daß ſie reden, mir ſagen ſoll = = Sie wiederholt ihre Bitte, ruhig zu ſeyn, und ſie anzuhören.

„Ach, mein lieber Freund,“ ſagte ſie, „ich „bin ſehr unzufrieden mit meiner Mammſel. „Trotz aller Aufmerkſamkeit, die Sie ihr bewieſen „haben, trotz ihres gegebenen Wortes, tritt ſie „doch nun zurück, und findet noch Vorwand, war„um ſie mir nicht folgen könne . . .“ „Wie,“ unterbrach ich ſie, „findet Vorwand? Sie kömmt „alſo nicht? Sie will alſo nur ihr Spiel mit mir „treiben?“ — „So hören Sie mich doch bis zu „Ende an,“ erwiederte die Betrügerin, „ich bin „ſo aufgebracht darüber, als Sie nimmermehr. „Ja, mehr als Sie, denn der Streich, den ſie „mir da ſpielt, iſt von einer Wichtigkeit für mich, „daß ich ganz troſtlos bin.“ Sie brachte ihre Reden mit einer Wärme und Heftigkeit vor, daß ich ſie wirklich von Eifer für meine Sache durch-

drungen glaubte, und mir nun ſelbſt Mühe gab, ſie zu beruhigen. Sie änderte auch den Ton, und nahm eine zärtliche und rührende Miene an, und fuhr fort: „Hören Sie mich nur, ich will Ihnen „alle Ränke dieſes kleinen Ungeheuers, das uns „ſo ſchändlich betrogen hat, erzählen. Sie wußte „es, die Undankbare, ja ſie wußte, daß ich Nei„gung für Sie empfand. Sie machte mir Vor„würfe über eine Leidenſchaft, die ich in meinem „Herzen genährt hatte, und zwang mich, ihr „meine Wünſche und meine Hofnungen aufzu„opfern. Sie nöthigte mich, bey Ihnen mich zu „ihrem Beſten zu intereſſiren. Mein Stand, „meine Sanftmuth, mein ganzer Charakter hieſ„ſen mich ihre Forderung befriedigen. Ich that „mir Gewalt an, die mir Seufzer und Thränen „koſtete, und nun da ich hoffe ſie auf meine eig„nen Koſten glücklich zu ſehen; ſo betrügt ſie mich, „erklärt mir ihre Gleichgültigkeit gegen Sie, und „verbietet mir, Ihrer gegen ſie zu erwähnen." — „Wie?" rief ich außer mir für Zorn; „und mein „Schmuck?" — Thereſe antwortete mit eben ſo ſtarker Stimme: „Den behält ſie!" Ich geſtehe gern, daß die zehn Zechinen, die ich aufgewandt, die Nächte, die ich ſchlaflos zugebracht, die Hofnungen, mit denen ich mir geſchmei-

chelt hatte, und die Scham, mich betrogen zu ſe-
hen, bey dieſer Empfindlichkeit mit ins Spiel ka-
men. Ich dachte, ich müßte raſend werden: aber die weiſe, die vorſichtige Thereſe faßte mich bey der Hand, richtete ihre ſchmachtenden Blicke auf mich, und ſagte: „Mein lieber Freund, wir ſind „beide hintergangen, wir müſſen uns rächen. „Wir müſſen der Undankbaren die Verachtung „fühlen laſſen, die ſie verdient. Ich bin bereit, „ſie auf der Stelle zu verlaſſen, und wollen Sie „nur etwas für mich thun, ſo wird es mein größ-„ter Stolz ſeyn, Ihnen auf immer und allein an-„zugehören."

Dieſer Vorſchlag brachte mich ein wenig außer Faſſung; ich hatte nichts weniger als das erwartet, und die Augen fingen an, mir aufzugehen. „Sie lieben mich alſo, Mammſel?" fragte ich ſie ganz gleichgültig. — „Ja," antwortete ſie mir, wobey ſie mich umarmte, „ja ich liebe Sie von „ganzer Seele, und bin bereit, Ihnen die über-„zeugendſten Beweiſe davon zu geben." — „Ich „werde gewiß nicht undankbar ſeyn," verſezte ich, „laſſen Sie mir nur Zeit zur Ueberlegung, Sie „ſollen nicht lange auf meine Entſchließung war-„ten." — Nach einer zweiten Umarmung verließen wir uns, und jedes ging ſeinen Weg.

Ich gerade nach der Stadt zu einer Putzmacherin, die ich kannte, und die auch für Mammſel C** arbeitete. Ich hatte verſchiedne Luſtpartien mit dieſem Mädchen gemacht, über ihr Gewerbe mit ihr geſcherzt, und ſie kam mir ſehr geſchickt zu meinem Plane vor. Ich erzählte ihr mein Abentheuer von einem Ende zum andern, ich bat ſie, den Knoten zu löſen, und verſprach ihr eine Zechine, wenn ſie den wahren Zuſammenhang der Sache erfahren könne. Sie nahm den Auftrag mit Vergnügen an, es gelang ihr nach Wunſch, und nach drey Tagen erfuhr ich von ihr alles ſo klar, ſo deutlich, als ich es nur wünſchen konnte.

Dieß aufs Reine gebracht, ſuchte ich Thereſen auf, beſtellte ſie zur Wäſcherin, und ging frühzeitig hin, um zuerſt da zu ſeyn. Ich nahm drey Perſonen in einer Art von Cabriolet mit mir, und verſteckte ſie in einen Schoppen, worin Lauge gemacht wurde. Ich hatte die Eigenthümerin des Hauſes auf meine Seite gebracht, und war alſo ganz ſicher.

Thereſe kam, ſchien ſehr zufrieden mit mir, und wollte die Treppe hinauf. „Nein, „nein,“ ſagte ich, „wir wollen in die Gartenlaube gehen, dort haben wir friſche Luft.“ Wir ſezten uns auf eine Raſenbank, ſie fing an, von

ihrer Gebieterin zu ſprechen, und auf ſie zu lä‑ſtern. Ich fiel ihr ins Wort, und ſagte mit einer ernſthaften, gebieteriſchen Miene: „Jezt „iſt nicht mehr die Rede von Mammſel C**, „ſondern von Thereſen, die eine Gaunerin iſt, „und die mich betrogen hat.“ Bey dieſen Worten ſchien ſie ganz betroffen, und gab ſich alle Mühe zu weinen. Ich hielt ihr ein paar von ihren Streichen vor, ſie läugnete aber alles, und pochte auf ihre Rechtſchaffenheit. Nun ließ ich die drey Perſonen, die ich verſteckt hatte, hervortreten. Thereſe erblickte kaum die Putzmacherin, als ſie aufhörte ſich zu zieren, eine unverſchämte Miene annahm, und ſehr vernehmlich ſagte: „Ha! Spitzbübin, haſt du mich verkauft?“ Mir ſagte ſie ganz keck unter die Augen: „Ja, „mein Herr, ich habe Sie betrogen, ich läugne „es nicht.„ Alle Anweſenden lachten überlaut; ich ſchäumte für Wuth. „Warte nur, Verräthe„rin, ich will dir deinen Prozeß machen. Wer „hat den erſten Brief geſchrieben, den du mir ge„geben haſt?“ — Sie antwortete lachend: „Ich!“ — „Mit wem habe ich die vielen Nächte hindurch „auf der Straße geſprochen?“ — „Mit mir.“ — „Und das Gelächter?“ — „Kam von mir.“ — „Machteſt du das Fenſter zu?“ — „Nein, meine

„Mammſel war es, die ihren Spott mit Ihnen „trieb.“ — „Und ſie verſtand ſich mit dir?“ — „Ja, denn ſie dachte, Sie gingen mir nach.“ — „Ich, dir nach? — „Wäre das nicht genug für „Sie geweſen?“ — „Unverſchämte! und mein „Schmuck?“ — „Meine Mammſel hat ihn.“ — „Wie?“ — „Sie hat ihn bezahlt.“ — „Wem?“ „Mir.“ — „Spitzbübin!“ — Ich hatte große Luſt, ihr ein paar Augen auszukratzen, allein die Klugheit mahnte mich davon ab. Ich begnügte mich alſo daran, ſie entlarvt zu haben, wendete mich gegen die Zeugen ihrer Niederträchtigkeit, und ſagte: „Ich überlaſſe ſie euch. Schande und „Verachtung ſey ihr Loos, und ihre Gebieterin ſoll „ihre ganze Aufführung erfahren.“ Meine Rache war nun vollkommen, und ich ging zufrieden hinweg.

Siebenzehntes Kapitel.

Reiſe nach Görz und Wipach. Reizende Landpartie. Abſtecher nach Deutſchland.

Ich ſah die Betrügerin nicht wieder: die Putzmacherin erzählte mir aber, daß ſie aus ihrem Hauſe fortgeſchickt worden, und daß ſie wahrſcheinlich die Stadt verlaſſen habe.

Zur Entſchädigung für die verlorne Zeit errichtete ich Bekanntſchaft mit der Tochter eines Limonadehändlers, bey der ich weniger Schwierigkeiten, aber mehr Gefahr fand. Ich erzählte dieſe zweite friauliſche Anekdote in meiner Ausgabe des Pasquali, und deswegen erwähne ich derſelben auch hier, daß man nicht auf den Gedanken gerathe, als ob ich Mährchen zum Zeitvertreib erſönne. Da aber die Sache ſelbſt die Aufmerkſamkeit des Leſers nicht verdient, ſo will ich hier alle überflüſſige Nebenumſtände mit Stillſchweigen übergehen, und mit wenig Worten ſagen, daß ich die größte Gefahr lief, daß man mich auf eine viel ernſthaftere Art betrügen wollte, daß ich aber noch zur rechten Zeit aus meiner Betäubung erwachte, und mich in die Arme meines Vaters rettete.

Mein Vater wohnte in Görz in dem Hauſe ſeines vornehmen Patienten, des Grafen **Lantieri**, Generallieutenant der Armeen Kaiſer **Karl** VI, und Aufſeher der öſterreichiſchen Truppen in **Krain** und dem deutſchen **Friaul**.

Ich ward von dieſem liebenswürdigen Herrn, der in ſeinem Lande allgemein geliebt wurde, ſehr gütig empfangen. Wir blieben nicht lange in Görz, ſondern gingen bald nach **Wipach**, einem anſehnlichen Flecken in **Krain**, der an der Quelle eines Fluſſes, der ihm den Namen giebt, liegt, und ein Lehngut des Hauſes **Lantieri** iſt.

Hier brachten wir vier Monate auf die angenehmſte Weiſe von der Welt zu. Der Adel in dieſer Gegend beſucht ſich in ganzen Familien. Väter und Kinder, Herren und Bedienten und Pferde, alles verreiſt zuſammen, und alles wird aufgenommen, logirt und bewirthet. Oft fand man dreißig Herren auf einmal in Einem Schloſſe, bald bey dieſem, bald bey jenem. Der Graf **Lantieri** wurde als ein Kranker angeſehen, er beſuchte Niemand, und bekam von Jedermann Beſuche.

Seine Tafel war nicht ſehr delikat, aber reichlich beſezt. Ich beſinne mich noch auf den Bratenaufſatz. Ein Schöpſen, oder Rehviertel,

oder eine Kalbsbruſt, machte die Grundlage aus, hierauf lagen Haſen oder Faſanen, dann folgten Rebhüner, hierauf Schnepfen oder Droſſeln; und Rothgänſe und Feigenſchnepfen bildeten die Spitze der Pyramide.

Dieſes ſeltſame Gemengſel war indeß bald vertheilt. Die kleinen Vögel wurden zuerſt vorgelegt, der und jener nahm es auf ſich, das Wildpret vorzuſchneiden, und die Liebhaber von Fleiſch ſahen endlich die großen Stücke, die ihrem Appetit ſchmeichelten, frey und ledig.

Ferner gehörte zur Etikette, bey jeder Mahlzeit drey Suppen aufzutragen. Eine Brodſuppe, eine Kräuterſuppe beym erſten Auſſatz, und Graupenſuppe zu dem Beyeſſen. Man feuchtete die Graupen mit Bratenbrühe an, und verſicherte, daß das die Verdauung ſehr befördere.

Die Weine waren vortreflich. Unter andern hatte man einen gewiſſen rothen Wein, der **der Kindermacher** hieß. Eine Benennung, die zu vielen guten Spaßen Anlaß gab.

Was mich ein wenig genirte, waren die Geſundheiten, die man Schlag auf Schlag trinken mußte. Am Namenstage des Kaiſers fing man bey Sr. Kaiſerl. Majeſtät an, und präſentirte jedem Gaſte ein Trinkgefäß von ganz beſondrer

Einrichtung. Es war ein gläſernes, einen Fuß hohes Geſchirr, aus mehrern Kugeln zuſammengeſezt, die immer kleiner wurden, mit kleinen Röhren zuſammen verbunden waren, und ſich oben in eine länglichte enge Oefnung endigten, die man ſehr bequem an den Mund ſetzen, und ſo das Getränk einziehen konnte. Man füllte den Boden dieſes Gefäßes, das man einen Gluglu nannte: brachte man nun die enge Oeffnung an den Mund, und hob den Arm in die Höhe, ſo lief der Wein mit einem harmoniſchen Geräuſch durch die Kugeln und Röhren; und da alle Gäſte auf einmal dieſen Handgriff machten, ſo gab das ein ganz neues und ſehr luſtiges Konzert. Ich kann nicht ſagen, ob dieſer Gebrauch heutzutage noch üblich iſt: alles ändert ſich, und ſo könnte ſich das in der Zeit auch geändert haben. Sollten aber in jener Gegend noch Leute aus der alten Zeit leben, ſo wird es ihnen vielleicht Vergnügen machen, daß ich ihnen dieſes Andenken auffriſche.

Der Graf **Lantieri** war mit meinem Vater ſehr wohl zufrieden. Er befand ſich viel beſſer als ſonſt, und war ſeiner gänzlichen Geneſung nahe. Seine Güte erſtreckte ſich auch auf mich. Zu meinem Vergnügen ließ er ein Marionettentheater,

das ganz vernachläſſigt worden, aber ſehr reich an Figuren und Verzierungen war, wieder in Stand ſetzen.

Ich bediente mich deſſelben, und trug zugleich etwas zur Unterhaltung der Geſellſchaft bey, indem ich ein Stück eines großen Mannes, das ausdrücklich für hölzerne Schauſpieler verfertigt war, aufführte. Es heißt: **Der nieſende Herkules**, von **Peter Jacob Martelli** aus **Bologna**.

Dieſer berühmte Mann war der einzige, der uns ein vollſtändiges Theater hätte hinterlaſſen können, wenn er nicht den lächerlichen Einfall bekommen hätte, eine neue Versart in die dramatiſche Poeſie der Italiener einführen zu wollen. Seine Verſe haben vierzehn Sylben, und reimen ſich ſtrophenweiſe, faſt ſo wie die franzöſiſchen Verſe.

Von dieſen Martelliniſchen Verſen rede ich weiter unten im zweiten Theile meiner Geſchichte, denn, ſo ſehr ſie auch verſchrien ſind, ſo ſchäme ich mich doch nicht, ſie funfzig Jahre nach dem Tode ihres Verfaſſers gut zu finden.

Martelli hat uns in ſechs Bänden dramatiſche Arbeiten in allen möglichen Gattungen hinterlaſſen, von der erhabenſten Tragödie bis zu der

Marionettenpoſſe, die er Bambocciata nannte, und welcher er den Titel, **der nieſende Herkules**, gab.

Die Einbildungskraft des Verfaſſers ſchickt den **Herkules** in das Land der Pygmäen. Dieſe armen kleinen Leute erſchrecken beym Anblick eines beſeelten Bergs, der Arme und Füße hat, und verſtecken ſich in Löcher. **Herkules** legt ſich einſtmals im freyen Felde nieder, und ſchläft ruhig. Die furchtſamen Einwohner kommen aus ihrem Hinterhalte hervor, mit Schilf und Dornen bewaffnet, klettern auf den ungeheuern Menſchen, und bedecken ihn vom Kopfe bis zu den Füßen, wie Schmeißfliegen ſich auf ein Stück verfaultes Fleiſch ſetzen. **Herkules** erwacht, fühlt etwas in ſeiner Naſe, und nießt. Seine Feinde ſtürzen von allen Seiten nieder, und das Stück ſchließt ſich.

Es iſt ein Plan, ein regelmäßiger Gang, eine Intrike, eine Kataſtrophe, eine Peripathie, mit einem Worte Alles in dieſem kleinen Stücke. Der Styl iſt gut und wohlgehalten, die Gedanken, die Empfindungen ſind der Taille der Perſonen angemeſſen, ſogar die Verſe ſind kurz. Alles entſpricht dem Begriffe von Pygmäen.

Für die Perſon des Herkules mußte nun auch eine rieſenmäßige Marionette gemacht werden. Dieſes und alles fiel ſehr gut aus. Die ganze Poſſe machte viel Vergnügen, und ich wollte wohl wetten, daß ich der einzige ſterbliche Menſch bin, der auf den Einfall gerathen iſt, die Bambocciata des Herrn **Martelli** aufzuführen.

Unſere Vorſtellungen waren zu Ende, die Kur des Grafen war auch ſo gut als vollendet, und mein Vater fing an von ſeiner Entfernung zu ſprechen. Man that mir den Vorſchlag, mit dem Sekretär des Grafen, der Aufträge von ſeinem Herrn zu beſorgen hatte, eine kleine Reiſe zu machen. Mein Vater erlaubte mir vierzehn Tage, und wir traten unſern Weg mit der Poſt in einem kleinen vierrädrigen Wagen an.

Laybach, die Hauptſtadt von **Krain**, an einem Fluſſe gleiches Namens, war der erſte Ort, in dem wir uns aufhielten. Die größte Merkwürdigkeit, die ich hier ſah, waren Krebſe von bewundernswürdiger Schönheit, und ſo groß wie Hummers. Mancher war einen Fuß lang, und noch länger.

Von da gingen wir nach **Grätz**, der Hauptſtadt des Herzogthums **Steyermark**. Hier iſt eine alte, berühmte und weit mehr als ſelbſt **Pa-**

via beſuchte Univerſität. Die Deutſchen ſtudie- ren mehr, und haben weniger Zerſtreuungen, als die Italiener.

Gern wäre ich weiter vorwärts bis nach Prag gegangen, wenn nicht meinen Reiſegefähr- ten die Befehle ſeines Herrn, und mich der ernſt- liche Wille meines Vaters davon abgehalten hätten. Alles was wir thun konnten, war, daß wir nicht auf demſelben Wege zurückkehrten, ſon- dern durch Kärnthen, über Trieſt, einem be- trächtlichen Hafen am adriatiſchen Meere, und von da über Aquileja und Gradiſca nach Wi- pach zurückkehrten; ohne mehr als zwey Tage über die vorgeſchriebne Zeit auszubleiben.

Sobald als ich wieder eingetroffen war, nahm mein Vater Abſchied vom Grafen Lantieri, der ihn für ſeine Mühe mit einer anſehnlichen Sum- me Geldes belohnte, und überdieß noch mit einer ſehr ſchönen Doſe mit ſeinem Porträt, und mich mit einer ſilbernen Uhr beſchenkte. Damals war ein junger Menſch ſehr zufrieden, wenn er eine ſilberne Uhr haben konnte. Jezt ſchämen ſich Be- dienten, ſie zu tragen.

Als wir in Görz die Poſt nahmen, bat ich meinen Vater, den Weg über Palma Nova vor- zuziehen, das ich noch nicht geſehen hätte. Im

Grunde aber war es mir blos darum zu thun, Udine zu vermeiden, wo mein leztes Abentheuer mir ein unangenehmes Zuſammentreffen befürchten ließ. Mein Vater willigte ſehr gern ein, und wir kamen den erſten Mittag da an.

Palma oder Palma Nova iſt eine der ſtärkſten und beträchtlichſten Feſtungen in Europa. Sie gehört den Venetianern, und iſt die Vormauer ihrer Staaten von der Seite nach Deutſchland zu. Die Befeſtigungswerke ſind ſo gut eingerichtet und ausgeführt worden, daß die Fremden ſie aus Neugier als ein Meiſterſtück der Kriegsbaukunſt beſehen.

Die Republik Venedig ſchickt einen Generalaufſeher (Provveditore Generale) zum Commendanten nach Palma. Er hat die Ausübung der Civil-, Criminal- und Militär-Gerichtsbarkeit in den Händen, und giebt täglich dem Senat von allem, was die Regierung intereſſiren kann, Nachricht.

Wir machten dem Commendanten, den mein Vater in Venedig gekannt hatte, unſere Aufwartung. Dieſer würdige Senator empfing uns mit großer Freundlichkeit. Er hatte meine poetiſche Faſtenübung geſehn, und machte mir ein Compliment darüber; doch ſezte er mit einem boshaften

Lächeln hinzu, die Predigten des Pater Cataneo ſchienen mich eben zu keinem Heiligen gemacht zu haben. Damit gab er zu verſtehen, daß er um meine nachherige Unbeſonnenheit wiſſe, welches bey der geringen Entfernung beider Oerter ſehr leicht möglich war. Ich erröthete ein wenig; mein Vater ward es gewahr, und fragte mich nachher, was es zu bedeuten gehabt habe. Ich antwortete, daß ich nichts davon begriffe, und er drang nicht weiter in mich. Wir ſpeiſten den Abend bey Sr. Excellenz, und ſezten den Tag darauf unſern Weg fort.

Wir näherten uns dem Fluſſe Tallamento, über den wir paſſiren mußten, und erfuhren, daß er weit über die Ufer getreten, und daß es ganz unmöglich ſey, hinüber zu kommen. Wir waren in der Nähe von Udine, und mein Vater ſchlug vor, in dieſer Stadt geruhig abzuwarten, bis das Waſſer ſich wieder in ſein gewöhnliches Bett geſezt haben würde. Der Name Udine machte mich ſchon fürchten, ich fand alſo Schwierigkeiten. Mein Vater beſtand darauf, und ich brachte immer neue Gegengründe vor. Endlich ward er ungeduldig; wir ſtiegen in einem Gaſthofe ab, wo man uns ein Frühſtück, ſo reichlich wie ein Mittagseſſen, auftrug. Hier verglich mein Vater die

Rede des Commendanten von Palma mit meinem Widerwillen gegen Udine, und ſezte ſo heftig in mich, daß ich mich genöthigt ſah, wiewohl ſo beſcheiden und vorſichtig als möglich, alles zu beichten, was ich vorgenommen hatte. Der Auftritt mit Thereſen beluſtigte ihn ſehr; doch gab er mir den Rath, eine kluge Lehre daraus zu nehmen, und gegen alle verdächtigen Weibsperſonen fein mistrauiſch zu werden. Ueber die Geſchichte mit der Limonadehändlern aber ſprach er mehr wie ein Freund als ein Vater zu mir, und ließ mich mein Unrecht ſo deutlich ſehn, daß ich Thränen vergoß. Glücklicherweiſe meldete man uns, daß der Tallamento wieder zu paſſiren ſey, und ſo ſezten wir denn unſere unterbrochene Reiſe fort.

Achtzehntes Kapitel.

Rückkehr nach Chiozza. Abreiſe nach Modena. Schreckliches Schauſpiel. Hypochondriſche Anfälle. Kur derſelben in Venedig.

Wir trafen in Chiozza ein, und wurden empfangen, wie eine Mutter ihren geliebten Sohn, und eine Frau ihren geliebten Mann nach einer langen Abweſenheit empfängt. Es freute mich ſehr, dieſe tugendhafte Mutter wieder zu ſehen, die mit ſolcher Zärtlichkeit an mir hing. Ich war verführt und betrogen worden, und fühlte das Bedürfniß, mich geliebt zu ſehen. Freylich war das eine andere Art von Liebe: allein ich tröſtete mich ſo lange mit der mütterlichen Liebe, bis ich die Süßigkeit einer anſtändigen und angenehmen Leidenſchaft ſchmecken konnte. Wir liebten einander von Herzen, meine Mutter und ich, und doch was für ein Unterſchied iſt es nicht zwiſchen der Liebe einer Mutter zu ihrem Sohne, und der Liebe eines Sohnes zu ſeiner Mutter! Kinder lieben aus Dankbarkeit, Mütter aus einem natürlichen Antrieb, und die Eigenliebe hat nicht geringen Theil an ihrer zärtlichen Freundſchaft. Sie lieben die Früchte ihrer ehelichen Vereinigung, die

ſie mit Vergnügen empfangen, mit Mühe in ihrem Schooſe getragen, und mit Schmerzen zur Welt gebracht haben. Sie haben ſie von Tage zu Tage wachſen ſehen, ſie haben die erſten Aeußerungen und Züge ihrer Unſchuld beobachtet, ſie haben ſich gewöhnt, ſie zu ſehen, zu lieben, zu warten, u. ſ. w. Ich glaube ſogar, daß dieſer lezte Grund bedeutender iſt, als alle übrigen, und daß eine Mutter ein fremdes Kind, das man ihr noch als einen Säugling untergeſchoben, und das ſie ohne Verdacht für das ihrige angenommen hätte, eben ſo zärtlich lieben würde, als ihr eigenes, wenn ſie ſeine erſte Erziehung beſorgt, und ſich gewöhnt hätte, es liebzukoſen und zu lieben.

Das war eine Ausſchweifung, die mit dem Zwecke meiner Memoiren nichts gemein hat: allein ich plaudere bisweilen gern, und ohne nach Witz zu haſchen, intereſſirt mich nichts mehr, als die Zergliederung des menſchlichen Herzens. Doch es iſt Zeit, den Faden der Erzählung wieder aufzunehmen.

Mein Vater erhielt einen Brief von ſeinem Couſin Javariſi, einem Notarius in **Modena**, folgenden Inhalts.

Der Herzog hatte eben ein altes Edikt erneuert, das jeden Renten- und Güterbeſitzer ver-

bot, ſich aus ſeinen Staaten ohne Erlaubniß zu entfernen, und dieſe Erlaubniß kam theuer zu ſtehen.

Herr Zavariſi ſezte in ſeinem Briefe weiter hinzu, daß er, da meine Abſichten auf Mailand fehlgeſchlagen wären, meinem Vater den Rath gäbe, mich nach Modena zu ſchicken, wo es eben ſo gut als in Pavia eine Univerſität gäbe. Da könnte ich vollends ausſtudieren, Licentiat werden, und mich dann unter die Advokaten aufnehmen laſſen. Dieſer rechtſchaffene Verwandte, der wahren Antheil an uns nahm, erinnerte meinen Vater, daß unſere Vorfahren von jeher anſehnliche Aemter im Herzogthum Modena bekleidet hätten, daß ich das alte Anſehn unſerer Familie wiederherſtellen, und zugleich die Koſten einer Erlaubniß, die alle zwey Jahre erneuert werden müßte, vermeiden könnte. Er ſchloß damit, daß er für meine Perſon ſorgen, und mir eine gute und anſtändige Penſion ausmachen wolle. In einer Nachſchrift ſtand noch, daß er wegen einer guten Heirath die Augen auf mich geworfen habe.

Dieſer Brief verurſachte viel Ueberlegungen, Unterſuchungen, und eine Menge Streitigkeiten, zwiſchen meinem Vater und meiner Mutter. End-

lich ſezte mein Vater ſeinen Willen durch; und es ward beſchloſſen, daß ich mit der erſten Poſt nach **Modena** abgehen ſollte.

Es giebt in **Venedig** Poſten, oder vielmehr Boten, die gehen, und ſolche, die nicht gehen. Die erſten nennt man Römerboten, die gewöhnlich nicht weiter als nach **Rom** und **Mailand**, und außer der Ordnung allenthalben hingehen, wohin die Republik ſie verſchickt. Die Zahl dieſer Boten iſt auf zweyunddreißig beſtimmt, und ſie genießen ein gewiſſes Anſehn unter der Bürgerſchaft.

Ganz anders iſt es mit den übrigen Boten. Dieſe ſind nichts als Führer von Waſſerkutſchen, (coches d'eau) die von ihren jedesmaligen Pachtern bezahlt werden. Demohngeachtet haben ſie Gelegenheit ſich etwas zu erwerben, wenn ſie die verſteckten Winkel des Fahrzeugs zu nutzen verſtehen, und da heimlich Pakete verſtecken.

Man reiſt ſehr bequem in dieſen Waſſerkutſchen, deren in allem fünfe ſind. Eine geht nach **Ferrara**, eine nach **Bologna**, eine nach **Modena**, eine nach **Mantua**, und eine nach **Florenz**. Man kann hier einen Tiſch haben, wie man ihn will, und immer für ſehr mäßige Preiße.

Eine einzige Unbequemlichkeit iſt dabey, nämlich, daß man auf einer und derſelben Reiſe dreymal das Fahrzeug wechſeln muß. Jeder Staat, durch den dieſe Poſten gehen, behauptet ein Recht, zu haben, ſeine Kutſchen und Matroſen zu brauchen, und die angränzenden Herrſchaften haben niemals darauf gedacht, eine Einrichtung zu treffen, die zum allgemeinen Gewinn gereichte, ohne daß die Reiſenden darunter leiden müßten. Ich wünſche, daß die Herren des Po meine Memoiren leſen, und dieſe Nachricht benutzen mögen.

Hier bin ich nun in dem Poſtfahrzeug nach Modena! Es waren unſer vierzehn Paſſagier. Unſer Fährmann hieß Baſtia, ein alter, magerer Mann, mit einem ernſthaften Geſichte, dabey rechtſchaffen und andächtig.

In dem Gaſthofe, wo wir das erſtemal Mittag machten, wurde uns allen auf einmal aufgetragen. Unſer Patron nahm hier den nöthigen Vorrath für das Abendeſſen, das man im Herumgehen genießt, zu ſich.

Bey einbrechender Nacht wurden zwey Lampen, die allenthalben hinleuchteten, angezündet. Auf einmal ſtand unſer Patron, das Mützchen in der Hand, mitten unter uns, und bat und er-

mahnte uns ſehr höflich, mit ihm einen Drittheil Roſenkranz und die Litaney der heil. Jungfrau mit lauter Stimme herzuſagen.

Wir folgten faſt alle der frommen Einladung des guten Baſtia, und ſtellten uns auf zwey Seiten, die Pater und Ave Maria, die wir mit vieler Andacht aufſagten, zu theilen. Drey von unſern Reiſenden ſtanden in einem Winkel des Fahrzeugs, die Hüte auf dem Kopfe, und lachten unter ſich, äfften uns nach, und ſpotteten uns aus. Baſtia ward es gewahr, und bat die Herren, wenigſtens den Anſtand zu beobachten, wenn ſie auch nicht andächtig ſeyn wollten. Die drey Unbekannten lachten ihm ins Geſicht. Er ertrug es geduldig, und ſchwieg ſtille, da er nicht wußte, mit wem er es zu thun habe. Ein Matroſe aber erkannte ſie, und ſagte ihm, daß es drey Juden wären. Nun ſtieg Baſtia wüthend auf, und ſchrie wie ein Beſeſſener: „Wie? ihr ſeyd Juden, „und habt dieſen Mittag Schinken gegeſſen?“ Dieſer unerwartete Eifer machte jederman und auch die Juden lachen. Der gute Mann ließ ſich nicht ſtören. „Ich beklage,“ ſagte er, „die Un„glücklichen, die unſere Religion nicht kennen, „und verachte diejenigen, die gar keine Religion „haben. Ihr habt Schinken gegeſſen, ihr ſeyd

„Schurken!“ — Die Juden fielen wüthend über ihn her, wir nahmen ihn aber in unſern Schutz, und nöthigten die Iſraeliten, für ſich zu bleiben.

Das unterbrochene Gebet ward auf den folgenden Tag ausgeſezt. Wir nahmen das Abendeſſen mit guter Laune, legten uns auf unſere kleinen Matratzen, und ſonſt fiel nichts Beſonders weiter auf der Reiſe vor.

Als wir in die Nähe von **Modena** kamen, fragte mich **Baſtia**, wo ich logieren würde? Ich wußte es ſelbſt nicht, da Herr **Zavariſi** mir erſt eine Penſion ausmachen wollte. **Baſtia** bat mich, zu ihm in Penſion zu gehen. Er kannte Herrn **Zavariſi**, und ſchmeichelte ſich, daß er nichts gegen ihn einzuwenden haben würde. In der That war mein Couſin auch mit ihm zufrieden, und ich bezog alſo meine Wohnung in dem Hauſe des Boten.

Dieſes Haus war voll frommer Leute. Vater, Sohn und Töchter, Schwiegertochter und Kinder, alles war in der größten Devotion. Ich hatte ziemlich viel Langeweile dabey, da es aber ehrliche Leute waren, die ſehr eingezogen und ruhig lebten, ſo war ich mit ihrer Aufmerkſamkeit für mich ſehr zufrieden. Man verdient immer

geſchätzt zu werden, wenn man die Pflichten des geſellſchaftlichen Lebens erfüllt.

Mein Couſin Zavariſi ſchien ſehr vergnügt, mich bey ſich zu haben. Erſt ſtellte er mich dem Rektor der Univerſität vor, dann führte er mich zu einem berühmten Advokaten, wo ich mich im Praktiſchen üben ſollte, und wo ich meine Stelle gleich antrat.

In demſelben Hauſe befand ſich auch ein Neveu des berühmten Muratori, der mir die Bekanntſchaft ſeines Onkels verſchaffte. Dieſer univerſelle Kopf umfaßte alle Gattungen der Litteratur, machte ſeiner Nation und ſeinem Jahrhunderte große Ehre, und würde gewiß Kardinal worden ſeyn, wenn er das Intereſſe des Hauſes Eſte nicht ſo eifrig in ſeinen Schriften unterſtützt hätte.

Mein Hauswirth ließ mich das Merkwürdigſte in der Stadt beſehen Unter andern den herzoglichen Palaſt, der von der größten Schönheit und Pracht iſt, und die koſtbare Gemäldeſammlung, die damals noch in Modena war, und die in der Folge der König von Polen, Auguſt III, für den beträchtlichen Preis von hunderttauſend Zechinen an ſich kaufte, um ſeiner Gallerie in Dresden dadurch einen höhern Glanz zu geben.

Ich war neugierig den berühmten Eimer zu ſehen, der das Sujet der Secchia rapita (des geraubten Eimers) von Taſſoni iſt. Ich ſah ihn im Glockenthurme der Kathedralkirche, wo er ſenkrecht an einer eiſernen Kette hängt. Ich amüſirte mich ſehr wohl, und ich glaube der Aufenthalt von **Modena** würde mir wegen der Menge von Gelehrten, die hier wohnen, wegen der häufigen Schauſpiele, und der Hofnung, hier das Verſäumte nachzuholen, auch für die Folge angenehm geweſen ſeyn.

Allein ein abſcheuliches Schauſpiel, von dem ich wenige Tage nach meiner Ankunft Zeuge ward, eine empörende Feyerlichkeit griff mich ſo ſtark an, daß meine Sinnen und mein Geiſt in Unordnung und Verwirrung geriethen.

Ich ſah mitten unter einer Menge Leute ein fünf Fuß hohes Gerüſte, auf dem ein Mann mit bloßem Haupte und gebundenen Händen ſtand. Es war ein Abbe' von meiner Bekanntſchaft, ein ſehr aufgeklärter Gelehrter, ein guter, bekannter und in Italien ſehr geſchätzter Dichter, der Abt J.. B.. V... Neben ihm ſtand ein Geiſtlicher mit einem Buche in der Hand, ein andrer fragte den Büßenden. Dieſer antwortete ſtolz. Die Zuſchauer klatſchten in die Hände, und munterten

ihn auf. Die Vorwürfe wurden heftiger. Der brave Mann, dem man ſeine bürgerliche Ehre auf eine ſo ſchändliche Art raubte, war ganz außer ſich. Ich konnte es nicht länger aushalten. Meine hypochondriſche Laune ergriff mich auf der Stelle. Ich ging unruhig, tiefſinnig, und wie betäubt hinweg, ſchloß mich in meine Stube, und überließ mich den traurigſten, die Menſchheit äuſſerſt erniedrigenden Betrachtungen.

„Großer Gott," ſagte ich zu mir ſelbſt, „was für Dingen ſind wir in dieſem kurzen Leben, durch das wir uns ſo mühſelig hinſchleppen müſſen, nicht alles ausgeſezt! Da iſt ein Mann, den man anklagt, er habe ſich gegen eine Frau, die eben zum Abendmahl gegangen war, unzüchtige Reden erlaubt. Und wer hat ihn verklagt? Die Frau ſelbſt! Himmel! iſt es nicht genug, unglücklich zu ſeyn, um geſtraft zu werden?"

Ich ging alle Zufälle durch, die mir begegnet waren, und die gefährliche Folgen für mich hätten haben können. Die Kranke in Chiozza, das Kammermädchen und die Limonadehändlerin in Friaul, die Satyre in Pavia, und andere Fehler, die ich mir vorzuwerfen hatte.

Ich war noch mit dieſen traurigen Betrachtungen beſchäftigt, als Baſtia, der wußte, daß

ich nach Hauſe gekommen war, auf meine Stube trat, und mir vorſchlug, den Roſenkranz mit ſeiner Familie zu beten. Ich hatte eine Zerſtreuung nöthig, und nahm alſo ſeinen Vorſchlag mit Vergnügen an. Ich betete den Roſenkranz mit vieler Andacht, und fand mich um vieles erleichtert.

Man trug das Abendeſſen auf, und ſprach von dem Abbe V.. Ich bezeigte den Abſcheu, den dieſer Auftritt bey mir erregt hatte, mein Wirth aber fand dieſe Ceremonie herrlich und exemplariſch. Ich erkundigte mich nach dem Ausgange dieſes Schauſpiels. Er erzählte mir, daß der Stolze gedemüthigt worden wäre, daß der Widerſpenſtige endlich nachgegeben habe. Man habe ihn gezwungen, mit lauter Stimme alle ſeine Verbrechen zu geſtehen, und eine Widerrufungsformel, die man ihm vorgelegt, nachzuſprechen. Hierauf wäre er zu ſechsjähriger Gefängnißſtrafe verdammt worden.

Das ſchreckliche Ausſehn dieſes armen Mannes kam mir nicht aus den Gedanken. Ich ſah niemand mehr, und beſuchte alle Tage mit Baſtia die Meſſe. Ich ging mit ihm in die Predigt, zur Conſecration, in das Stundengebet. Er war ſehr mit mir zufrieden, und ſuchte dieſe Salbung, die aus meinen Handlungen und Reden hervorſchien,

durch Erzählungen von Erſcheinungen, Wundern und Bekehrungen zu nähren.

Mein Entſchluß war gefaßt, ich hatte mir feſt vorgenommen, in den Kapuzinerorden zu treten. Ich ſchrieb meinem Vater einen künſtlich ausſtudirten Brief, in dem kein Menſchenverſtand war, ich bat ihn um die Erlaubniß, der Welt entſagen, und mich in eine Kaputze hüllen zu dürfen. Mein Vater war klug genug, mir nicht zu widerſprechen. Er lobte ſogar meinen Entſchluß, und ſchien keinen Zweifel in die Inſpiration, die ich vorwendete, zu ſetzen. Er bat mich nur, ſobald ich ſeinen Brief erhalten haben würde, zu ihm zu kommen, und verſprach mir, daß weder er noch meine Mutter ſich meinen Wünſchen entgegen ſetzen würden.

Gleich nach Empfang dieſes Briefs machte ich Anſtalten zur Abreiſe. Baſtia hatte dießmal nicht das Fahrzeug nach Venedig zu führen, er empfahl mich aber ſeinem Kameraden, der im Begriff war abzugehen, beſtens. Ich nahm Abſchied von der frommen Familie, ich empfahl mich ihrem Gebete, und reiſte mit zerknirſchtem Herzen ab.

Bey meiner Ankunft in Chiozza empfingen meine Aeltern mich auf das zärtlichſte. Ich bat

ſie um ihren Segen, den ſie mir mit weinenden Augen gaben. Ich ſprach von meinem Plane, und ſie mißbilligten ihn nicht. Mein Vater ſchlug mir vor, mit ihm nach **Venedig** zu gehen, ich lehnte es aber mit der Freymüthigkeit eines Andächtigen ab. Er ſezte hinzu, daß es nur in der Abſicht geſchehen ſolle, um mich dem Gardian der Kapuziner vorzuſtellen, und nun willigte ich gern ein.

Wir gehen alſo nach **Venedig**, und beſuchen unſere Anverwandte und Freunde. Wir ſpeiſen bey dieſem zu Mittag, bey jenem zu Abend. Man bringt mich unvermerkt von meinen Ideen ab, man führt mich in die Komödie, und nach vierzehn Tagen war kein Gedanke mehr ans Kloſter übrig. Meine Grillen verflogen, und meine Vernunft kam zurück. Ich bedauerte immer noch den Mann, den ich auf dem Gerüſte in den Augen des Volks hatte brandmarken ſehen, allein ich begriff, daß man nicht nothwendig der Welt entſagen müſſe, um ſein Schickſal zu vermeiden.

Neunzehntes Kapitel.

Aufenthalt in Chiozza. Abweſenheit meines jüngern Bruders. Meine neue Beſchäfftigung. Anekdote von einer Nonne und einem jungen Kloſterfräulein.

Mein Vater führte mich nach Chiozza zurück, und meine Mutter, die fromm war, ohne bigott zu ſeyn, war ſehr vergnügt, mich in meiner gewöhnlichen Stimmung zu ſehen. Die Abweſenheit meines jüngern Bruders machte mich ihr noch werther und intereſſanter.

Mein Bruder war von jeher für den Soldatenſtand beſtimmt geweſen, und nun nach Zara, der Hauptſtadt von Dalmatien, abgegangen. Man hatte ihn an Herrn Viſinoni, einen Couſin meiner Mutter, Dragonerhauptmann und Aide-Major des General-Proviſors dieſer Provinz, die der Republik Venedig gehört, addreſſirt.

Dieſer verdiente Offizier, den alle Commendanten von Zara, wie ſie einander folgten, um ſich haben wollten, hatte die Erziehung meines Bruders über ſich genommen, und brachte ihn in der Folge unter ſein Regiment.

Ich für meinen Theil wußte nicht, was aus mir werden ſollte. Ich hatte in einem Alter von einundzwanzig Jahren ſo viel Unglücksfälle erfahren, mir ſo manchen Plan ſcheitern ſehen, und ſo manchen verdrießlichen Auftritt erlebt, daß ich mir mit nichts mehr ſchmeichelte, und keine andere Zuflucht vor mir ſah, als die dramatiſche Kunſt, die ich von jeher liebte, und der ich mich längſt gewidmet haben würde, wenn ich meinen freyen Willen gehabt hätte.

Es ſchmerzte meinen Vater, daß ich gleichſam ein Ball des Schickſals worden war; doch ließ er in dieſen Umſtänden, die für ihn ſowohl als für mich ſehr ernſthaft zu werden anfingen, den Muth nicht ſinken. Er hatte beträchtlichen und unnützen Aufwand gemacht, mir eine gewiſſe Laufbahn zu eröffnen, und hätte mir nun gern ein anſtändiges und einträgliches Amt verſchafft, ohne von neuem Geld aufzuwenden. So etwas iſt nun zwar nicht gar leicht zu finden, allein es glückte ihm doch, und überdieß war es ſo ſehr nach meinem Geſchmack, daß ich allen gehabten Verluſt vergaß, und in der That auch nichts weiter zu bedauern hatte.

Die Republik **Venedig** ſchickt einen Nobile als Gouverneur nach **Chiozza**, der den Titel Po-

deſta führt. Dieſer hat einen Kanzler für Criminalſachen bey ſich, der ohngefähr das thut, was ein Criminallieutenant in Frankreich; und dieſer Criminalkanzler muß einen Gehülfen in ſeinem Amte haben, der den Titel eines Coadjutors führt.

Dieſe Stellen ſind, je nachdem der Ort iſt, mehr oder weniger einträglich, ſie ſind aber immer angenehm, da man die Tafel bey dem Gouverneur hat, die Partie von Sr. Excellenz macht, den Umgang der vornehmſten Perſonen der Stadt genießt, und wenn man nur ein wenig arbeitſam iſt, ſo kann man ſich mit Ehren aus der Sache ziehn.

Mein Vater genoß der Protection des Gouverneurs, welches damals der Nobile Franceſco Bonfadini war. Er ſtand in genauer Verbindung mit dem Criminalkanzler, und kannte den Coadjutor genau. Mit Einem Worte, er brachte es dahin, daß ich zum Adjunkt des leztern ernannt ward.

Die Dauer des venetianiſchen Gouvernements iſt beſtimmt, ſie wechſeln alle ſechszehn Monate. Als ich einrückte, waren ſchon vier Monate verfloſſen, überdieß war ich überzählig, und konnte auf keine Art von Einkünften Anſpruch machen:

allein ich genoß alle Annehmlichkeiten der Geſell- ſchaft. Eine gute Tafel, öfters Spiel, Konzerte, Bälle und Feſtins! Das waren treffliche Ge- ſchäfte: allein da es keine ordentlichen Aemter ſind, und der Gouverneur ſeine Aufträge geben kann, wem er will; ſo giebt es viele von ſolchen Kanzlern, die in Unthätigkeit vermodern, da hin- gegen andere über die übrigen hinwegſpringen, und kaum Zeit finden, ſich etwas zu erholen. Perſön- liches Verdienſt empfiehlt ſie zuweilen, am häu- figſten aber wird derjenige befördert, der die mei- ſte Protection für ſich hat.

Man hatte mir die Nothwendigkeit gezeigt, mir einen Namen zu verſchaffen, und als Super- numerarius ſuchte ich alle Gelegenheiten auf, mich zu unterrichten und brauchbar zu machen. Der Coadjutor war kein Freund der Arbeit. Ich ſtand ihm nach meinen beſten Kräften bey, und in wenigen Monaten war ich ſo geſchickt, als er. Der Kanzler ward es bald gewahr, und gab mir, ohne auf ſeinen Coadjutor Rückſicht zu nehmen, etwas ſchwierige Aufträge, mit deren Beſorgung er ſehr zufrieden zu ſeyn ſchien.

Das Criminalverfahren iſt ein lehrreicher Un- terricht zur Kenntniß des menſchlichen Herzens. Der Schuldige ſucht das Verbrechen, deſſen man

ihn anklagt, von ſich abzulehnen, oder, wenn er das nicht kann, es wenigſtens zu beſchönigen. Er iſt von Natur liſtig und verſchlagen, oder er wird es doch durch die Furcht. Er weiß, daß er mit unterrichteten Perſonen, mit Leuten vom Handwerk zu thun hat, und doch verzweifelt er nicht, ſie zu betrügen.

Das Geſez hat ein Fragformular vorgeſchrieben, das man befolgen muß, damit die Fragen nicht verfänglich, und ſo eingerichtet werden mögen, daß ſchwache oder unwiſſende Perſonen dadurch könnten überliſtet werden. Bey alledem muß man den Charakter und Geiſt eines Menſchen, den man examiniren ſoll, ein wenig kennen, oder zu errathen ſich bemühen, und wenn man eine richtige Mittelſtraße zwiſchen Strenge und Milde einſchlägt, ſo wird man gröſtentheils die Wahrheit ohne Zwangsmittel erfahren.

Was mich immer am meiſten intereſſirte, war das Protokoll beym Verhör, und die Relation, die ich daraus für den Kanzler verfertigte. Von dieſen Protokollen und Relationen hängt oft das Vermögen, die Ehre und das Leben eines Menſchen ab. Es iſt wahr, der Beklagte wird vertheidigt, die Sache wird unterſucht, allein die Relation macht immer den erſten Eindruck. Der hat es ſchwer

zu verantworten, der Protokolle ohne Kenntniß, und Relationen ohne Ueberlegung macht.

Sage nicht, lieber Leſer, daß ich mir ſelbſt das Rauchfaß unter die Naſe halte. Du ſiehſt, ich ſchone mich nicht, wenn ich Unbeſonnenheiten begehe, du kannſt es alſo auch nicht übel finden, daß ich mich des Wiedervergeltungsrechts bediene, wenn ich mit mir zufrieden bin.

Die ſechszehn Monate der Reſidenz des Podeſta waren bald vorüber. Unſer Criminalkanzler hatte ſchon einen anderweitigen Beruf nach **Feltre**, er bot mir die Stelle eines wirklichen Coadjutors an, wenn ich ihm folgen wollte. Dieſer Vorſchlag entzückte mich; ich wählte einen ſchicklichen Augenblick, mit meinem Vater davon zu ſprechen, und den Tag darauf war unſere ganze Einrichtung getroffen.

So war ich denn endlich etablirt. Bis jezt hatte ich die Geſchäfte nur aus der Ferne betrachtet: jezt hatte ich eins, das mir gefiel, das ſich für mich ſchickte. Ich faßte den feſten Vorſatz, es niemals aufzugeben; aber, wie man ſagt, **der Menſch denkt's, Gott lenkt's.**

Jedermann gab ſich Mühe, dem Gouverneur bey ſeiner Abreiſe von Chiozza noch eine Ehre zu erweiſen. Die ſchönen Geiſter der Stadt, wenn

man ſie ſo nennen darf, ſtellten eine litterariſche Zuſammenkunft an, wo man ſein Lob in Verſen und Proſa feyerte.

Auch ich beſang nach allen Prädicamenten den Ruhm meines Helden, und ließ mich überdieß weitläuftig über die Tugenden und perſönlichen Vorzüge ſeiner Gemahlin aus. Beide hatten viel Güte für mich, und in Bergamo ſowohl, wo ich ſie einige Zeit nachher wieder zu ſehen bekam, als in Venedig, wo Sr. Excellenz den Rang eines Senators erhielt, haben ſie mich immer mit ihrer Gunſt beehrt.

Alle dieſe Perſonen reiſten ab; ich aber blieb in Chiozza, und erwartete den Ruf des Herrn Zabottini, (ſo hieß der Kanzler) um nach Venedig, und von da mit ihm nach Feltre zu gehen. Ich war von jeher mit den Nonnen von dem Orden des heil. Franziſcus, die reizende Koſtgängerinnen hatten, in einer Art von Verbindung geweſen. Dame B.. hatte ein junges Mädchen unter ihrer Aufſicht, die ſehr ſchön, ſehr reich und ſehr liebenswürdig war. Ich hätte mir keine beſſere Partie wünſchen können; aber mein Alter, mein Stand, und mein Vermögen erlaubten mir nicht, ſolche Wünſche zu nähren. Von der Nonne ward mir indeß nichts in den

Weg gelegt. Wenn ich ſie beſuchte, ließ ſie immer die Demoiſelle in das Sprachzimmer herabkommen. Ich merkte, daß ich eine wahre Leidenſchaft für ſie bekam, womit die Aufſeherin gar nicht übel zufrieden ſchien. Ich begriff ſie nicht: ich unterhielt ſie eines Tages von meiner Neigung und meiner Furcht. Sie ſprach mir Muth ein, und entdeckte mir das Geheimniß. Die Demoiſelle hatte Verdienſte und Vermögen, aber ihre Geburt war nicht makelfrey. „Dieſer kleine Fehler aber hat „nicht viel zu bedeuten,“ ſagte die geſchleyerte Dame. „Das Mädchen iſt gut, wohlerzogen, „ich ſtehe für ihren Charakter und ihre Aufführung. Sie hat einen Vormund,“ fuhr ſie fort, „den wir gewinnen müſſen. Laſſen Sie mich nur „machen. Es iſt wahr, der Vormund iſt ſehr „alt, ſehr hinfällig, und hat einige Anſprüche auf „ſeine Pupille; aber im Grunde hat er doch unrecht, und = = = da ich auch ein Wort in die „Sache zu ſprechen habe = = = noch einmal, laſſen Sie mich nur machen, ich will alles auf das „beſte einrichten.“

Ich geſtehe es, daß ich nach dieſer Rede, nach dieſem Vertrauen und dieſer Aufmunterung anfing, mich für glücklich zu halten. Mammſell

N*** ſchien mich nicht ungern zu ſehen: ich glaubte ſchon, daß alles ſo gut wie richtig wäre.

Das ganze Kloſter hatte meine Neigung für die Koſtgängerin bemerkt. Einige Frauenzimmer, die mit den Intriken des Sprachzimmers bekannt waren, hatten Mitleid mit mir, und unterrichteten mich von allem, was vorging. Und zwar auf folgende Art.

Meine Fenſter ſahen genau auf den Kloſterthurm gegenüber aus, in welchem man Luftlöcher angebracht hatte, durch die man aber, ziemlich dunkel, die Perſonen, die davor ſtanden, unterſcheiden konnte. Ich hatte verſchiedenemale an dieſen länglicht viereckten Oeffnungen Figuren und Zeichen bemerkt, und erfuhr nachher, daß dieſe Zeichen Buchſtaben des Alphabets andeuteten, daß man daraus Worte zuſammenſetzen, und in der Ferne ſich unterhalten konnte. Ich führte faſt täglich eine halbe Stunde ſolche ſtumme Unterredung, deren Inhalt aber ſehr anſtändig und beſcheiden war.

Durch dieſes Handalphabet erfuhr ich denn auch, daß Mammſel N*** in kurzem ihren Vormund heirathen würde. Aeußerſt aufgebracht über das Verfahren der Dame B***, ging ich den Nachmittag nach ihr, feſt entſchloſſen, ihr

meine Empfindlichkeit fühlen zu laſſen. Ich ließ ſie holen, ſie kam, betrachtete mich genau, und bemerkte, ſchlau wie ſie war, daß ich etwas auf dem Herzen hatte. Sie ließ mich alſo nicht einmal zu Worte kommen, ſondern griff mich ſelbſt muthig und ſogar mit einer Art von Hitze an.

„Ich ſehe wohl, mein Herr, daß Sie aufge„bracht ſind, ich ſehe es an Ihrer Miene.“ — Ich wollte reden, ſie hörte mich aber nicht an. Sie erhöhete die Stimme, und fuhr fort: „Ja, „mein Herr, Mammſel N*** verheirathet ſich, „und zwar an ihren Vormund.“ — Ich wollte auch laut ſprechen. — „Stille, ſtille,“ ſchrie ſie, „hören Sie mich an. Dieſe Verbindung iſt mein „Werk. Ich habe alles reiflich überlegt, eh ich „die Sache betrieb, und nur zu Ihrem wahren „Vortheil iſt es, daß ich ihr dieſe Wendung gab.“ — „Zu meinem Vortheil?“ — „Ja! So beruhi„gen Sie ſich aber auch nur, und betrachten Sie „den Gang einer geſchickten und Ihnen ergebenen „Frau. Sind Sie,“ fuhr ſie fort, „im Stande „zu heirathen?“ — „Nein, aus hundert Grün„den nicht.“ — „Und die Mammſel hätte war„ten ſollen, bis es Ihnen bequem und gelegen

„wäre?

„wäre? Nein, das konnte ſie nicht einmal, auch „wenn ſie gewollt hätte: ſie mußte verheirathet „werden. Hätte ſie nun nicht auch einen jungen „Mann nehmen können, und ſo wäre ſie auf im„mer für Sie verloren geweſen? Nunmehr aber „heirathet ſie einen alten, kranken Mann, der un„möglich noch lange leben kann, und ſo wenig ich „auch die Annehmlichkeiten und Unannehmlichkei„ten des Eheſtands kenne, ſo weiß ich doch, daß „eine junge Frau immer die Tage eines alten „Mannes verkürzen muß. Sie bekommen eine „ſchöne Wittwe, die nichts als den Namen von „einer Frau hat. Seyn Sie nur ganz ruhig dar„über. Der Mann muß ſie bedenken, ſie wird „noch reicher, als ſie gegenwärtig ſchon iſt, bis „dahin machen Sie ſich auch einen Weg. Fürch„ten Sie nichts in Betracht ihrer, lieber Freund, „fürchten Sie ja nichts. Sie lebt freylich in „der Welt mit ihrem Graubart, allein ich wache „über ihre Aufführung. Ja, ja, ſie gehört Ih„nen, ich ſtehe Ihnen dafür; ich gebe Ihnen „mein Ehrenwort.“

Bey dieſen Worten erſchien Demoiſelle N***, und näherte ſich dem Gitter. Die Aufſeherin ſagte mir mit einem geheimnißreichen

Weſen: „Wünſchen Sie der Mammſel zu ihrer „Verbindung Glück.“ Länger hielt ich es nicht aus, ich machte eine ſtumme Verbeugung und entfernte mich.

Seit der Zeit habe ich weder die Aufſeherin noch die Koſtgängerin geſehen, und dem Himmel ſey es gedankt, bald hatte ich ſie beide rein vergeſſen.

Zwanzigſtes Kapitel.

Meine Ankunft in Feltre. Eine Schauſpielertruppe. Geſellſchaftstheater. Meine erſten komiſchen Arbeiten. Meine Verliebung.

Sobald ich den Brief, mit dem Befehl, nach Feltre zu gehen, erhielt, reiſte ich ſofort mit meinem Vater von Chiozza nach Venedig, um mich dort nebſt ihm Sr. Excellenz dem Herrn Paolo Spinelli, einem venetianiſchen Nobile, dem ich in ſein Gouvernement folgen ſollte, vorzuſtellen. Wir beſuchten auch den Kanzler Zabottini, unter deſſen Anführung ich arbeiten ſollte. Einige Tage hierauf verließen wir Venedig, und ich kam nach achtundvierzig Stunden an dem Orte meiner Beſtimmung an.

Feltre oder Feltri iſt eine Stadt, die zur Tarviſermark, einer Provinz der Republik Venedig, gehört, und dreißig Meilen von der Hauptſtadt liegt. Sie hat einen Biſchof, und viel Adel. Die Stadt iſt bergicht, ſteil, und den ganzen Winter ſo mit Schnee bedeckt, daß dadurch in den kleinen Straßen die Thüren verſperrt werden, und man genöthigt iſt, durch die Fenſter des untern

Stockwerks zu gehen. Folgenden lateiniſchen Vers hierüber ſchreibt man dem Cäſar zu:

Feltria perpetuo niuium damnata rigori.

d. i. Feltre liegt in ewigem Schnee begraben.

Ich war früher gekommen, als die andern, um von meinem Vorgänger das Archiv und die vorräthigen Acten in Empfang zu nehmen, und ward ſehr angenehm überraſcht, als ich erfuhr, daß eine Schauſpielertruppe in der Stadt wäre, die der vorige Gouverneur habe kommen laſſen, und die darauf rechnete, bey der Ankunft des neuen noch einige Vorſtellungen geben zu dürfen.

Der Directeur dieſer Truppe war **Karl Veroneſe**, derſelbe, der dreißig Jahre drauf nach **Paris** kam, die Rollen des Pantalon in der italieniſchen Komödie zu ſpielen, und ſeine beiden Töchter, die ſchöne **Coraline** und die reizende **Camille**, mitbrachte.

Die Truppe war nicht ſchlecht. Der Directeur ſpielte, ohnerachtet ſeines gläſernen Auges, die erſten Liebhaber, und zu meinem großen Vergnügen fand ich hier den **Fiorindo de' Maccaroni** wieder, den ich vordem in **Rimini** geſehen hatte, und der, da er nun alt worden war, nur

noch die Könige im Trauerſpiel, und die edlen Väter im Luſtſpiel machte.

Vier Tage nach mir kam auch der Gouverneur mit dem Kanzler und noch einem andern Diener der Gerechtigkeit unter dem Titel eines Vikars an, der hier und an mehrern Orten in den Staaten der Republik, ſeine Stimme mit der Stimme des Gouverneurs bey Urtheilsſprüchen und Verordnungen vereinigt.

Einige Monate lang enthielt ich mich aller Beluſtigungen und Zerſtreuungen, und beſchäftigte mich deſto ernſtlicher mit der Arbeit, da ich hoffen konnte, nach Verlauf dieſes zweiten Gouvernements, bey dem ich als Coadjutor angeſtellt war, Kanzler zu werden. Ich durchſuchte die Papiere der Kanzeley, und fand eine Commiſſion vom Senat, die von meinen Vorgängern vernachläſſigt worden war. Ich gab meinem Prinzipal Nachricht davon, dem die Sache wichtig vorkam, und der mir den Auftrag that, ſie nach meinen beſten Kräften zu beſorgen.

Es war ein Criminalprozeß, der die Fällung von Bauholz in den Forſten der Republik betraf, mehr als zweyhundert Perſonen waren in dieſe Veruntreuung verwickelt. Es war nöthig, den Ort ſelbſt zu beſuchen, und das Corpus Delicti zu

beaugenſcheinigen. Ich verfügte mich in Begleitung von Feldmeſſern und Soldaten, über Felſen, Ströme und Abgründe, dahin; dieſes Verfahren machte großes Aufſehen, jedermann war beſorgt, denn ſeit länger als hundert Jahren hatte man die Holzungen ungeſtraft verheert, und es war ein Aufſtand zu befürchten, der wohl endlich gar dem armen Teufel von Coadjutor, der den ſchlafenden Hund geweckt hatte, ſehr ſchlimm hätte bekommen können.

Zum Glück endigte ſich dieſe große Unternehmung wie die Niederkunft des Bergs in der Fabel. Die Republik begnügte ſich, ihre Forſte für die Zukunft in Sicherheit zu ſetzen. Der Kanzler verlor nichts dabey, und der Coadjutor wurde für ſeine Furcht entſchädigt.

Einige Zeit nachher trug man mir eine andere, aber viel angenehmere Commiſſion auf. Sie betraf eine Zänkerey, fünf Meilen von der Stadt, bey der man Feuergewehr gebraucht, und wo es einige gefährliche Wunden gegeben hatte: hierüber ſollte ich ein Protokoll aufnehmen. Da der Ort in der Ebene lag, und der Weg über verſchiedene reizende Landgüter und durch ſchöne Gegenden ging, ſo lud ich einige meiner Freunde ein, mich zu begleiten. Es waren unſer zwölf Perſonen, ſechs Herren, ſechs

Damen, und vier Bediente, alle zu Pferde. Wir wendeten zwölf Tage auf dieſe anmuthige Expedition. Dieſe ganze Zeit über haben wir niemals an Einem Orte zu Mittag und zugleich auch zu Abend gegeſſen, und niemals auf Betten geſchlaſen.

Wir gingen ſehr oft zu Fuße auf reizenden Wegen, die mit Weinſtöcken eingeſaßt, und von Feigenbäumen beſchattet waren. Wir frühſtückten Milch, und bisweilen auch die tägliche Nahrung der hieſigen Landleute, die aus einem Brey von türkiſchem Korn, der Polenta heißt, beſteht, den wir röſten ließen, und dadurch zu einem ſehr leckerhaften Eſſen machten.

Wo wir hinkamen, gab es Feſte, Luſtbarkeiten und Schmauſereyen; wo wir den Abend Halt machten, gab es Bälle, welche die ganze Nacht hindurch dauerten. Unſere Damen hielten ſo gut aus, als wir Mannsperſonen.

Bey unſerer Geſellſchaft waren auch zwey Schweſtern, die eine verheirathet, die andere ledig. Dieſe leztere war ſehr nach meinem Geſchmack, und die Wahrheit zu geſtehen, hatte ich nur ihrenthalben die ganze Partie veranſtaltet. Sie war eben ſo beſcheiden und vernünftig, als

ihre Schweſter ausſchweifend lebhaft war. Die ſonderbare Einrichtung unſerer Reiſe gab uns Gelegenheit, zu einer Erklärung zu kommen, und wir wurden beide in einander verliebt.

Meine Unterſuchung wurde in aller Eil in zwey Stunden beendigt. Unſerm Vergnügen deſto mehr Abwechſelung zu geben, kehrten wir auf einem andern Wege zurück: bey unſerer Nachhauſekunft waren wir aber auch dafür wie gerädert und zerſchlagen. Ich fühlte dieſe Bewegung noch nach einem Monat, und meine arme Angelika trug ein vierzigtägiges Fieber davon.

Die ſechs Ritter von unſerer Cavalcade ſchlugen mir eine andere Art von Vergnügen vor. In dem Palaſte des Gouverneurs war ein Schauſpielſaal; ſie hatten Luſt etwas vorzunehmen, und die Höflichkeit, mir zu ſagen, daß ſie alles nur meinetwegen unternommen hätten, und daß ſie mir gern die Wahl der Stücke, und die Austheilung der Rollen überließen.

Ich dankte ihnen, nahm den Vorſchlag an, und ſtellte mich mit Bewilligung Sr. Excellenz und meines Kanzlers an die Spitze dieſer neuen fröhlichen Bande.

Gern hätte ich komiſche Stücke aufführen laſſen — von Harlekinaden war ich kein Freund —

aber wo ſollten wir gute Komödien hernehmen? Ich zog alſo tragiſche Stücke vor. Da man um dieſe Zeit allenthalben die Opern des **Metaſtaſio**, ſelbſt ohne Muſik, ſpielte, ſo löſte ich auch die Arien in Recitativ auf. Ich gab mir alle Mühe, den Styl dieſes anmuthigen Dichters ſo genau als möglich nachzuahmen, und wählte die **Dido** und den **Siroe** zu unſern Vorſtellungen. Ich vertheilte die Rollen, die nach dem Perſonale meiner Akteurs eingerichtet waren. Ich kannte meine Leute, und behielt nur die kleinſten Rollen für mich. Daran that ich ſehr wohl, denn im Tragiſchen war ich ein vollkommen elender Schauſpieler.

Zum Glück hatte ich zwey kleine Stücke verfertigt, in dieſen ſpielte ich zwey Charakterrollen, und machte wieder gut, was ich in den tragiſchen Stücken verdorben hatte. Das erſte von dieſen kleinen Stücken war: il buon padre, (der gute Vater) das zweite: la Cantatrice. (die Sängerin.) Man fand ſie beide gut, und mein Spiel, für einen bloßen Liebhaber, ganz leidlich. Dieſes lezte Stück ſah ich einige Zeit hernach in **Venedig**. Ein junger Advokat hatte ſich deſſelben bemächtigt, gab es für ſeine Arbeit aus, und nahm die Complimente, die man ihm darüber machte,

an. Endlich war er gar ſo unverſchämt, es unter ſeinem Namen drucken zu laſſen; allein nunmehr hatte er den Verdruß, ſein Plagiat entdeckt zu ſehen.

Ich that alles, was ich konnte, meine ſchöne Angelika zu bereden, eine Rolle in unſern Trauerſpielen anzunehmen; allein es glückte mir nicht. Sie war zu furchtſam, und auch außerdem würden ihre Aeltern es nicht zugegeben haben. Sie wohnte zwar unſern Vorſtellungen bey, allein dieſes Vergnügen koſtete ihr Thränen. Sie war eiferſüchtig, und es machte ihr viel Kummer, mich mit meinen artigen Geſpielinnen ſo vertraut umgehen zu ſehen.

Die arme Kleine liebte mich zärtlich und von Herzen; ich liebte ſie dafür wiederum von ganzer Seele, und ich kann ſagen, daß ſie die erſte Perſon war, die ich je geliebt habe. Es war ihr darum zu thun, meine Frau zu werden, und ſie würde es geworden ſeyn, wenn nicht ganz beſondere, aber ſehr gegründete Betrachtungen mich davon zurückgehalten hätten.

Ihre ältere Schweſter war eine ſeltene Schönheit geweſen: aber nach ihren erſten Wochenbetten ward ſie häßlich. Die jüngere Schweſter hatte dieſelbe Haut, dieſelben Züge, ſie war

eine von den zärtlichen Schönheiten, die an jedem Lüſtchen abwelken, auf welche die geringſte Unbequemlichkeit Eindruck macht. Ich hatte einen offenbaren Beweis davon geſehen. Die Beſchwerlichkeit der kleinen Reiſe, die wir zuſammen machten, hatte ſie ſchon fürchterlich verändert. Ich war jung, und ſah voraus, wie groß mein Unmuth ſeyn würde, wenn meine Frau nach kurzer Zeit die Blüthe und Friſche ihrer Schönheit einbüßte.

Ohnſtreitig war dieß für einen Liebhaber zu viel vernünftelt: es ſey nun aber Tugend, Schwäche oder Unbeſtand geweſen, genug ich verließ Feltre, ohne ſie zu heirathen.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Moraliſche Betrachtungen. Veränderte Lage meines Vaters. Meine Einſchiffung nach Ferrara. Schlechte Geſellſchaft. Ankunft in Bagnacavallo. Kleine Reiſe nach Faenza. Tod meines Vaters.

Es koſtete mir Mühe, mich von dieſem reizenden Gegenſtande loszureißen, der mir den erſten Zauber einer tugendhaften Liebe hatte koſten laſſen. Und doch mußte dieſe Liebe nicht von der ſtärkſten Natur ſeyn, da ich meine Geliebte verlaſſen konnte. Ein wenig mehr Geiſt, ein wenig mehr Grazie würden mich vielleicht an ſie gefeſſelt haben: ſo aber war ſie nichts als eine Schönheit, und zwar eine Schönheit, die im Abnehmen begriffen war. Ich gewann Zeit, Betrachtungen anzuſtellen, und die Eigenliebe war ſtärker als die Leidenſchaft.

Ich brauchte Zerſtreuung, und ich fand ihrer von verſchiedener Art. Mein Vater, der nie feſten Fuß faſſen konnte, eine Sucht, die er ſeinem Sohn als ein Erbtheil hinterlaſſen hat, hatte ſeinen Aufenthalt verändert. Nach einer Zurückkunft von Modena, wohin er in Familienangele-

genheiten gereiſt war, ging er nach Ferrara, wo er einen ſehr vortheilhaften Antrag erhielt, ſich in Bagnacavallo als Arzt mit einem feſten Gehalt niederzulaſſen. Das Anerbieten war ſo beſchaffen, daß er es annehmen zu müſſen glaubte, und dort ſollte ich ihn aufſuchen, ſobald ich frey ſeyn würde.

Ich ging alſo von Feltre ab, durch Venedig, ohne mich aufzuhalten, und ſchiffte mich mit dem Boten nach Ferrara ein. Es war viel, aber ziemlich ſchlechte Geſellſchaft im Fahrzeug. Unter andern ein junger Menſch, mager und blaß, mit ſchwarzen Haaren, einer holen Stimme und unangenehmen Phyſiognomie, eines Metzgers Sohn aus Padua, der ſich ſehr breit machte. Der Herr hatte Langeweile, und bot jedermann ein Spiel an, allein niemand wollte ſich mit ihm einlaſſen. Mir war die Ehre vorbehalten, ſeine Partie zu machen. Er ſchlug mir anfangs ein kleines Pharao zu zweyen vor. Der Bote wollte es nicht erlauben, wir ſpielten alſo ein Kinderſpiel Cala carte. Wer am Ende der Taille die meiſten Karten hat, gewinnt eine Marke, und auch der, der die meiſten Pikblätter aufweiſen kann. Ich hatte immer die wenigſten Karten, und niemals ein Pikblatt in meiner Hand. Wir ſpielten

die Marke um zehn Groſchen, ſo daß er mir zwey Zechinen abnahm. Ich hatte ihn freylich im Verdacht eines falſchen Spielers, indeß bezahlte ich ihn, ohne etwas zu ſagen.

Wir kamen nach Ferrara, und ich fühlte, daß ich Ruhe nöthig habe. Ich kehrte im Gaſthofe zum heil. Markus ein, wo die reitende Poſt war. Indeß ich allein auf meinem Zimmer zu Mittag ſpeiſte, trat mein Spieler herein, mir ſeinen Beſuch abzuſtatten, und Revanche anzubieten. Ich lehnte es ab, und er ſpottete über meine Furchtſamkeit. Endlich zog er ein Kartenſpiel und eine Handvoll Zechinen aus der Taſche, und ſchlug mir ein Pharao vor: ich weigerte mich noch immer.

„Friſch, mein Herr,“ ſagte er, „friſch, ich „bin Ihnen Revanche ſchuldig. Ich bin ein ehr„licher Mann, ich biete ſie Ihnen an, und Sie „können mir ſie nicht abſchlagen. Sie kennen „mich freylich nicht,“ fuhr er fort, „damit Sie „aber ſehen, daß ich ehrlich zu Werke gehe, hier, „nehmen Sie die Karten, halten Sie ſelbſt „die Bank, ich will pointiren.“ Dieſer Antrag ſchien mir honnett, ich war nicht fein genug, alle Ränke ſolcher Leute zu ahnen. Ich glaubte ganz treuherzig, das gute Glück würde hier ent-

ſcheiden, und ich könnte ja auf dieſe Weiſe wohl mein Geld wiederbekommen.

Ich nahm zehn Zechinen aus meinem Beutel, und ſezte ſie den ſeinigen entgegen. Ich miſche, laſſe abheben. Er ſezt zwey Blätter, ich gewinne ſie, und freue mich wie ein Kind. Ich miſche noch einmal, und laſſe abheben. Mein guter Freund verdoppelt ſeinen Satz, er gewinnt und macht Paroli. Dieſes Paroli entſchied über die Bank, ich konnte mich nicht weigern, es zu halten. Ich halte es und gewinne. Hier fing der Burſche an wie ein Karrenſchieber zu fluchen und zu ſchimpfen. Er nahm die Karten auf, die auf den Tiſch gefallen waren, zählte ſie, und fand, daß auf einer Seite eine zu viel wäre. Er behauptete, es wäre taille fauſſe, und er habe alſo gewonnen. Er will ſich meines Geldes bemächtigen, ich vertheidige es, und er zieht eine Piſtole aus der Taſche. Ich weiche zurück, und die Zechinen ſind verloren. Auf mein Geſchrey mit zitternder bebender Stimme tritt ein Hausknecht herein, der vielleicht im Einverſtändniß mit dem Schurken iſt, und kündigt uns an, daß wir uns der harten Strafe, die hier gegen alle Hazardſpiele gegeben worden, ſchuldig gemacht hätten. Er droht, uns auf der Stelle anzugeben, wenn

wir ihm nicht ein kleines Geſchenk machten. Ich gab ihm ohne Umſtände für meinen Theil eine Zechine, nahm auf der Stelle die Poſt, und reiſte voll Aerger, mein Geld verloren zu haben, und noch mehr, ſo ſchändlich betrogen worden zu ſeyn, davon.

Bey meiner Ankunft in Bagnacavallo fand ich meinen Troſt in dem Anblicke meiner lieben Aeltern. Mein Vater hatte eine tödtliche Krankheit überſtanden. Sein einziger Kummer wäre, hatte er öfters geſagt, daß er ſterben müſſe, ohne mich noch einmal zu ſehen. Ach, er hat mich geſehn, ich habe ihn geſehn: aber dieß gegenſeitige Vergnügen war von kurzer Dauer.

Bagnacavallo iſt nur ein großer Flecken in der Legation Ravenna, der großen Handel treibt, und ſehr reich und fruchtbar iſt.

Nachdem ich in den guten Geſellſchaften der Gegend vorgeſtellt war, nahm mich mein Vater, um mir ein neues Vergnügen zu machen, mit ſich nach Faenza. In dieſer Stadt hat man zuerſt die Thonart entdeckt, aus der man die Art von Steingut verfertigt, welche die Italiener Majolica, und die Franzoſen Fayence nennen.

Es giebt in Italien viel Schüſſeln von Fayence, die Raphael von Urbino und ſeine Schüler gemalt

mahlt haben. Dieſe Schüſſeln ſind in ſchöne Rahmen eingefaßt, und werden in Gemäldekabinetten heilig aufbewahrt. In dem Palaſt Grimani, a Santa Maria Formoſa in Venedig ſah ich eine ſehr reiche und vollſtändige Sammlung von ſolchen Schüſſeln.

Fanaza iſt eine ganz artige Stadt in Romagna, die aber ſonſt nichts Merkwürdiges aufzuweiſen hat. Von dem Marcheſe Spada wurden wir ſehr wohl aufgenommen und gut bewirthet. Wir ſahen ein paar Komödien von einer herumziehenden Truppe, und kehrten nach ſechs Tagen nach Bagnacavallo zurück.

Ein paar Tage darauf ward mein Vater krank. Es war nunmehr ein Jahr, daß ſeine lezte Krankheit ihn ergriffen hatte. Er merkte gleich, ſobald er ſich zu Bette legte, daß der Rückfall ernſthaft werden würde. Sein Puls verkündigte die Gefahr, die ihm drohte. Das Fieber ward am ſiebenten Tage bösartig, und es ging täglich ſchlimmer mit ihm. Sein Ende war da. Er rufte mich an ſein Lager, empfahl mir ſeine geliebte Frau, nahm Abſchied von mir, und gab mir ſeinen Segen. Gleich darauf ließ er ſeinen Beichtvater holen, und empfing die Sakramente. Am vierzehnten Tage ſeines Krankenlagers war mein

armer Vater nicht mehr. Er ward in der Kirche des heil. Hieronymus in Bagnacavallo den 9ten März 1731 begraben.

Ich halte mich hier nicht auf, die Standhaftigkeit eines tugendhaften Vaters, die Verzweiflung einer zärtlichen Gattin, und den Schmerz eines geliebten und dankbaren Sohnes zu ſchildern. Ich eile über die grauſamſten Augenblicke meines Lebens hinweg. Dieſer Verluſt koſtete meinem Herzen viel, und brachte eine weſentliche Veränderung in meiner Lage und Familie hervor.

Ich trocknete die Thränen meiner Mutter, ſie trocknete die meinigen: wir bedurften eines des andern ſehr. Unſere erſte Sorge war, Bagnacavallo zu verlaſſen, wir gingen zu meiner Tante mütterlicher Seite nach Venedig, und logirten uns in das Haus eines Anverwandten ein, wo durch einen Zufall eben ein Quartier zu vermiethen war.

Auf dem ganzen Wege aus Romagna nach Venedig unterhielt mich meine Mutter von ſonſt nichts, als meinem Dienſte in den Kanzleyen der Terra ferma, den ſie einen Zigeunerdienſt nannte, weil man immer auf ein neues Amt Jagd machen, und immer den Ort ſeines Aufenthalts verändern müſſe. Sie wünſchte bey mir zu leben,

wünſchte, daß ich mich irgendwo mit ihr niederlaſſen möchte, und bat mich mit thränenden Augen, den Stand eines Advokaten zu wählen. Bey unſerer Ankunft in Venedig vereinigten alle unſere Anverwandten und Freunde ihre Stimmen mit der Stimme meiner Mutter. Ich widerſtand, ſo lange es gehen wollte; endlich mußte ich mich ergeben.

Habe ich wohl gethan? Wird meine Mutter ihren Sohn lange genießen? Sie hatte alle Urſache es zu hoffen, aber mein Stern gab niemals ſein Gedeihen zu meinen Planen. Thalia erwartete mich in ihrem Tempel. Sie leitete mich auf krummen und ſteilen Wegen dahin, und lange nur über Dornen und Diſteln, ehe ſie mir ein paar Bluhmen vergönnte.

Zweyundzwanzigſtes Kapitel.

Mein Doctorat. Einige vorher ſich ereignende Umſtände.

Da ich auf dem Punkte war, in den Sälen des Palaſtes, wo ich vorher im kurzen Kleide erſchienen war, im langen Kleide zu erſcheinen, ſo beſuchte ich auch meinen Onkel **Indrico**, bey dem ich die Praxis gelernt hatte. Er ſchien ſehr vergnügt zu ſeyn, daß er mich einmal wiederſah, und verſicherte mir, daß ich auf ihn rechnen könne. Bey alle dem hatte ich noch manche Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen.

Wer Advokat in **Venedig** werden will, muß vorher auf der Univerſität zu **Padua** Licentiat worden ſeyn, und um Licentiat zu werden, muß man ſeinen juriſtiſchen Curſus in derſelben Stadt gemacht, fünf Jahre hinter einander da zugebracht haben, und Zeugniſſe aufweiſen können, daß man die verſchiedenen Klaſſen dieſer öffentlichen Schule beſucht habe. Nur die Fremden allein können ſich, ohne dieſem Zwange unterworfen zu ſeyn, bey dem Collegio melden, ihre Theſen vertheidigen, und auf der Stelle zu Licenciaten ernannt werden.

Ich ſtammte eigentlich aus Modena her, war aber eben ſo wie mein Vater in Venedig geboren: konnte ich alſo die Rechte eines Fremden genießen? Ich weiß nicht; allein ein Brief, auf Befehl des Herzogs von Modena an ſeinen Miniſter in Venedig geſchrieben, machte, daß man mir dieſes Vorrecht angedeihen ließ.

So hätte ich nun in aller Eil nach Padua gehen, und den Doctorhut aufſetzen können, wenn ſich nicht noch eine andere und viel ſtärkere Schwierigkeit gefunden hätte. In den Gerichten von Venedig folgt man ſonſt keinem Geſezbuche, als dem venetianiſchen Codex: man citirt weder den Juſtinian, noch den Bartolus oder Baldus. Man kennt ſie faſt nicht, aber in Padua muß man ſie kennen. Hierin geht es in Venedig eben ſo wie in Paris; die jungen Leute verderben ihre Zeit mit Dingen, die ſie einmal nicht brauchen können.

Und ſo hatte ich denn auch, wie die andern, meine Zeit verloren, und in Pavia, Udine und Modena das römiſche Recht ſtudiert. Allein ich war nunmehr ſeit vier Jahren außer Uebung gekommen, und ſah mich genöthigt, von neuem Schüler zu werden.

Ich wendete mich an einen von meinen alten Freunden. Herr Radi, den ich in meiner Kindheit gekannt, und der ſeine Zeit beſſer als ich angewendet hatte, war ein guter Advokat worden, und ein vortreflicher Lehrer des Rechts für diejenigen Candidaten, die jährlich nur viermal nach Padua gehen, um ſich dort zu zeigen, und Zeugniſſe ihrer Anweſenheit zu holen. Herr Radi war ein wackrer Mann, liebte aber das Spiel, ſo daß ſeine Finanzen gewöhnlich ſehr zerrüttet waren. Seine Zuhörer profitirten von ſeinen Vorleſungen, und nahmen ihm oft ſein Geld ab.

Als Herr Radi glaubte, daß ich der Sache ſo ziemlich gewachſen wäre, ſo reiſten wir zuſammen nach Padua. So wenig unwiſſend ich war, und ſo ſehr eine gewiſſe Kühnheit, die ich mir im Umgange mit der Welt erworben hatte, mir zu ſtatten kam, ſo geſtehe ich doch gern, daß ich die wichtigen und feyerlichen Mienen meiner Richter fürchtete. Mein Freund lachte mich aus, und verſicherte mir, daß gar nichts zu fürchten wäre. Es wären bloße Ceremonien, die vorgenommen würden, und man müßte ſehr unwiſſend ſeyn, wenn man nicht den akademiſchen Lorbeer davon tragen ſollte.

Gleich nach unſerer Ankunft in dieſer großen Stadt der Doctoren verfügten wir uns zu Herrn Pighi, Profeſſor des bürgerlichen Rechts. Ich erſuchte ihn, mein Promotor zu werden, das heißt, als Aſſiſtent mich vorzuſtellen und zu unterſtützen. Er bewilligte mein Geſuch, und nahm mit vieler Artigkeit ein ſilbernes Theebret, das ich ihm zum Geſchenk machte, an.

Von da gingen wir in die Univerſitätskammer, um in die Hände des Caſſirs die Summe niederzulegen, welche die Profeſſoren unter ſich theilen. Man erlegt dieſes Geld eigentlich nur als ein Depoſitum, aber es heißt auch hier, wie in der Komödie: man bekömmt ſein Geld nicht wieder, ſobald der Vorhang aufgezogen iſt.

Es iſt Sitte, allen Doctoren des Collegiums die Viſite zu machen. An den meiſten Orten begnügte man ſich, eine Karte anzunehmen, der Thürſteher des Herrn Abt Arrighi aber, eines der erſten Profeſſoren der Akademie, hatte Befehl, uns ſelbſt einzulaſſen. Wir fanden ihn in ſeinem Kabinette, und machten ihm das gewöhnliche Compliment, daß er mich mit ſeiner Gegenwart beehren, und mir ſeine Nachſicht angedeihen laſſen möchte. Er ſchien betroffen, daß wir uns auf dieſes trockne und unnütze Compliment ein-

ſchränkten. Wir wußten nicht, was er hoben wollte: die Sache hing aber folgendermaßen zuſammen.

Es war auf Befehl der Reformatoren der Studien zu Padua eine neue Verordnung erſchienen, der zu folge alle diejenigen, die auf den Doctorhut Anſpruch machten, ehe ſie noch vor der verſammelten Facultät aufträten, verbunden ſeyn ſollten, ſich beſonders examiniren zu laſſen, damit man ſehen könne, ob ſie auch hinlänglich in ihrer Wiſſenſchaft bewandert, und des zu empfangenden Grads würdig wären.

Herr Arrighi hatte mit Widerwillen bemerkt, daß die öffentliche Diſputation der Candidaten in wahres Spiel ausgeartet war; daß man der trägen Jugend zu ſehr durch die Finger ſah; daß man ſich die Materien nach eignem Belieben ausſuchte, die Argumenta einander mittheilte, und ſelbſt die Beantwortung der Einwürfe an die Hand gab; daß man Stümper als Meiſter in der Kunſt losſprach: er war hierüber in einen heiligen aber übertriebenen Eifer gerathen, und hatte ſelbſt dieſe berufene Verordnung in Vorſchlag gebracht und durchgeſezt, die, wenn ſie von Dauer geweſen wäre, die ganze Univerſität in kurzer Zeit zu Grunde gerichtet haben würde.

Einem ſolchen Examen nun ſollte ich mich unterwerfen, und der Herr Abt **Arrighi** ſollte mein Examinator ſeyn. Er erſuchte Herrn **Radi** einſtweilen in ſeine Bibliothek zu gehen, und machte ſich gleich friſch an das Werk. Er ſchonte mich nicht, und ſprang von dem juſtinianiſchen Codex auf die Sätze des canoniſchen Rechts, von den Digeſten auf die Pandekten über. Ich antwortete wie es kam, gut und ſchlecht, vielleicht öfter ſchlechter als gut, zeigte aber dabey immer noch Kenntniſſe genug, und viel Unerſchrockenheit. Mein Examinator, ein Mann von ängſtlicher Genauigkeit, war nicht ganz mit mir zufrieden; er wünſchte, daß ich noch einige Zeit ſtudieren möchte: ich ſagte ihm aber gerade zu, ich wäre nach **Padua** gekommen, um hier den Gradum zu erhalten; mein Ruf würde auf immer einen Stoß leiden, wenn ich ohne Doctorhut zurückkäme; ich hätte das erforderliche Geld ſchon niedergelegt ‥ „Wie,“ unterbrach er mich, „Sie haben das Geld ſchon „deponirt?“ — „Ja, mein Herr.“ — „Und „man hat es ohne meinen Befehl angenommen?“ — „Der Caſſier hat es ſtillſchweigend hingenom„men: hier iſt die Quittung.“ — „Deſto ſchlim„mer. Sie ſind in Gefahr es einzubüßen. Ha„ben Sie Muth genug, es darauf zu wagen?“

— „O ja, mein Herr, ich bin entſchloſſen. Es „koſte, was es wolle. Lieber will ich in meinem „Leben nicht Advokat werden, als noch einmal „wiederkommen.“ — „Sie ſind ſehr kühn.“ — „Mein Herr, ich habe Ehre im Leibe.“ — „Wenn „Sie ſo wollen, ſo wählen Sie ſich einen Tag, „ich werde mich einfinden. Aber nehmen Sie ſich „wohl in Acht. Der kleinſte Fehler, den Sie ſich „zu Schulden kommen laſſen, vereitelt alle Ihre „Mühe.“ — Ich machte mein Compliment und empfahl mich.

Radi hatte alles mit angehört; ihm war ſchlimmer zu Muthe, als mir. Ich wußte wohl, daß meine Antworten nicht die genaueſten und beſten geweſen waren, allein ich tröſtete mich damit, daß bey der öffentlichen Prüfung von der ganzen Facultät, die Zahl der Fragen ſehr eingeſchränkt war, und daß man die armen Candidaten nicht das ganze Cahos der Jurisprudenz von einem Ende zum andern durchwandern läßt.

Wir gingen den folgenden Tag in die Akademie, die Punkte, die das Schickſal mir zutheilen würde, aus der Urne ziehen zu ſehen. Die Theſe des bürgerlichen Rechts betraf die Lehre der Succeſſion ab Inteſtato, und die aus dem canoniſchen Rechte die Bigamie. Ich war in den Titeln

jener und in den Kapiteln dieſer Lehre ziemlich bewandert, und lief ſie denſelben Tag in der Bibliothek des Doctor Pighi, meines Promotors, noch einmal durch. Dieß beſchäftigte mich bis gegen die Zeit des Abendeſſens.

Ich ſezte mich eben mit meinem Freunde zu Tiſche, als fünf junge Leute hereintraten, die mit uns zu eſſen verlangten. — „Sehr gern!“ Es ward aufgetragen, wir aßen, lachten, und waren recht vergnügt. Einer von ihnen war ein Candidat, der nach einem Examen bey dem Profeſſor Arrighi abgewieſen worden war. Er ſchmähte auf dieſen Abt, einen gebornen Corſen, und machte ſich über die Barbarey des Landes und dieſes Ausländers luſtig.

Ich wünſche den Herren wohl zu ſchlafen. Ich ſage ihnen, daß ich morgen promoviren ſoll, und mich zeitig niederlegen muß. Sie lachen mich aus, und ziehen Karten aus der Taſche. Einer von ihnen legt Zechinen auf den Tiſch, und Radi iſt der erſte, der ſein Büchelchen zum Pointiren macht. Wir fangen an zu ſpielen, ſpielen die ganze Nacht hindurch, und verlieren beide unſer Geld.

Ehe ich mich noch beſinnen konnte, trat der Univerſitätspedell mit dem langen Kleide herein,

das ich anlegen ſollte. Die Univerſitätsglocke fing an zu läuten, ich mußte mich auf den Weg machen, und ohne ein Auge zugethan zu haben, und mit der Aergerniß über den Verluſt meines Geldes und meiner Zeit das Catheder betreten.

Was liegt am Ende daran? alſo nur friſch, muthig! Ich komme, mein Präſes empfängt mich, nimmt mich an der Hand, und ſtellt mich neben ſich auf einen etwas erhöhten Ort. Gegen über ſaß eine zahlreiche Verſammlung in einem halben Zirkel.

Ich ſtand auf, nachdem jedermann ſich niedergelaſſen hatte, machte der Verſammlung die gewöhnlichen Complimente, und legte die beiden Theſen, die ich vertheidigen ſollte, vor. Einer von den Opponenten ließ einen fürchterlichen Syllogismus in Barbara, im Majori und Minori mit reichlichen Citaten des Textes bewaffnet, gegen mich los. Ich wiederholte ſein Argument, und verſah mich in der Citation eines Paragraphen, und nannte Nr. 5. ſtatt Nr. 7. Mein Präſes ſagte mir leiſe meinen kleinen Irthum, und ich wollte mich corrigiren. Aber ſiehe da! Herr **Arrighi** erhebt ſich plötzlich von ſeinem Stuhle, richtet ſeine Rede an Herrn **Pighi**, und ſchreyt über-

laut: „Mein Herr, ich verſichere Ihnen, ich
„werde nicht zugeben, daß im geringſten gegen die
„Vorſchrift der Verordnung gehandelt werde.
„Es iſt verboten, in dieſen Augenblicken den
„Candidaten einzuhelfen. Dieſesmal mag es
„hingehen, aber ich warne für die Zukunft.“

Ich ſah wohl, daß die ganze Geſellſchaft mit dieſem übel angebrachten Ausfall äußerſt unzufrieden war, und benutzte den günſtigen Augenblick. Ich ging auf den Hauptinhalt meiner Theſe zurück, und ſezte nun an die Stelle der ſcholaſtiſchen Methode, die Gelehrſamkeit, die Räſonnements, und die Unterſuchungen der Compilatoren und Ausleger. Ich machte aus dem Stegreif eine Abhandlung über die Lehre der Succeſſion ab inteſtato in ihrem ganzen Umfange. Jedermann gab ſeinen lauten Beyfall zu erkennen. Ich ſah, daß man mir meine Kühnheit verzieh, und ging nun plötzlich aus dem bürgerlichen in das geiſtliche Recht über, kam auf den Punkt von der Bigamie, und behandelte ihn wie den vorigen. Ich ging alle Geſetze der Griechen und Römer durch, und führte die Schlüſſe der Concilien an. Das Glück hatte mich in der Zutheilung dieſer Materien ſehr begünſtigt. Ich war hier wie zu Hauſe, und legte eine unendliche Ehre ein. Es kam nun

zum Stimmen. Der Protokoliſt publicirte das Reſultat. Ich ward Licenciat nemine penitus, penitusque diſcrepante, das heißt: nicht Eine Stimme war gegen mich. Nicht einmal Herr Arrighi? Im Gegentheil, er war ſehr zufrieden mit mir. Mein Promotor ſezte mir nun den Doctorhut feyerlich auf, und machte meine Lobeserhebung. Da ich aber nicht den gewöhnlichen Weg betreten hatte, ſo that er auch etwas Beſonders, und ſagte aus dem Stegreif nicht allein Proſa, ſondern auch lateiniſche Verſe her, die mir und ihm viel Ehre machten.

Sobald der Candidat creirt worden, treten alle Zuhörer in die Schranken. Sie traten ſämtlich herein, und ich erlag faſt unter den Glückwünſchen und Umarmungen.

Wir gingen in unſern Gaſthof zurück: Radi und ich. Sehr zufrieden, daß der Handel geendigt war, und in großer Verlegenheit wegen unſerer leeren Beutel. Wir mußten ſehen, wo wir Geld herbekamen. Zum Glück koſtete es uns nicht viel Mühe, und wir kehrten triumphirend, mit Sieg und Ehre gekrönt, nach Venedig zurück.

Dreyundzwanzigſtes Kapitel.

Meine Aufnahme in den Advokatenſtand. Vorſtellung im Gerichtshof. Unterredung mit einem Frauenzimmer.

Bey meiner Ankunft in **Venedig** war, nachdem ich meine Mutter und Tante, die ſich beide auf dem höchſten Gipfel des Vergnügens befanden, beſucht hatte, mein erſter Weg zu meinem Onkel, dem Prokurator, ihn zu bitten, daß er mich bey einem Advokaten anbringen möchte, um mich mit den Formalitäten und den Eigenheiten des gerichtlichen Verfahrens in **Venedig** bekannt zu machen. Mein Onkel war in einer Lage, daß er nur wählen durfte; er empfahl mich dem Herrn **Terzi**, einem der beſten Sachwalter und Rechtsverſtändigen der Republik. Der Regel nach hätte ich zwey Jahre bey ihm bleiben ſollen, allein ich trat im Oktober 1731 an meinen Platz, und im May 1732 verließ ich ihn ſchon wieder, und ward unter die Advokaten aufgenommen. Wahrſcheinlich hat man nur auf die Zahl der Jahre, und nicht auf die Zahl der Monate geſehen, da ich mit acht Monaten ohne Schwierigkeit davon kam. In allen meinen Einrichtungen war von jeher etwas

Außerordentliches, und dieſes gereichte, die Wahrheit zu geſtehen, faſt immer zu meinem Vortheile. Ich war glücklich geboren, und bin ich es nicht immer geweſen, ſo iſt es einzig meine Schuld.

Die venetianiſchen Advokaten müſſen in einem eigenen für ſie beſtimmten Quartiere wohnen, oder doch wenigſtens ein Arbeitszimmer darin haben. Ich miethete eine Wohnung in der Straße San Paterniano, und meine Mutter und Tante zogen für beſtändig zu mir. Ich legte das gewöhnliche Advokatenkleid an, das auch die Tracht der Patrizier iſt, hüllte meinen Kopf in eine ungeheure Perucke, und erwartete mit Ungeduld den Tag meiner Vorſtellung im Gerichtshofe.

Auch dieſe Vorſtellung geſchieht mit Ceremonien. Der Einzuweihende muß zwey Aſſiſtenten haben, die in Venedig Gerichtsgevattern heißen. Der junge Mann ſucht ſie aus den alten Advokaten aus, die ihm am meiſten zugethan ſind: ich wählte die Herren Uccelli und Roberti, beides Nachbarn von mir.

Mitten zwiſchen dieſen beiden Gevattern ſpazierte ich unten an der großen Treppe im großen Hofe des Palaſtes hin und her, und machte in einer Zeit von anderthalb Stunden ſo viel Verbeugungen und Verdrehungen, daß mein Rücken wie

zer-

zerbrochen war, und meine Perucke ſo verwildert ausſah, wie die Mähne eines Löwen. Niemand ging vorbey, ohne ein Wort über mich fallen zu laſſen. Der eine ſagte: „Dieſer Burſche da hat „eine ganz feine Phyſiognomie!“ Der andere: „Sieh da, ein neuer Pflaſterkehrer im Palaſt!“ Einige umarmten mich, andere lachten mir gerade unter die Naſe. Endlich ſtieg ich die Treppe hinauf, und ſchickte meinen Diener nach einer Gondel, weil ich mich mit meiner unordentlichen Friſur nicht auf der Straße ſehen laſſen mochte, und befahl ihm, mich auf dem Saale des großen Raths wieder aufzuſuchen, wo ich mich auf eine Bank ſezte, und alle Vorübergehenden ſah, ohne von jemand geſehen zu werden.

Ich ſtellte hier meine Betrachtungen über die neue Laufbahn an, die ich im Begriff war zu betreten. Gewöhnlich ſtehen in **Venedig** 240 Advokaten auf der Liſte. Unter dieſen giebt es zehn oder zwölf vom erſten Range, zwanzig vielleicht nehmen den zweiten Rang ein, alle übrigen machen Jagd auf Clienten, wobey ihnen der ärmere Theil der Prokuratoren, unter der Bedingung, daß ſie die Beute mit ihnen theilen, zu Spürhunden dient. Da ich der jüngſte von allen war, ſo konnte ich mich mit wenig angeneh-

men Hofnungen ſchmeicheln, und es reute mich ſchon, daß ich die Kanzeleyen verlaſſen hatte.

Betrachtete ich hingegen die Sache von der andern Seite, ſo konnte ich wiederum kein einträglicheres, ehrenvolleres Geſchäfte finden, als das Geſchäft eines Advokaten. Nobili, Patrizier, Mitglieder der Republik, die es unter ihrer Würde halten, Kaufleute, Bankiers, Notare, Aerzte, Profeſſoren auf einer Akademie zu werden, ergreifen das Gewerbe eines Advokaten, erſcheinen im Gerichtshof, und nennen die andern Advokaten Collegen. Die Hauptſache iſt, Glück zu haben, und warum ſollte ich es weniger haben, als andere? Ich muß es nur verſuchen, und kühn in das Labyrinth der Themis treten, wo Arbeitſamkeit und Redlichkeit immer zun. Tempel des Wohlſtandes führen.

Indeß ich hier ſo allein ſtand und Schlöſſer in die Luft baute, ſah ich eine Frau ſich mir nähern. Sie mochte ohngefähr dreißig Jahre alt ſeyn, ſah gar nicht übel aus, war weiß, rund, vollkommen, hatte ein Stumpfnäschen, ſchelmiſche Augen, trug viel Gold am Hals, an den Ohren, an den Armen und Fingern, und im Ganzen einen Putz, der eine Perſon vom niedern

Stande, aber doch eine wohlhabende Perſon ver-rieth. Sie nähert ſich, und grüßt mich.

„Ihre Dienerin, mein Herr!" — „Ihr „Diener, Madam!" — „Erlauben Sie mir, „daß ich Ihnen meinen Glückwunſch abſtatte?" —„Worüber?" — „Ueber Ihren Eintritt in den „Gerichtshof. Ich habe Sie unten im Hofe Ihre „Bücklinge machen ſehen, aber wahrlich, mein „Herr, Sie ſehen artig um den Kopf aus." — „Nicht wahr? Ich bin ein hübſcher Junge?" — „Was thut die Friſur! Herr Goldoni nimmt „ſich immer gut aus." — „So kennen Sie mich, „Madam?" — „Habe ich Sie nicht vor vier „Jahren, mit einer langen Perucke und einem „kurzen Mantel, in dem Lande der Chikane geſe-„hen?" — „Ja, ja, Sie haben recht, beym „Prokurator." — „Ja, bey Herrn Indrico." — „Sie kennen meinen Onkel?" — „Ich? „Ich kenne hier alles, vom Doge bis zum unter-„ſten Copiſten." — „Sind Sie verheirathet?" — „Nein." — „Wittwe?" — „Nein." — „So unterſtehe ich mich nicht, weiter zu fragen." — „Da thun Sie recht wohl." — „Haben Sie „Geſchäfte?" — „Nein." — „Und doch .. „nach Ihrer Miene zu ſchließen, ſcheinen Sie „ein ehrbares Frauenzimmer zu ſeyn." — „Das

„bin ich auch.“ — „Sie haben alſo Einkünfte?“ — „Ganz und gar nicht.“ — „Sie ſind aber „doch ſo gut gekleidet; wo nehmen Sie das her?“ — „Ich bin eine Tochter des Gerichtshofs, und „der Gerichtshof unterhält mich.“ — „Ha, ſon„derbar! Eine Tochter des Gerichtshofes, ſagen „Sie?“ — „Ja, mein Herr, mein Vater war „hier angeſtellt.“ — „Und was war ſein Ge„ſchäfte?“ — „Er horchte an den Thüren, und „brachte denen, die Gnadenbezeigungen, Pfrün„den, günſtige Urtheile erwarteten, die gute Nach„richt. Er war gut auf den Füßen, und kam „immer zuerſt. Auch meine Mutter war immer „hier, ſo wie ich jezt bin: ſie war nicht ſtolz, „nahm ein Stück Geld an, und beſorgte mancher„ley Aufträge. Ich bin in dieſen goldnen Sälen „geboren und erzogen, und trage auch Gold an „mir, wie Sie ſehen.“ — „In der That, Ihre „Geſchichte iſt ſehr ſonderbar, und Sie, Sie „folgen alſo den Fußtapfen Ihrer Mutter?“ — „Nein, mein Herr, ich gebe mich mit andern „Dingen ab.“ — „Das heißt?“ — „Ich ſolli„citire Prozeſſe.“ — „Sollicitiren Prozeſſe? das „begreif ich nicht.“ — „O man kennt mich hier, „wie den Schächer am Kreuze. Man weiß, daß „alle Advokaten, alle Prokuratoren meine Freunde

„ſind, und eine Menge Perſonen wenden ſich an „mich, wenn ſie guten Rath und einen Defenſor „brauchen. Dieſe Perſonen aber, die ihre Zu„flucht zu mir nehmen, haben gewöhnlich nicht „viel zum Beſten, ich wende mich alſo an junge, „noch unbeſchäftigte Advokaten, die nicht vielmehr „als Arbeit verlangen, um ſich erſt bekannt zu ma„chen. Glauben Sie, mein Herr, ſo wie ich hier „ſtehe, habe ich das Glück von einem guten Dut„zende unſerer berühmteſten Advokaten gemacht. „Nur Herz gefaßt, mein Herr, ich mache auch „Ihr Glück.“ (Die Dame beluſtigte mich mit ihrer Beredtſamkeit. Mein Diener kam noch nicht zurück, ich ſezte alſo das Geſpräch fort.)

„Ey nun ja, Mammſel; haben Sie etwa „jezt eine gute Affaire?“ — „Ja, mein Herr, „mehr als Eine, und recht vortrefliche darunter. „Z. B. Eine Wittwe, die im Verdacht iſt, das „Vermögen ihres verſtorbenen Mannes unterge„ſchlagen zu haben. Eine andre, die gern einen „Heirathscontract gültig machen möchte, der erſt „nach vollzogenem Beylager aufgeſezt worden: „Mädchen, die Ausſtattung verlangen; Weiber, „die geſchieden ſeyn wollen: Kinder, deren Ael„tern noch leben, und die von Schuldnern verfolgt „werden. Sie ſehen, Sie dürfen nur wählen.“

„Meine Gute," antwortete ich ihr, „Sie „haben nun geredet, und ich habe Sie ausreden „laſſen. Jezt iſt die Reihe an mir. Ich bin „jung, ſtehe im Begriff, meine Laufbahn anzu„treten, und ſuche Gelegenheit mich zu beſchäfti„gen und hervorzuthun; aber die Luſt zu arbeiten, „das Verlangen vor Gericht zu fechten, iſt nicht „ſo groß, daß ich mich je entſchließen könnte, mit „ſolchen böſen Sachen anzufangen, als Sie mir „da vorgeſchlagen haben." — „Ha, ha," ſagte ſie lachend, „Sie verachten meine Clienten, weil „ich Ihnen zum voraus ſagte, daß da nicht viel „zu gewinnen wäre; aber nein! Hören Sie mich „nur. Meine beiden Wittwen ſind reich. Sie „ſollen gut bezahlt werden, Sie ſollen zum vor„aus bezahlt werden, wenn Sie wollen." — Ich erblickte meinen Diener in der Ferne, ſtand auf und erwiederte der Schwätzerin mit feſtem, entſchloſſenen Tone: „Nein! Sie kennen mich nicht, „ich bin ein ehrlicher Mann ..." Hier faßte ſie mich bey der Hand, und ſagte mit einem ernſthaften Geſichte: „Bravo! Fahren Sie immer in „dieſen Geſinnungen fort." — „Ha, ha," ſagte ich, „auf einmal eine andere Sprache?" — „Ja," verſezte ſie, „und die jetzige iſt beſſer, als die vo„rige. Hinter unſerer Unterredung liegt ein Ge-

„heimniß verborgen, das Sie verſuchen mögen „zu ergründen. Vergeſſen Sie dieſelbe niemals, „und hüten Sie ſich, irgend jemand etwas davon „zu ſagen. Leben Sie wohl, mein Herr, denken „Sie immer ſo, bleiben Sie immer ein rechtſchaf„fener Mann; Sie werden ſich gut dabey befin„den.“ — Sie entfernte ſich, und ließ mich ganz betroffen ſtehen. Ich wußte nicht, was ich daraus nehmen ſollte: in der Folge erfuhr ich, daß dieſe Perſon eine Spionin geweſen war, die man abgeſchickt hatte, mich auszuforſchen: aber niemals erfuhr ich, und mochte es auch nicht erfahren, wer ſie an mich abgeſchickt habe?

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Glückliche Lage eines guten Advokaten. Sonderbarer Zug von einem venetianiſchen Advokaten. Ein Almanach von meiner Hand. Und Amalaſonde, ein lyriſches Trauerſpiel.

Ich war nun Advokat, und im Gerichtshofe vorgeſtellt, und es fehlte mir an nichts, als an Clienten. Ich beſuchte alle Tage den Palaſt, den gerichtlichen Verhandlungen der Meiſter in der Kunſt beyzuwohnen, und mich nach allen Seiten umzuſehen, ob meine Phyſiognomie etwa einem Kläger anſtändig wäre, der die Güte haben wollte, mich in einer Appellationsſache debütiren zu laſſen. Nicht in den Tribunalen der erſten Inſtanz kann ein junger Advokat glänzen, und ſich Ehre erwerben; nur in den untern Inſtanzen kann er ſeine Wiſſenſchaft, Beredtſamkeit, Stimme und Anſtand entwickeln und zeigen. Dieſe vier Dinge ſind für jeden unentbehrlich, der in **Venedig** unter die Sachwalter vom erſten Range gerechnet werden will.

Mein Onkel **Indrico** machte mir die beſten Hofnungen: alle meine Freunde ſchmeichelten mir. Unterdeſſen mußte ich doch den ganzen Nachmittag

und einen Theil des Abends in meinem Kabinet zubringen, um den glücklichen Augenblick, der ſich etwa ereignen könnte, nicht zu verſäumen.

Einer von den weſentlichſten Vortheilen eines venetianiſchen Advokaten ſind die Conſultationen. Einem Advokaten vom erſten Range wird eine Conſultation, die nicht länger als drey Viertelſtunden dauert, mit zwey bis drey Zechinen bezahlt, und in beträchtlichen und verwickelten Fällen werden oft zwölf, funfzehn ja wohl zwanzig Conſultationen gehalten, ehe die Sache nur vor den Richter kommt.

Wenn ſchriftliche Aufſätze erforderlich ſind, und eine Frage oder Antwort in den Acten der Prozedur aufgeworfen oder beantwortet werden muß, ſo bekömmt er auf der Stelle vier, ſechs bis zehn Zechinen.

Die gerichtlichen Verhandlungen werden in Venedig nicht ſchriftlich abgefaßt. Der Advokat trägt ſeine Sache mündlich vor, und die Rede wird nach Verhältniß der Wichtigkeit der Sache, und des Verdienſtes und Anſehens des Redners bezahlt.

Das alles macht zuſammen genommen viel aus. Ich rechnete in meiner Einſamkeit und bey

langweiligen Augenblicken aus, daß ein guter Advokat, dem es weder an Anſehn noch an Credit fehlt, jährlich ohne große Mühe zehntauſend Thaler verdienen kann, was in der That für ein Land, wo man halb ſo wohlfeil lebt, als in Paris, nicht wenig ſagen will.

Ich erinnere mich eines ſonderbaren Zuges von einem der berühmteſten Advokaten meiner Zeit.

Dieſer Mann hatte ſich viel geſammelt, und lebte ganz anſtändig zu Venedig. In einer Stadt auf dem feſten Lande aber hatte er ein prächtiges, auf das herrlichſte verziertes Haus bauen laſſen, wo er ſeinen ganzen Staat und Pracht ſehen ließ.

Eines Tages beſuchte ihn einer von ſeinen Clienten, ſich über etwas bey ihm Raths zu erholen, und ihm zu melden, daß er im Begriff ſtehe, nach Mailand zu reiſen. Der Advokat erſuchte ihn, dort eine Kutſche auf ſeine Rechnung verfertigen zu laſſen, und in ſein Haus nach V... zu ſchicken.

Der Client nahm den Auftrag mit Vergnügen an, und ließ den Wagen unter ſeinen Augen verfertigen. Die Arbeit fiel vortreflich aus. Dann ſchickte er die Karoſſe, der Abrede gemäß, an den Ort ihrer Beſtimmung, und gab

ſeinem Commiſſionair Nachricht davon, ohne etwas vom Preiße zu erwähnen.

Der Client kömmt nach Venedig zurück, und geht mit ſeinem Prokurator zum Advokaten, ihn wegen des weitern Verlaufs der Sache zu conſultiren. Mitten im Geſpräche fällt dieſem die Karoſſe ein: er hatte ſie beſehen, ſie hatte ihm ſehr wohl gefallen, und er verlangte die Rechnung. Der Client will nichts davon wiſſen, und bittet ſeinen Defenſor, ſie als ein Zeichen ſeiner Freundſchaft und Hochachtung anzunehmen. Der Advokat dankt ihm, und thut, als ob er auf der Bezahlung beſtehe. Unterdeſſen verfloſſen die drey Viertelſtunden, im Vorzimmer waren noch mehr Leute, die auf ihn warteten. Der Advokat hatte immer die Uhr in der Hand, und kam geſchwind auf die Conſultation zurück. Als die Stunde verfloſſen war, erhob man ſich, der Advokat begleitete ſeinen Clienten, wie gewöhnlich, an die Thüre. Der Prokurator überreicht ihm drey Zechinen, die er nimmt und in ſein Zimmer zurück geht.

Der Prokurator findet dieſes Betragen etwas ſonderbar. Er kann ſich nicht enthalten, gegen ſeine Freunde etwas davon fallen zu laſſen,

dieſe bringen es weiter, bis endlich jemand wieder mit dem Sachwalter davon ſpricht. Seine Antwort und Entſchuldigung lautete alſo:

„Der Herr Graf A... hat mir ein Präſent „gemacht, ich habe ihm meinen Dank abgeſtattet, „ſo ſind wir quitt. Ich habe ihm eine Conſulta„tion gegeben, er hat mich bezahlt, ſo ſind wir „wiederum quitt. Uebrigens kümmere ich mich „wenig, was die Narren ſchwatzen, und gehe mei„nen Weg fort.

Der Mann that wohl daran, ſich über das Urtheil der Leute wegzuſetzen. Seine Schreibtafel war immer voll von den Namen ſeiner Clienten, und er hatte jede Viertelſtunde beſezt.

Zu mir kam niemand als ein paar Neugierige, die mich ausſorſchen wollten, oder einige gefährliche Chikaneur. Ich hörte ſie geduldig an, gab meinen guten Rath, ohne die Uhr in der Hand zu haben, behielt ſie ſo lange bey mir, als ſie wollten, begleitete ſie bis vor die Thüre, und — bekam nichts. Das iſt das Loos der Anfänger. Es koſtet immer drey bis vier Jahre, ehe man ſich einen Namen machen, und etwas Geld verdienen kann.

Und doch habe ich guten Grund zu glauben, daß ich, wenn ich nur ſonſt dieſe Laufbahn weiter

verfolgt hätte, es bald ſoweit und weiter als einer von meinen übrigen Collegen gebracht haben würde, denn nach Verlauf von ſechs Monaten bekam ich einen förmlichen Prozeß, und gewann ihn auch. Allein mein Stern drohte mir ſchon mit einer neuen Veränderung, die ich nicht vermeiden konnte. Den Urſprung und die Folgen dieſer noch gewaltſamern Revolution, als ich ehemals in dem Collegio in Pavia erfahren hatte, ſpare ich für das folgende Kapitel auf.

Unterdeſſen brachte ich meine Zeit in meinem Kabinette allein, oder doch in ziemlich unangenehmer Geſellſchaft zu, und machte Kalender. Kalendermachen heißt im Italieniſchen, Franzöſiſchen (und Deutſchen) ſo viel, als ſich mit unnützen Grillen herumſchlagen: bey mir aber hieß es für dießmal etwas anders. Ich machte wirklich einen Kalender, der gedruckt ward, und vielen Beyfall erhielt.

Ich gab ihm den Titel: **Die Erfahrung der Vergangenheit, die Wahrſagung der Zukunft, oder kritiſcher Almanach für das Jahr** 1732. Voran ſtand ein allgemeiner Diſkurs über das Jahr, und vier Diſkurſe über die vier Jahrszeiten, in Terzetten nach Art des **Dante**, die Kritiken über die Sitten des Jahr-

hunderts enthielten. Bey jedem Tage im Jahre ſtand ein Prognoſtikon, das eine Plaiſanterie, eine Kritik, oder ſonſt einen witzigen Einfall in ſich faßte.

Ich werde mich nicht länger bey dieſer Poſſe aufhalten, als es der Mühe lohnt. Ich ſetze nur noch das Couplet auf den Oſtertag her, weil dieſer Einfall, vielleicht der ſchlechteſte unter allen, wegen der genauen Erfüllung des Prognoſtikons, einen unglaublichen Effekt that, und mir in der Folge manche Annehmlichkeit, ja ſelbſt reellen Nutzen zuwege brachte. Hier iſt die Prophezeihung in italieniſchen Verſen:

In ſì gran giorno una gentil Comteſſa
al perruchier ſacrifica la Meſſa.

Auf Deutſch: An dieſem großen Tage opfert eine artige Gräfin ihrem Friſeur die Meſſe auf.

Dieſe kleine Arbeit machte mir, ſo geringfügig ſie auch war, doch viel Vergnügen. Denn es gab um dieſe Zeit eben keine Schauſpiele in Venedig, da ich überdieß meine übrigen Beſchäftigungen ganz vergeſſen hatte. Die Kritiken und Einfälle meines Almanachs waren wirklich voll ko-

miſcher Laune, und jedes Prognoſtikon hätte Stoff zu einem ganzen Luſtſpiele geben können.

Auf einmal erwachte wiederum in mir die Luſt zu meinem alten Plane; ich entwarf einige Stücke. Da mir aber die komiſche Gattung ſich eben nicht zu dem langen feyerlichen Amtskleide zu paſſen ſchien, ſo wählte ich die Majeſtät der tragiſchen Muſe als analoger mit meinem Stande: mit Einem Wort, ich ward Thalien untreu, und ging zur Fahne der **Melpomene** über.

Da ich nicht willens bin, meinem Leſer irgend etwas zu verhelen, ſo muß ich ihm hier eine kleine Vertraulichkeit machen. Meine Sachen ſtanden nicht zum Beſten, meine Oekonomie war zerrüttet, und mein Beutel ziemlich leer. (Man wird gleich erfahren, wie und warum?) Meine Geſchäfte brachten mir nichts ein, und ich mußte alſo durchaus meine Zeit zu benutzen ſuchen. Der Gewinn von einer Komödie iſt in Italien für den Verfaſſer ſehr gering. Nur mit einer Oper ſind hundert Zechinen auf Einem Brete zu gewinnen.

In dieſer Abſicht verfertigte ich eine lyriſche Tragödie, unter dem Titel: **Amalaſonte**. Ich

glaubte etwas Gutes gemacht zu haben, und fand Leute, die nach der Vorleſung damit zufrieden zu ſeyn ſchienen: freylich — die Wahrheit zu geſtehen — hatte ich mein Auditorium eben nicht aus Kennern gewählt. Ich rede von dieſer muſikaliſchen Tragödie an einem andern Orte mehr. Jezt kömmt mein Onkel Indrico, und thut mir einen Vorſchlag. Ich muß ihn anhören.

Fünf=

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Mein erſter Prozeß. Geſchichte mit einer Tante und Nichte.

Die Sache, die mir mein Onkel antrug, war eine Klage, die über eine Waſſerſervitut entſtanden war. Ein Müller hatte einen Waſſergraben gekauft, um ſeine Mühle beſſer treiben zu können. Der Eigenthümer der Quelle hatte den Bach abgeleitet; der Kläger verlangte in ſeine Rechte wieder eingeſezt zu werden, und Vergütung ſeines gehabten Schadens. Die Stadt Crema hatte die ganze Sache des Müllers auf ſich genommen. Man hatte Bach und Mühle und die ganze umliegende Gegend in einen Riß gebracht: es war ſchon zu einem Verhör, endlich gar zum Zank, zu Gewaltthätigkeiten und einem förmlichen Aufruhr gekommen. Die Rechtsſache war vermiſcht, theils civil, theils criminell. Die Avogadori, ein anſehnliches Collegium, das mit den Tribunen des römiſchen Volks viel Aehnlichkeit hat, ſollte den Streit entſcheiden. Mein Gegner war der berühmte Advokat Cordeling, der gelehrteſte und beredteſte Sachwalter in ganz Venedig. Er hatte den erſten Vortrag, und

ich ſollte ihm auf der Stelle mündlich und ohne vorhergehende Ueberlegung antworten.

Der Termin iſt angeſezt; ich begebe mich vor das Tribunal der Avogaria. Mein Gegner hält eine Rede, die anderthalb Stunden dauert; ich höre ihm aufmerkſam zu, ohne ihn zu fürchten. Seine Rede iſt fertig, und ich fange die meinige an. Ich bemühe mich, mir durch einen pathetiſchen Eingang die Gewogenheit meiner Richter zu erwerben. Es war mein erſtesmal, daß ich vor Gericht ſtand; ich hatte alſo Nachſicht nöthig. Ich komme nun auf die Materie, und faſſe den Cordelina bey ſeinen Schwächen. Die Thatſachen, die ich vorbringe, ſind unumſtößlich; meine Gründe gut, meine Stimme wohlklingend, und meine Beredſamkeit hat das Glück zu gefallen. Ich rede zwey ganze Stunden, ſchließe endlich, und entferne mich, von Kopf zu den Füßen wie gebadet in Schweiß.

Mein Bedienter erwartete mich in einem nahen Zimmer, wo ich das Hemde wechſelte. Ich war ermüdet, erſchöpft. Mein Onkel kam. „Lieber „Vetter," ſagte er, „wir haben gewonnen. Die „Gegenpartey iſt in alle Unkoſten condemnirt. „Muth gefaßt," fuhr er fort, „Muth gefaßt, „mein Freund. Dieſer erſte Verſuch, der ſo

„glücklich ausgefallen iſt, zeigt Sie als einen „Mann, der ſein Glück machen wird. So kann „es Ihnen nicht an Clienten fehlen.“ — Wer war vergnügter als ich? Aber, o Himmel! was für Schickſale, was für ein Abfall des Glücks, was für Widerwärtigkeiten ſtanden mir bevor!

Die unglückliche Begebenheit, die ich nun erzählen will, und die ich im vorigen Kapitel ankündigte, hätte ich füglich mit den Vorfällen der beiden verfloßnen Jahre verbinden können; allein ich wollte lieber den Vorgang als ein Ganzes dem Leſer vorlegen, als den Faden mehrmals abreißen, und wieder anknüpfen.

Meine Mutter ſtand in genauer Verbindung mit Madam St... und Demoiſel Mar..., zwey Schweſtern, die abgeſonderte Wirthſchaft trieben, ob ſie gleich in Einem Hauſe zuſammen wohnten.

Ueber ihren wiederholten Reiſen hatte meine Mutter ſie ganz aus den Augen verloren; ſie erneuerte aber ihren Umgang, ſobald wir uns wieder förmlich in Venedig niedergelaſſen hatten.

Ich ward den Damen vorgeſtellt. Die ledige Schweſter, zugleich auch die Reichere, hatte das

zweite Stockwerk inne, ſie gab Geſellſchaft, und bekam die meiſten Beſuche.

Mammſel Mar... war nicht jung mehr, hatte aber noch manchen Reſt von ihrer ehemaligen Schönheit. In ihrem vierzigſten Jahre war ſie noch friſch, wie eine Roſe, weiß wie Schnee, und hatte viel natürliche Farbe, große lebhafte und geiſtreiche Augen, einen reizenden Mund, und eine angenehme Völligkeit. (embonpoint.) Die Naſe allein verſtellte ihr Geſicht etwas. Es war eine zu ſehr gebogene Adlernaſe, die ihr aber, wenn ſie ernſthaft ausſah, ein Anſehn von Wichtigkeit gab.

Sie hatte ſich nie verheirathen wollen, ob es ihr gleich bey ihrem Vermögen und unbeſcholtener Aufführung nicht an Anträgen gefehlt hatte: ich war der glückliche Sterbliche, der zu ſeinem Glück oder Unglück, zuerſt einigen Eindruck auf ſie machte. Wir waren ſchon einig, ohne daß wir wagten, uns einander zu entdecken: denn Mammſel ſpielte die Spröde, und ich fürchtete zurückgewieſen zu werden. Ich vertraute mich meiner Mutter, die mit dieſer Neigung gar nicht übel zufrieden war. Im Gegentheil glaubte ſie, daß die Partie ſehr vortheilhaft für mich wäre, und nahm es ſelbſt über ſich, die erſten Schritte in der

Sache zu thun. Sie hielt auch Wort, ging aber ſehr langſam dabey zu Werke, weil ſie mich nicht in meinen Beſchäftigungen zerſtreuen, und überhaupt meine ganze Einrichtung vorher auf feſtern Füßen ſehen wollte.

Unterdeſſen brachte ich doch meine Abende bey Mammſel Mar... zu. Ihre Schweſter kam gewöhnlich zu einem Spiel herunter, und brachte ihre Töchter mit, die beide ſchon über die Kinderjahre hinaus waren. Die ältere war garſtig und ungeſtalt, die jüngere, was man ein Affengeſicht nennt. Dabey hatte ſie doch ein paar ſchöne, ſchwarze, ſchelmiſche Augen, eine kleine, drollige Harlekinslarve, und ein naives, anziehendes Weſen. Ihre Tante liebte ſie nicht, denn ſie hatte ihr ſchon ehemals in ihren flüchtigen Neigungen einen Strich durch die Rechnung gemacht, und that auch jezt alles mögliche, um ſie aus meinem Herzen zu vertreiben. Das aber gelang ihr nicht: ich amüſirte mich mit der Nichte, und hielt dabey feſt an der Tante.

So war eine ziemliche Zeit vergangen, als es einer Excellenz einfiel, ſich bey Mammſel Mar.. einführen zu laſſen. Er ließ es weder an ſüßen Blicken, noch an ſüßen Wörtchen fehlen, und ſie ging ins Garn. Im Grunde liebte weder Er

Sie, noch Sie Ihn, allein es war der Mammſel um den Titel, und dem Herrn um das Geld zu thun.

Unterdeſſen war ich doch von meinem Ehrenpoſten, den ich bisher eingenommen hatte, verdrängt. Das war mir nicht gleichgültig: aus Rache beſchloß ich, der verhaßten Nebenbuhlerin den Hof zu machen. Ich betrieb auch dieſe Sache wirklich ſo ernſthaft, daß ich nach zwey Monaten verliebt war, wie man es ſeyn kann, und meinem Affengeſichtchen einen förmlichen Heirathscontract übergab.

Freylich fehlte es weder der Mutter meiner Geliebten noch ihr ſelbſt an Geſchicklichkeit, mich zu überliſten. In dem Contracte befanden ſich mehrere für mich ſehr vortheilhafte Punkte. So ſollte ich z. B. eine Rente, die der Mammſel gehörte, bekommen; die Mutter wollte ihr ihren Schmuck abtreten, und außerdem ſollte ich noch eine beträchtliche Summe von einem Freunde vom Hauſe erhalten, deſſen Namen ich aber nicht erfahren konnte.

Ich zeigte mich aber deshalb immer noch bey Mammſel Mar..., und brachte, wie gewöhnlich, meine Abende bey ihr zu. Indeß fing doch die Tante an, mistrauiſch gegen ihre Nichte zu

werden. Sie bemerkte, daß ich ihr unzählige kleine Aufmerkſamkeiten mit weniger Zurückhaltung bezeigte. Sie hörte, daß ich ſeit einiger Zeit immer erſt eine Treppe höher hinaufging, eh ich zu ihr kam. Sie konnte den Verdruß hierüber nicht unterdrücken, und faßte den Vorſatz, ſich ihre Schweſter, ihre Nichte und mich mit einemmale vom Halſe zu ſchaffen.

Sie ſuchte deshalb ihre Verbindung mit dem Herrn von ***, den ſie in ihrem Netz zu haben glaubte, zu beſchleunigen. Sie ließ ihn durch die dritte Hand erſuchen, die Zeit zu beſtimmen, und die Bedingungen zu machen: allein wie groß war ihr Erſtaunen und ihre Demüthigung, als ſie zur Antwort erhielt, Se. Excellenz verlangten gleich bey ihrer Vermählung die eine Hälfte ihres Vermögens zu freyer Diſpoſition, und die andere Hälfte nach ihrem Tode. Wuth, Haß und Verachtung verleiteten ſie zu den heftigſten Ausſchweifungen; ſie ſchickte dem zärtlichen Liebhaber eine förmlich abſchlägliche Antwort, und wenig fehlte, daß nicht Schmerz und Verdruß über dieſen mislungenen Plan ſie vor der Zeit ins Grab brachten.

Das Geſinde, das alles hört und weiter trägt, erzählte der älteſten Schweſter alles, was es

wußte. Die Freude, die Nichte und Mutter hierüber empfanden, läßt ſich leicht vorſtellen.

Mammſel Mar... wagte nicht, etwas zu ſagen, und ſuchte ihren Verdruß ſo viel möglich zu verbergen. Allein es gelang ihr ſchlecht. Ich liebte die Nichte in der That zärtlich, allein ich affektirte noch viel mehr Zärtlichkeit, als ich wirklich hatte, worüber ich mir aus den großen von Zorn entflammten Augen der Tante fürchterliche Blicke zuzog. Wir waren, wie man ſieht, ſämtlich ſehr ſchlechte Politiker.

Mammſel Mar... wußte noch nicht, wie weit die Sachen zwiſchen ihrer Nichte und mir gekommen waren, und ſchmeichelte ſich noch immer, mich dem Gegenſtande ihrer Eiferſucht zu entreiſſen. Sie rechnete auf den großen Unterſchied ihrer Vermögensumſtände, und hoffte mich gewiß wieder zu ihren Füßen zu ſehen. Allein ein boshafter Streich, deſſen ich mich eben anzuklagen im Begriff bin, half ihr endlich aus dem Traume.

Ich hatte ein Lied auf meine Braut verfertigt, die Muſik dazu von einem geſchmackvollen Liebhaber ſetzen laſſen, und war willens, es bey einer Serenate auf dem Kanal, an welchem das Haus der beiden Frauenzimmer lag, ſingen zu

laſſen. Ich wählte einen günſtigen Augenblick zu Ausführung meines Plans, und war gewiß, daß ich der einen das größte Vergnügen, und der andern den größten Verdruß von der Welt machen würde.

Einsmals als wir im Saal der Tante gegen neun Uhr des Abends bey einer Partie ſaßen, ließ ſich auf dem Kanal unter dem Balcon der Tante, und alſo auch unter den Fenſtern der Nichte, eine rauſchende Symphonie hören. Jedermann ſtand von ſeinem Sitz auf, und trat an ein Fenſter, ſie deſto beſſer zu genießen. Nach geendigter Ouvertüre hörte man die reizende Stimme der Agnes, die damals die Modeſängerin für Serenaten war, und durch die Schönheit ihres Organs und die Feinheit und Nettigkeit ihres Ausdrucks der Muſik und dem Texte Beyfall verſchaffte.

Dieſes Lied machte in Venedig ſein Glück, denn man ſang es allenthalben, zugleich aber beunruhigte es die beiden Nebenbuhlerinnen auf die unangenehmſte Weiſe. Jede glaubte das Recht zu haben, es ſich zueignen zu dürfen, und gleichwohl fürchtete jede, daß es der andern gelten möchte. Zwar die Nichte wurde bald aus ihren Zweifeln geriſſen, da ich ihr ganz im geheim verſicherte, daß

ich die Fete zu ihrer Ehre angeſtellt habe; allein die Tante ließ ich mit Fleiß zwiſchen Furcht und Hofnung ſchweben. Jedermann machte mir Complimente, ich nahm ſie aber nicht an, und beobachtete das ſtrengſte Incognito: doch ſah ich es nicht ungern, daß man mich im Verdacht hatte.

Den Tag darauf begab ich mich zur gewöhnlichen Stunde zu meinen Damen. Mammſel Mar..., die mir auf der Lauer ſtand, ſah mich ins Haus treten. Sie kam mir entgegen und nöthigte mich in ihr Zimmer. Sie ließ mich neben ſich ſetzen, und ſagte mit einem ernſthaften und leidenſchaftlichen Geſichte zu mir: „Sie haben uns mit einer glänzenden Luſtbarkeit beſchenkt: allein es ſind, wie Sie wiſſen, mehrere Frauenzimmer im Hauſe; an welche haben Sie nun eigentlich Ihre Galanterie gerichtet? Ich weiß nicht, ob ich Ihnen danken muß ...“ — „Mammſel,“ antwortete ich ihr, „ich bin nicht der Urheber der Serenate ...“ Sie unterbrach mich mit einem ſtolzen faſt drohendem Blicke: „Verſtecken Sie ſich nicht, dieſe Mühe iſt umſonſt. Geſtehen Sie dafür, für wen haben Sie eigentlich an dieſen Zeitvertreib gedacht?

„für mich oder für eine andere? Ich ſage Ihnen „zum voraus,“ fuhr ſie fort, „daß dieſe Erklärung „ernſthaft werden kann, daß ſie entſcheidend wer„den muß ꞉ ꞉ Weiter ſage ich nichts.

Wäre ich frey geweſen, ich weiß nicht, was ich geantwortet hätte; ſo aber war ich gebunden, und hatte nur Eine Antwort zu geben. „Mamm„ſel,“ ſagte ich, „vorausgeſezt auch, ich wäre der „Urheber der Serenate, ſo würde ich es doch nie„mals gewagt haben dieſelbe an Sie zu richten.“ — „Und warum das?“ — „Weil,“ erwiederte ich, „weil Ihre Abſichten zu ſehr über meinen „Horizont reichen, weil nur groſſe Herren auf „Ihre Hochachtung rechnen dürfen ꞉ ꞉ „Ge„nug,“ ſagte ſie, indem ſie aufſtand, „ich habe „Sie verſtanden. Gehn Sie, mein Herr, Sie „werden es bereuen!“ — Sie hatte Recht, ich habe es oft bereut.

So war der Krieg erklärt. Mammſel **Mar**.., der es verdroß, daß ſie von ihrer Nichte ausgeſtochen worden war, und die ſich fürchtete, ſie früher als ſich verheirathet zu ſehen, wendete ſich nach einer andern Seite. Ihr gegenüber wohnte eine achtungswürdige Familie, ohne Titel, aber mit adlichen Häuſern verwandt. Der älteſte Sohn aus dieſem Hauſe hatte ſchon vordem um Mamm-

ſel Mar... angehalten, aber einen Korb bekommen. Dieſe Verbindung ſuchte ſie jezt wieder anzuknüpfen, und der junge Menſch ließ ſich nicht einfallen, den Spröden zu ſpielen. Sie kaufte ihm eine anſehnliche Charge im Palaſt, in ſechs Tagen war alles richtig, und die Heirath vollzogen.

Herr Z..., der junge Ehemann, hatte eine Schweſter, die noch denſelben Monat an einen Edelmann auf dem feſten Lande verheirathet werden ſollte. Das waren zwey recht gut getroffene Partien; meine Braut und ich ſollten nun die dritte machen, und ſo dürftig auch unſere Umſtände waren, ſo mußten wir uns doch reich ſtellen, und uns zu Grunde richten.

Dieſes zerrüttete meine ganze Einrichtung, und brachte mich auf das äußerſte. Was ich that, mich aus dem Handel zu ziehen, das ſoll man im folgenden Kapitel erfahren.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Fortſetzung des vorigen Kapitels.

Meine Mutter erfuhr nichts von dem, was in dieſem Hauſe, das ſie nur ſelten beſuchte, vorging. Mammſel Mar... benutzte das gewöhnliche Ceremoniel, ſie zu meinem groſſen Verdrnſſe von ihrer Heirath zu benachrichtigen: ſie ſchickte ihr ein Billet, wodurch ſie ihre Verbindung declarirte. Meine Mutter erſtaunte ſehr, und fragte mich nach dem Zuſammenhange der Sache. Ich war gezwungen, alles zu geſtehen. Doch ſuchte ich den dummen Streich, den ich begangen hatte, dadurch zu mildern, daß ich alle Verſprechungen von Seiten meiner Braut, die ſämtlich im weiten Felde ſtanden, für ſicher und ausgemacht ausgab. Uebrigens, ſagte ich, habe ich in meinem Alter keine Luſt, eine Frau von vierzig Jahren zu heirathen. Dieſer leztere Grund befriedigte meine Mutter mehr als alle vorigen. Sie fragte mich, ob die Zeit unſerer Verbindung ſchon beſtimmt ſey. Meine Antwort war: Ja! Wir hätten noch drey gute Monate für uns.

Wer ſich in **Venedig** nach allen Regeln und mit allen Thorheiten der Gebräuche vermählen will, der hat mehr, als ſonſt irgendwo, Ceremonien zu beobachten.

Erſte Ceremonie. Die Unterzeichnung des Contractes in Beyſeyn der Aeltern und Freunde. Dieſe Formalität hatten wir vermieden, und unſern Contract in aller Stille unterzeichnet.

Zweite Ceremonie. Die Ueberreichung des Ringes. Das aber iſt kein eigentlicher Ring, ſondern ein einzelner, ungefaßter Diamant, den der Bräutigam ſeiner Braut ſchenken muß, und der dieſen Namen führt. Aeltern und Freunde werden auf dieſen Tag eingeladen, an welchem im ganzen Hauſe Pracht und Ueberfluß herrſchen, und jedermann im größten Putz erſcheinen muß. In **Venedig** wird keine Geſellſchaft ohne ſehr koſtbare Erfriſchungen gegeben, dieſes konnten wir nicht vermeiden. So lächerlich unſere Heirath war, ſo ſollte ſie doch Aufſehen machen. Wir mußten es alſo andern Leuten nachthun, und die Sache treiben, ſo weit ſie ſich treiben ließ.

Dritte Ceremonie. Ueberreichung der Perlen, einige Tage vor der prieſterlichen Einſegnung. Die Mutter oder ſonſt die nächſte Verwandte des

Bräutigams geht zu der Braut und bringt ihr ein Halsband von feinen Perlen, das die junge Perſon gewöhnlich von dieſem Tage an bis ein Jahr nach ihrer Verbindung trägt. Es giebt wenig Perſonen, die dieſe Perlhalsbänder eigen beſitzen, oder die Koſten darauf wenden wollen: man miethet ſie alſo, und wenn ſie nur irgend ſchön ſind, ſo iſt die Miethe ſehr theuer. Auf dieſe Ceremonie folgen Bälle, Feyerlichkeiten, Kleider, und alſo großer Aufwand.

Die übrigen Ceremonien, die von den Gebräuchen, die allenthalben im Gange ſind, nicht abweichen, übergehe ich mit Stillſchweigen Ich bleibe bey dieſer leztern Ceremonie ſtehen, die ich nicht hätte unterlaſſen ſollen, und die ich dennoch aus hundert Gründen unterließ. Der wichtigſte Grund war ohnſtreitig, daß ich kein Geld mehr hatte.

Als der Zeitpunkt zu dieſer leztern Vorbereitung zur Hochzeit heranrückte, ſo ließ ich mit meiner Schwiegermutter reden, und ſie bitten, mir wegen der drey Punkte unſers Contracts Sicherheit zu geben.

Ich verlangte, daß ſie mir, den Tag vor der Ueberreichung der Perlen, die Urkunden über die Renten ihrer Tochter, ihren eignen Schmuck,

und, ganz oder doch zum Theil endlich, die beträchtliche Summe ausliefern ſollte, die der unbekannte Gönner meiner Geliebten verſprochen hatte.

Hier iſt das Reſultat der Conferenz, die einer meiner Vettern beſorgte. Die Einkünfte der Demoiſelle beſtanden in einer von den lebenslänglichen Penſionen, welche die Republik einer gewiſſen Anzahl Mädchen beſtimmt hat: aber jede muß warten, bis die Reihe an ſie kömmt, und Mammſel St... hatte noch vier andere vor ſich. Sie konnte leicht ſelbſt eher ſterben, bevor ſie noch das erſte Quartal gezogen hatte.

Was die Diamanten betraf, ſo waren ſie wirklich der Tochter beſtimmt, allein da die Mutter noch jung war, ſo wollte ſie dieſelben bey ihrem Leben nicht entbehren, und ſie nicht eher als nach ihrem Tode abtreten.

Der Herr, der (der Himmel weiß warum?) das Geld bezahlen ſollte, war auf einer Reiſe begriffen, von welcher er ſobald nicht zurückkommen konnte.

Das war eine Einrichtung, mit welcher ich ſchwerlich zufrieden ſeyn konnte! Ich hatte nicht Einkünfte genug, einen koſtbaren Haushalt zu führen, geſchweige die Pracht zweyer wohlhaben-

den

den Familien zu verdunkeln. Mein Kabinet brachte mir ſo gut wie Nichts ein; ich hatte Schulden gemacht, ſtand am Rande des Abgrunds, und — war verliebt. Ich ſann, ich überlegte, und hielt den erſchütternden Kampf zwiſchen Liebe und Vernunft aus. Dieſe Kraft der Seele trug endlich den Sieg über die Macht der Sinne davon.

Ich entdeckte dieſe Lage meiner Mutter, die mit thränenden Augen mit mir einſtimmte, daß ich ein gewaltſames Mittel ergreifen müſſe, um meinem gänzlichen Untergange zu entgehen. Sie machte ſich verbindlich, von ihrem Vermögen meine Schulden in Venedig zu bezahlen; ich überließ ihr dafür meine Einkünfte in Modena zu ihrem Unterhalte, und entſchloß mich, die Stadt zu verlaſſen.

In dem günſtigſten Augenblicke für mich, nach dem glücklichen Debüt, den ich eben mit allgemeinem Beyfall gemacht hatte, verließ ich mein Vaterland, meine Verwandten und Freunde, meine Geliebte, meine Hofnungen, alles: ich reiſte von Venedig ab, und trat in Padua ans Land. Da der erſte Schritt einmal gethan war, ſo koſteten mich die übrigen nichts weiter. Dank meiner glücklichen Stimmung, meine Mutter ausgenommen, vergaß ich alles andere, und die Annehm-

lichkeiten der Freyheit tröſteten mich über den Verluſt meiner Geliebten.

Ich ſchrieb bey meiner Abreiſe von **Venedig** einen Brief an die Mutter des unglücklichen Mädchens, ich ſchob die ganze Schuld des Schrittes, zu dem ich mich genöthigt ſah, auf ſie, wobey ich ihr jedoch verſicherte, daß ich den Augenblick, als ſie die drey Bedingungen des Contractes erfüllt hätte, zurückkehren würde. Ich erwartete ihre Antwort, ſezte dabey aber meinen Weg immer weiter fort.

Meinen Schatz hatte ich bey mir. Ich meyne die Oper **Amalaſonte**, die ich in müßigen Stunden verfertigt, und auf die ich Hofnungen ſtützte, die ich für ſehr gegründet hielt. Ich wußte, daß die Oper in **Mailand** eine von den anſehnlichſten in Italien, ja in ganz Europa war.

Ich beſchloß, meine Oper der Direction zu übergeben, die in den Händen des Adels von **Mailand** iſt. Ich rechnete darauf, daß meine Arbeit angenommen werden würde, und daß die hundert Zechinen mir nicht entgehen könnten: allein ich machte die Erfahrung, daß wer die Rechnung ohne den Wirth macht, ſich eine doppelte Mühe macht.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Reiſe von Padua nach Mailand. Aufenthalt in Vicenza und Verona. Ueberfahrt über den Gardſee nach Salo. Unerwartete Hülfe in dieſer Stadt. Aufenthalt in Breſcia. Angenehme Begegnung in Bergamo.

Unterwegs zwiſchen Padua und Mailand hielt ich mich einige Tage in Vicenza auf.

Ich kannte in dieſer Stadt den Grafen Parmenio Triſſino, von der Familie des berühmten Verfaſſers der Sophonisbe, einer Tragödie ganz nach den Muſtern der Griechen verfertigt, und eines der beſten Stücke aus dem guten Jahrhunderte der italieniſchen Litteratur. Ich hatte dieſen Herrn Triſſino in meiner früheſten Jugend in Venedig gekannt, und wir beſaßen beide gleichviel Vorliebe für die dramatiſche Kunſt. Ich theilte ihm meine Amalaſonte mit, er fertigte ſie aber mit einem ziemlich kalten Lobe ab, und rieth mir, immer beym Komiſchen zu bleiben, wozu er meine Anlage kannte. Es ärgerte mich, daß er meine Oper nicht herrlich fand, allein ich ſchrieb dieſe Kälte ſeinem eigenthümlichen Geſchmacke zu,

der, wie er ſelbſt ſagte, ſich mehr auf die Seite des Luſtſpiels neigte.

In **Vicenza** beſah ich mit Vergnügen das berühmte olympiſche Theater des **Palladio**, eines ſehr berühmten Baukünſtlers aus dem ſechszehnten Jahrhunderte, der aus dieſer Stadt gebürtig war, und bewunderte ſeinen Triumphbogen, der ohne weitern Schmuck, blos wegen ſeiner regelmäßigen Verhältniſſe, für das Meiſterſtück der neuen Baukunſt gilt. Es giebt noch ſchöne Muſter, aber wenige ahmen ſie nach.

Von **Vicenza** ging ich nach **Verona**, wo ich die Bekanntſchaft des Marcheſe **Maffei**, Verfaſſers der **Merope**, eine glückliche Arbeit, die ſehr glücklich nachgeahmt worden, *) zu machen wünſchte.

Dieſer Mann, der in allen Fächern der Litteratur bewandert war, wußte beſſer als jemand, daß das italieniſche Theater einer großen Verbeſſerung bedurfte. Er machte ſelbſt einen Verſuch, und gab ein Buch unter dem Titel: Reform des italieniſchen Theaters, heraus, das ſeine **Merope** und zwey Komödien enthielt. Das Trauerſpiel

*) Anſpielung auf das Trauerſpiel Merope von Voltaire.

erhielt allgemeinen Beyfall, nicht gleiches Glück aber machten die beiden Luſtſpiele.

Da Herr Maffei eben nicht in Verona war, ſo ſezte ich meinen Weg weiter nach Breſcia fort, und blieb die Nacht über in Deſenzano am Gardſee, und zwar in eben dem Gaſthofe, wo ich vor einigen Jahren in Gefahr geweſen war, ermordet zu werden. Ich fragte die Leute im Hauſe, ob ſie ſich noch dieſes Vorfalls erinnerten. Sie ſagten ja, und erzählten mir, daß der Böſewicht, der noch andere Verbrechen begangen, aufgehängt worden wäre.

Ich ſezte mich an die Wirthstafel, und aß, ungeachtet meines Kummers und meiner Liebe, mit dem beſten Appetite von der Welt. Neben mir ſaß ein Abbe aus Salo. Die angenehme Unterhaltung dieſes Mannes machte mir Luſt, dieſes reizende Land zu ſehen, wo man immer am Ufer eines anmuthigen Sees in freyer Luft unter Orangebäumen wandelt.

Ueberdieß hatte ich noch einen andern Grund, einen andern Weg einzuſchlagen. Meine Börſe war ſehr ſchlecht verſehen, und glücklicherweiſe beſaß meine Mutter ein Haus in Salo. Da mich der Miethmann deſſelben kannte, ſo hatte ich Hof-

nung, einigen Nutzen aus dieſer Zuſammenkunſt zu ziehen.

Es ſind nur zwey Meilen von Deſenzano nach Salo. Ich machte ſie mit dem Abbe zu Pferde, um dieſe angenehmen Gegenden deſto beſſer zu genießen, und kam den dritten Tag allein wieder zurück, nachdem ich viel Vergnügen gehabt, und von dem Miethmanne meiner Mutter einige Zechinen Vorſchuß bekommen hatte.

Ich bezahlte dem Fuhrmanne, der auf mich gewartet hatte, ſeine drey Raſttage, und ſezte meinen Weg nach Breſcia fort.

Schon in Vicenza hatte ich dem Herrn Novello geſchrieben, den ich ehedem in Feltre als Vikar des Gouverneurs gekannt hatte, und der jezt Aſſeſſor des Gouverneurs in Breſcia war.

Ich ſtieg im Palaſte des Gouverneurs ab. Herr Novello empfing mich mit der größten Artigkeit: er erinnerte ſich einiger komiſchen Verſuche, die ich in Feltre verfertigt hatte, und fragte mich Abends bey Tiſche, ob ich ſonſt etwas in dieſer Gattung verfertigt habe, und ihm mittheilen wolle? Ich ſagte ihm von meiner Oper, auf die er ſehr neugierig zu ſeyn ſchien. Wir trafen eine

Einrichtung auf den folgenden Tag. Er bat verſchiedene Gelehrte, die in dieſer Gegend ſehr zahlreich ſind, und alle Hochachtung verdienen, zu Tiſche: nach dem Kaffee las ich mein Drama vor, das ſehr aufmerkſam angehört wurde, und allgemeinen Beyfall erhielt.

Ich hatte Urſache zufrieden zu ſeyn, denn es waren Kenner, die mein Stück beurtheilten, und ſich die Mühe gaben, es zu zergliedern. Der Charakter der Amalaſonte dünkte ihnen eben ſo gut erfunden, als glücklich gehalten, und eine vollſtändige Moral für Königinnenmütter, welche die Erziehung und Vormundſchaft ihrer erhabenen Kinder beſorgen.

Die guten und böſen Hofleute, die auf eine künſtliche Art mit einander in Contraſt geſezt waren, verſchafften ein intereſſantes Gemälde, und das unglückliche Ende Atalarichs und der Triumph der Amalaſonte gaben eine Entwickelung, die zugleich der Ernſthaftigkeit, welche die Tragödie, und der Anmuth, die das Melodrama erfordert, angemeſſen war.

Mein Styl kam dieſer erleuchteten Geſellſchaft mehr tragiſch als muſikaliſch vor. Sie wünſchten, ich möchte die Arien und den Reim unter-

drücken, um eine gute Tragödie daraus zu machen.

Ich dankte ihnen für ihre Nachſicht, allein ich war nicht im Stande, ihren Rath zu befolgen. Ein Trauerſpiel, und wenn es ſo gut gerathen wäre, als das beſte Stück von **Corneille** und **Racine**, hätte mir in Italien viel Ehre und wenig Gewinn verſchafft, und ich brauchte beides. Ich verließ alſo **Breſcia** mit dem feſten Entſchluſſe, nichts an meinem Drama zu ändern, ſondern es der Operndirection in **Mailand** anzubieten.

Es giebt einen kürzern Weg von **Breſcia** nach **Mailand**, als ich wählte, ich hatte aber Luſt **Bergamo** zu ſehen, und wählte alſo die Straße über dieſe Stadt.

Als ich ſo das Land der Harlekine durchwanderte, ſah ich mich allenthalben nach einer Spur von dieſer komiſchen Perſon um, welche die Seele des italieniſchen Theaters ausmachte; ich konnte aber weder jene ſchwarzen Geſichter, noch jene kleinen Augen, noch jene Kleider von vierfarbigem Tuche entdecken, die ſchon allein zum Lachen reizen: dafür ſahe ich die Hüte mit Haſenſchwänzen beſezt, die bey den Bauern dieſer Gegend ein großer Putz ſind. Von der Maſke, vom Charak-

ter, und von dem Urſprung der Harlekine werde ich in einem eigenen Kapitel, das ich der Geſchichte der vier Maſken des italieniſchen Theaters beſtimmt habe, reden.

Bey meiner Ankunft in Bergamo ſtieg ich in einem Gaſthofe in der Vorſtadt ab, da nicht leicht ein Fuhrwerk in der Stadt, die ſehr hoch und abhängig liegt, einkehrt. Ich ging zu Fuße nach der Wohnung des Gouverneurs, die genau den Gipfel von dieſem ſteilen Berge einnimmt.

Dieſer Weg ermüdete mich außerordentlich; ich verwünſchte meine Neugierde, die mich an einen Ort gelockt hatte, wo ich niemand kannte. Ich wünſchte ſehr, ausruhen zu können, als mir beyfiel, daß Herr Ponta, mein ehemaliger College in der Criminal-Kanzeley in Chiozza, Civilkanzler in Bergamo worden wäre. Ich ſuchte alſo ſeine Wohnung, fand ſie, aber nicht meinen Freund, der in einer Commiſſion drey Meilen weit verreiſt war. Ich bat ſeinen Kammerdiener, daß er mir erlauben möchte, einen Augenblick auszuruhen. Ich plauderte mit ihm, und fragte unter andern nach dem Gouverneur der Stadt.

Welch eine gute Nachricht für mich, welch eine angenehme Ueberraſchung! Sr. Excellenz,

Herr Bonfadini war hier Gouverneur, der Podeſta in Chiozza geweſen war, und unter dem ich als Vicekanzler gedient hatte. Ich war alſo auf einmal in einem bekannten Lande, ich ging in den Palaſt und ließ mich melden.

Ich ſtand im Vorzimmer und wartete, bis man mich hereintreten hieß, als ich den Gouverneur ſelbſt im Zimmer überlaut lachen und ſagen hörte: „Aha, der Aſtrolog! der Aſtrolog! Laßt ihn hereinkommen. Meine Damen, Sie werden den Aſtrologen ſehen.“

Ich wußte nicht, was das heißen ſollte: ich fürchtete, daß man darauf ausgehe, mich lächerlich zu machen; ich trat hinein, aber ziemlich auſſer Faſſung. Das Benehmen des Gouverneurs beruhigte mich indeß bald genug wieder. Er ſtellte mich ſeiner Gemahlin und der übrigen Geſellſchaft vor. „Hier ſehen Sie,“ ſagte er, „den „Herrn Goldoni. Sie erinnern ſich, meine „Damen, der Gräfin C..., die wir ſo oft über „ihre ewigen Toiletten, über ihre verſäumten „Meſſen, und über das Prognoſtiken des Unge„nannten aufzogen? Hier ſehen Sie nun den „Herrn Goldoni, den Verfaſſer des kritiſchen „Almanachs, der Ihnen allen bekannt iſt.“ Jedermann war ſehr artig gegen mich: der Gouver-

neur bot mir ein Zimmer und ſeine Tafel an. Ich nahm es an, profitirte vierzehn Tage davon, und führte das angenehmſte Leben von der Welt. Das Böſe bey der Sache aber war, daß ich die Partie der Damen machen mußte, und weder ſehr mit Gelde verſehen, noch im Spiele glücklich war.

Der Gouverneur, ein Mann von Beſcheidenheit und feiner Lebensart, fragte nicht nach dem Zwecke meiner Reiſe. Nach einigen Tagen hielt ich es für nothwendig, ihn von meinen Begebenheiten und von meiner Lage zu unterrichten. Er ſchien davon gerührt zu ſeyn, und that mir den Vorſchlag, die zehn Monate ſeines Gouvernements bey ihm zu bleiben. Dieſes durfte ich auf keine Weiſe annehmen, ich dankte ihm alſo, und bat ihn, mir dafür Empfehlungsſchreiben nach Mailand zu geben. Er gab mir verſchiedene, unter denen mir vorzüglich eins von ſeiner Gemahlin an den venetianiſchen Reſidenten gute Dienſte that.

Nach vierzehn Tagen nahm ich Abſchied von Sr. Excellenz. Er ſah mir es am Geſichte an, daß ich unruhig und traurig war, und fragte mit Antheil nach der Urſache. Ich wagte nicht, die Saite zu berühren, er merkte es aber bald, daß

meine Sorge nicht war, wo ich mit dem Gelde hinwollte, ſondern wo ich es herbekommen ſollte. Er zog ſeine Börſe, ich weigerte mich; er ließ nicht nach. Endlich nahm ich beſcheiden zehn Zechinen heraus, und wollte ihm etwas Schriftliches hierüber geben, das er aber nicht annahm. Wie gütig! wie artig! Doch ich mußte fort, und der folgende Tag war zur Abreiſe beſtimmt.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Meine Ankunft in Mailand. Erſter Beſuch bey dem venetianiſchen Reſidenten. Vorleſung meiner Amalaſonte.

So war ich denn in **Mailand**, in dieſer Hauptſtadt der Lombardey, einem alten Lehn von der ſpaniſchen Herrſchaft, wo ich, nach ſpaniſcher Sitte, im Mantel und Kragen hätte erſcheinen müſſen, wenn die ſatyriſche Muſe mich nicht von dem mir beſtimmten Platze verdrängt hätte. Ich kam jezt hieher, um die Ehre des Cothurns zu buhlen, allein der Lorbeer des Triumphs blieb mir bis dahin vorbehalten, wo ich im niedern Soccus die Bühne betrat.

Ich logirte mich in dem Gaſthofe zum **Brunnen**, einem der erſten Gaſthöfe in **Mailand**, ein. Wenn man ſich mit Vortheil produciren will, und nicht reich iſt, ſo muß man wenigſtens reich ſcheinen. Den folgenden Tag überreichte ich mein Empfehlungsſchreiben von der Gemahlin des Gouverneurs beym venetianiſchen Reſidenten.

Das war damals Herr **Bartolini**, Sekretär des Senats, ehemaliger Vicebay in Conſtan-

tinopel. Er war ſehr reich, machte großen Aufwand, und war in **Mailand** und **Venedig** ſehr angeſehen. Einige Jahre nachher ward er zum Großkanzler der Republik erwählt. Dieſe Charge, die den Titel Excellenz, und den Rang unmittelbar nach dem regierenden Adel giebt, bekleidete er lange Zeit, bis an ſeinen Tod.

Der venetianiſche Reſident iſt der einzige fremde Miniſter, der ſich in **Mailand** aufhält, welches wegen der täglich vorkommenden Verhandlungen zwiſchen beiden an einander gränzenden Staaten nöthig iſt. Dieſer Geſandte ſteht im größten Anſehen, und geht im gleichen Range mit den vornehmſten Herren im Herzogthume.

Der Miniſter empfing mich mit einer unerzwungenen Güte und aufmunternden Freundlichkeit. Er hielt große Stücke auf die Dame, die mich mit ihrer Protection beehrte, und bot mir alles an, wozu er mir durch ſeine Perſon und ſeinen Credit behülflich ſeyn könnte. „Doch,“ ſezte er mit einer wichtigen Miniſtermiene hinzu, „in „welcher Abſicht kommen Sie hieher nach **Mai**„**land**, und was ſind das für Begebenheiten, „die Madam **Bonfadini** in ihrem Briefe er„wähnt?“

Die Frage war billig, und meine Antwort unſtudirt. Ich erzählte ihm die ganze Geſchichte mit der Tante und Nichte, von einem Ende zum andern. Der Herr Reſident kannte die Perſonen, er lachte ſehr bey meiner Erzählung, und da ich die Beſorgniß äußerte, daß man mir nachſetzen und Verdrüßlichkeiten machen möchte, ſo verſicherte er mir, daß ich in **Mailand** nicht das geringſte zu fürchten habe.

Die Naivität in meinen Reden, und die genaue Darſtellung meiner Begebenheiten, hatten es dem Miniſter ziemlich deutlich gemacht, daß ich nichts weniger als in guten Umſtänden ſeyn könne. Er war ſo großmüthig, mir ſeine Unterſtützung für die augenblicklichen Bedürfniſſe anzubieten: allein ich dankte ihm dafür. Ich hatte noch einige Zechinen von **Bergamo**, und meine Oper, und bedurfte Niemand. Herr **Bartolini** lud mich auf den folgenden Tag zum Mittagseſſen ein. Ich nahm dieſe Einladung an, und empfahl mich.

Es lag mir daran, mein Stück bald einzugeben, und eine Vorleſung davon zu halten. Wir lebten eben in der Carnevalszeit; es war eine Oper in **Mailand**, und ich kannte **Caffariello**, den erſten Acteur derſelben. Ich kannte auch

den Balletmeiſter und ſeine Frau, die erſte Tänzerin. (Herrn und Madam Großateſta.)

Ich hielt es für anſtändiger und vortheilhafter für mich, mich den Directoren der Schauſpiele durch bekannte Perſonen vorſtellen zu laſſen. Es war eben ein Freytag, wo faſt in ganz Italien nicht geſpielt wird. Ich ging den Abend zu Madam Großateſta, die Geſellſchaft gab, und bey welcher ſich alle Schauſpieler und Schauſpielerinnen, und Tänzer und Tänzerinnen von der Oper verſammelten.

Dieſe vortrefliche Tänzerin, die meine Landsmännin war, und die ich in **Venedig** gekannt hatte, nahm mich ſehr höflich auf. Ihr Mann, ein Modeneſer, ein Mann von Geiſt und Kenntniſſen, ſtritt ſich mit ſeiner Frau über mein Vaterland, und behauptete, ich wäre ſein Landsmann.

Es war noch früh, und wir faſt allein, ich benutzte alſo den Augenblick, ihnen meinen Plan mitzutheilen. Sie äußerten ein großes Vergnügen darüber, verſprachen mir, mich vorzuſtellen, und wünſchten mir zum voraus über die Aufnahme meiner Arbeit Glück.

Die Geſellſchaft wurde immer zahlreicher. Caffariello kam, ſah mich, erkannte und grüßte

mich

mich mit dem Tone eines Alexanders, und nahm ſeinen Platz neben der Frau vom Hauſe. Ein paar Augenblicke darauf meldete man den Grafen Prata an, einen von den Directoren des Schauſpiels, der zugleich die meiſte Kenntniß vom Theater hatte. Madam Großateſta ſtellte mich dem Herrn Grafen vor, und ſagte ihm von meiner Oper. Er that mir auf der Stelle das Verſprechen, mich der Direction vorzuſchlagen, zugleich aber äußerte er das Verlangen, vorher insbeſondere etwas von meiner Arbeit zu ſehen, auch meine Landsmännin ſchien große Luſt zu haben, etwas davon zu hören, und mir — war vor der Hand um nichts zu thun, als ſie vorzuleſen.

Man ließ alſo einen kleinen Tiſch und ein Licht bringen, die ganze Geſellſchaft ſezte ſich, und ich fing an zu leſen. Zuerſt den Titel: Amalaſonte. — Caffariello fing an das Wort Amalaſonte zu ſingen; er fand es lang und lächerlich. Jedermann lachte mit, nur ich lachte nicht. Die Frau vom Hauſe äußerte ihr Misvergnügen, und Caffariello ſchwieg. — Ich fuhr fort, und las die Namen der Perſonen, es waren ihrer neun im Stück. Ein zartes Stimmchen, das einem Caſtraten gehörte, der in den Chören ſang, ſchrie wie eine Katze: Zu viel! zu viel! wenigſtens

zwey Perſonen zu viel! Ich ſah nunmehr, mit was für Leuten ich zu thun hatte, und wollte meine Vorleſung abbrechen. Der Graf gebot aber dem vorlauten Menſchen, der die Unverſchämtheit des Caffariello ohne ſeine Vorzüge beſaß, Stillſchweigen, und ſagte, indem er ſich gegen mich wendete: „Es iſt wahr, mein Herr, „gewöhnlich hat man nur ſechs bis ſieben Perſo„nen in einem Drama, allein wenn die Arbeit „ſonſt der Mühe werth iſt, ſo läßt man ſichs mit „Vergnügen zwey Akteurs mehr koſten. Haben „Sie die Güte, wenn es Ihnen gefällig iſt," ſezte er hinzu, „mit Ihrer Lectüre fortzu„fahren."

Ich las alſo weiter. Erſter Akt. Erſter Auftritt, Clodeſile und Harpagon. — Hier unterbrach mich Herr Caffariello und fragte, wer die erſte Stimme in meiner Oper habe? — „Mein Herr," antwortete ich, „ich habe die Per„ſon ſchon genannt: Clodeſile." — „Wie," ſagte er, „Sie laſſen die Scene durch den erſten „Akteur eröffnen? Sie laſſen ihn auftreten, wenn „die Zuſchauer ſich noch verſammeln, ſich ſetzen, „und Geräuſch machen? Beym Henker, mein „Herr, ich bedanke mich für dieſe Rolle." (Wie viel Geduld hatte ich nöthig, hier nicht aus-

zubrechen!) Der Graf nahm das Wort. „Laßt „uns ſehen," ſagte er, „ob die Scene intereſſant „iſt?" — Ich las die erſte Scene, kaum aber hatte ich den Mund geöffnet, als eines von den nichtswürdigen entmannten Geſchöpfen ein zuſammengerolltes Papier aus der Taſche zog, ans Klavier trat, und eine Arie aus ſeiner Rolle probirte. Die Frau vom Hauſe machte mir tauſend Entſchuldigungen: Herr Prata nahm mich bey der Hand und führte mich in ein Toilettenzimmer, das ziemlich weit vom Saale entlegen war.

Hier ließ mich der Graf niederſetzen, nahm dann an meiner Seite Platz, und ſuchte mich über die Ungezogenheiten und Beleidigungen dieſer Geſellſchaft eingebildeter und abgeſchmackter Menſchen zu tröſten. Er bat mich, ihm allein mein Drama vorzuleſen, um ihn in den Stand zu ſetzen, ſein Urtheil zu fällen, und mir ſeine Meynung ganz aufrichtig zu ſagen. Dieſe Gefälligkeit entzückte mich, ich dankte ihm herzlich, fing von vorn an zu leſen, las vom erſten bis zum lezten Vers, und ſchenkte ihm nicht ein Comma. Er hörte ſehr aufmerkſam und geduldig zu: ich war endlich fertig, und hier iſt ohngefähr der Hauptinhalt ſeines Urtheils.

„Es ſcheint,“ ſagte er, „Sie haben die Re-
„geln des Ariſtoteles und Horaz fleißig ſtudirt,
„und Ihr Stück nach allen Regeln der Tragödie
„eingerichtet. Sie ſcheinen aber nicht zu wiſſen,
„daß das muſikaliſche Drama ein unvollkommenes
„Werk iſt, das Regeln und Convenienzen kennt,
„die zwar größtentheils nicht den geſunden Men-
„ſchenverſtand haben, denen man ſich aber pünkt-
„lich unterwerfen muß. Wenn Sie in Frankreich
„wären, ſo verlohnte es ſich wohl der Mühe,
„nach dem Beyfall des Publikums zu ſtreben, aber
„hier muß man ſuchen den Schauſpielern und
„Schauſpielerinnen zu gefallen, den Componiſten
„zu befriedigen, und den Decorateur um Rath fra-
„gen. Man hat hier Regeln für alles, und es
„wird für ein Capitalverbrechen gehalten, ihnen
„zu trotzen, und ſie nicht ſklaviſch zu befol-
„gen.

„Hören Sie mich an,“ fuhr er fort, „ich will
„Ihnen einige davon mittheilen, die man für un-
„umſtößlich hält, und die Sie nicht zu kennen
„ſcheinen.

„Jede von den drey Hauptperſonen des Drama
„muß fünf Arien ſingen, zwey im erſten, zwey im
„andern, und eine im dritten Akte. Die zweite
„Aktriſſe und der zweite Soprano dürfen nicht

„mehr als drey haben, und die übrigen müſſen ſich „mit einer, höchſtens mit zweyen begnügen. Der „Dichter muß dem Componiſten die verſchiedenen „Schattirungen an die Hand geben, die das Hell- „dunkel der Muſik ausmachen, er muß ſich hüten, „daß nicht zwey leidenſchaftliche Arien auf einander „folgen. Mit gleicher Vorſicht muß er die Bra- „vourarien, die Arien, welche Handlung aus- „drücken, die halben Charakterarien, die Menuets „und Rondeaus vertheilen.

„Vor allen Dingen muß er ſich hüten, den „zweiten Rollen weder leidenſchaftliche Arien, „noch Bravourarien, oder gar Rondeaus zu ge- „ben: dieſe armen Leute müſſen ſich mit dem be- „gnügen, was für ſie übrig bleibt; es iſt ihnen „gleichſam verboten, ſich hervorzuthun."

Herr Prata wollte fortfahren. „Ich habe „hieran genug, mein Herr," unterbrach ich ihn. „Bemühen Sie ſich nicht weiter." Ich ſagte ihm nochmals Dank, und empfahl mich.

Ich ſah nunmehr wohl, daß meine Richter in Breſcia Recht gehabt hatten; ich begriff nun- mehr, daß der Graf Triſſino in Vicenza noch mehr Recht gehabt, und daß ich allein Unrecht habe.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Aufopferung meiner Amalaſonte. Unvermutheter Beſuch bey dem Reſidenten. Eine noch unerwartetere Hülfe für mich. Ankunft eines Ungenannten in Mailand. Eröfnung des Schauſpiels durch meine Theilnahme. Kleines Stück von meiner Hand. Abreiſe des Reſidenten nach Venedig.

Ich ſaß nun ganz niedergeſchlagen auf meinem Zimmer: es überlief mich wechſelsweiſe kalt und warm. Ich zog mein Stück aus der Taſche, und hatte große Luſt, es zu zerreißen. Der Hausknecht kam und verlangte meinen Befehl für das Abendeſſen. — „Ich eſſe nicht zu Nacht. Macht „mir ein gutes Feuer an.“ — Ich hatte noch immer meine Amalaſonte in der Hand, und las einige Verſe daraus, die ich unvergleichlich fand. „Verdammte Regeln! Mein Stück „iſt gut, ich weiß es gewiß, mein Stück iſt gut; „aber das Theater taugt nichts, die Akteurs, die „Aktriſſen, die Componiſten, die Decorateurs... „Der Teufel hole ſie alle zuſammen, und dich auch, „unglückliche Arbeit, die mir ſo viele Mühe ge„macht, und mich ſo ſehr in meinen Hofnungen „betrogen hat! Die Flamme ſoll dich verzehren!“

Mit dieſen Worten warf ich ſie ins Feuer, und ſah ſie mit kaltem Blute, ja ſogar mit einer Art von Vergnügen auflodern.

Ich mußte meinen Verdruß und meinen Zorn auslaſſen, ich richtete meine Rache gegen mich ſelbſt, und glaubte nun Genugthuung zu haben.

Alles war vorüber, ich dachte nicht mehr an mein Stück. Ich rührte die Aſche mit der Feuerzange auf, und raffte die Trümmer des Manuſcripts zuſammen, um das Opfer ganz zu vollenden. Dabey fiel mir ein, daß ich doch noch niemals, es ſey auch in welcher Lage es wolle, meinem Verdruſſe mein Abendeſſen aufgeopfert habe; ich rufte alſo den Hausknecht, und befahl ihm zu decken, und mir auf der Stelle aufzutragen. Man ließ mich nicht lange warten. Ich aß gut, trank noch beſſer, legte mich darauf nieder, und ſchlief ſanft und ſelig.

Das einzige Ungewöhnliche, was hierauf erfolgte, war, daß ich am folgenden Morgen zwey Stunden früher, als gewöhnlich, erwachte. Es ſchien mir, als ob ſich mit der Munterkeit zugleich ein ziemlicher Mismuth einfinden wollte. — „Friſch, munter,“ ſagte ich zu mir ſelbſt, „keine „üble Laune. Dafür lieber hin zu dem Herrn

„Reſidenten von **Venedig**!“ Er hat mich auf den „Mittag eingeladen, ich muß ihn aber allein ſpre„chen. Ich muß gleich jezt hin.“ Ich zog mich an, und machte mich auf den Weg.

Der Miniſter merkte gleich, daß mich ein dringender Grund herführen müſſe, als er mich ſchon früh um neun Uhr kommen ſah. Er empfing mich an der Toilette: ich gab ihm zu verſtehen, daß die Zeugen mich genirten; er ließ alle Anweſenden abtreten. Ich erzählte ihm die Geſchichte des vergangenen Tages; ich zeichnete ihm das Gemälde von der ekelhaften Geſellſchaft, die mein Gefühl empört hatte; ich theilte ihm das Urtheil des Grafen **Prata** mit, und beſchloß mit der Verſicherung, daß ſich kein Menſch in größerer Verlegenheit befinden könne, als ich mich jezt befände.

Herr **Bartolini** beluſtigte ſich ſehr an der Erzählung des komiſchen Auftritts mit den drey heroiſchen Schauſpielern, und verlangte meine Oper zu leſen. — „Meine Oper? gnädiger Herr. Die „exiſtirt nicht mehr.“ — „Und was haben Sie „damit gemacht?“ — „Ich habe ſie verbrannt.“ — „Sie haben ſie verbrannt?“ — „Ja, ich „habe mein ganzes Hab und Gut, meine Stütze, „meinen Troſt, alle meine Hofnungen verbrannt.“

Dieß machte den Miniſter noch mehr lachen. So lachten wir, plauderten, und wurden endlich einig, daß ich bey ihm bleiben ſollte. Er nahm mich als Geſellſchafter zu ſich, und gab mir ein paar artige Zimmer ein. Beym Lichte beſehen, hatte ich bey meinem Unglücke mehr gewonnen, als verloren.

Meine Geſchäfte beſtanden in nichts, als einigen angenehmen Aufträgen; z. B. durchreiſende Venetianer von Adel zu bekomplimentiren, oder in Geſchäften der Republik einen Gang zu dem Gouverneur und dem Stadtmagiſtrat zu thun. Dieſe Fälle waren überdieß nicht häufig, ſo daß ich alle mögliche Zeit hatte, mich nach meinem Gutdünken zu beſchäftigen und zu beluſtigen.

Zu Anfang der Faſtenzeit kam ein Charlatan von einer ſo ſeltenen Art in der Stadt an, daß ſein Andenken vielleicht in den Annalen des Jahrhunderts erhalten zu werden verdient.

Sein Name war **Bonafede Vitali** aus **Parma.** Gewöhnlich ließ er ſich nur **Anonimo** (der Ungenannte) nennen; er war aus einer guten Familie, hatte eine vortrefliche Erziehung genoſſen, und war Jeſuit geweſen. Da er des Kloſterlebens bald überdrüſſig worden war, ſo hatte er ſich auf die Arzneywiſſenſchaft gelegt, und eine

Profeſſur auf der Univerſität in Palermo erhalten.

Dieſer ſonderbare Mann, der in keiner Wiſſenſchaft ein Fremdling war, hatte einen zügelloſen Ehrgeiz, ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe geltend zu machen. Da er beſſer mit Reden als mit Schreiben zurecht kommen konnte, ſo verließ er ſeine ehrenvolle Stelle, eine kleine Bühne zu beſteigen, und das Publikum von da herunter zu haranguiren. Er war nicht reich genug, ſich mit der bloßen Ehre begnügen zu laſſen, er benutzte alſo ſeine Gaben und verkaufte Medikamente.

Freylich hieß das nichts anders, als das Gewerbe eines Charlatans treiben, allein ſeine Arzneyen waren gut, und ſeine Wiſſenſchaft und Beredtſamkeit hatten ihn in nicht gemeinen Ruf und Anſehen geſezt.

Er löſte öffentlich, auch die ſchwerſten Fragen auf, die man ihm aus allen Wiſſenſchaften, und über die abſtrakteſten Materien vorlegte. Man ſchickte auf ſein empyriſches Theater ſtreitige Punkte aus der Kritik, der Geſchichte, der Litteratur u. ſ. w. Er gab ſeine Entſcheidung auf der Stelle, und hielt ganze große, ſehr befriedigende Diſſertationen.

Einige Jahre darauf ging er nach **Venedig**. Von da wurde er bey einer epidemiſchen Krankheit, an der alle, die davon angefallen wurden, darauf gingen, nach **Verona** berufen. Seine Ankunft in dieſer Stadt glich der Erſcheinung des Aeſkulap in Griechenland. Er heilte alle ſeine Kranken mit Herrenäpfeln (pommes d'api) und Cyperwein. Aus Dankbarkeit ernannte man ihn zum erſten Stadtarzt von **Verona**: eine Ehre, die er nicht lange genoß, denn er ſtarb noch in demſelben Jahre, von jedermann, nur nicht von den Aerzten, ſeinen Collegen, bedauert.

Der Ungenannte hatte das Vergnügen, den Platz in **Mailand**, wo er ſich dem Publiko zeigte, immer mit einer Menge Leute zu Fuß und in Wagen umringt zu ſehen. Da aber die Gelehrten und Kenner gerade nicht am meiſten kauften, ſo ſah er ſich genöthigt, ſeine Bühne mit anlockenden Gegenſtänden auszuſchmücken, um auch den unwiſſendern Theil des Publikums zu unterhalten. Der neue **Hippokrates** vertheilte alſo ſeine Medikamente, und verſchwendete ſeine Beredtſamkeit mitten unter den vier Maſken der italieniſchen Komödie.

Dabey hatte Herr **Bonafede Vitali** eine große Neigung fürs Theater, und erhielt auf ſeine

Koſten eine vollſtändige Truppe von Schauſpielern, die, (nachdem ſie ihrem Herrn geholfen hatten, das Geld, das man ihm in Schnupftüchern zuwarf, einzunehmen, und dieſe Schnupftücher mit kleinen Büchschen und Schächtelchen angefüllt zurückzuwerfen) die, ſage ich, nachher mit weißen Wachslichtern, mit einer Art von Pracht, Stücke in drey Akten aufführten.

Dieſer außerordentliche Mann ſowohl als ſeine Diener machten mir Luſt, mit dem Anonimo Bekanntſchaft zu errichten. Ich beſuchte ihn eines Tages, unter dem Vorwande, von ſeinem Alexipharmakon zu kaufen: er fragte mich nach der Krankheit, die ich hätte oder zu haben glaubte, und ſah bald, daß ich aus bloßer Neugierde zu ihm gekommen war. Er ließ mir eine Taſſe gute Chokolate geben, und ſagte, dieſes wäre bey meinen jetzigen Umſtänden die beſte Arzney für mich.

Dieſe Galanterie gefiel mir ausnehmend wohl. Wir plauderten eine Weile mit einander, und ich fand, daß er unter vier Augen ſo liebenswürdig, als im Publiko gelehrt war. Ich hatte im Lauf des Geſprächs einfließen laſſen, daß ich ein Freund und Hausgenoſſe des venetianiſchen Reſidenten wäre. Er glaubte, daß ich ihm auf dieſe Weiſe zu einem Plan, den er mit ſich herum-

trug, hülfreiche Hand leiſten könne: er theilte mir alſo ſeinen Plan mit; ich gab mir alle Mühe, ihm beförderlich zu ſeyn, und es gelang mir endlich glücklich. Seine Idee aber war folgende. —

Laß dir, lieber Leſer, dieſe Ausſchweifung nicht verdrüßlich fallen. Du wirſt ſehen, wie nothwendig ſie zur Verbindung meiner Geſchichte war. —

Die Schauſpiele waren nach dem allgemeinen Gebrauch in ganz Italien die Faſtenzeit über eingeſtellt worden. Das Schauſpielhaus ſollte um Oſtern wieder geöffnet werden, weshalb man ſchon mit einer der beſten Truppen einen Contract geſchloſſen hatte. Es fügte ſich aber, daß der Directeur einen Ruf nach Deutſchland bekam, ohne etwas davon zu melden dahin abging, und die Milaneſer im Stich ließ. Die Stadt war alſo ohne Schauſpiel, und ſchickte deshalb nach **Venedig** und **Bologna**, um eine Geſellſchaft zuſammen zu bringen. Der Anonimo hätte gern geſehen, wenn man der ſeinigen den Vorzug gegeben hätte, die freylich eben nicht vortreflich war, aber doch auf drey bis vier Leute von Verdienſt rechnen konnte. Die übrigen waren wenigſtens zuſammen gut eingeſpielt. In der That erhielten **Caſali**, der die erſten Verliebten ſpielte, und **Rubini**

der in den Rollen des Pantalon Meiſter war, im folgenden Jahre jeder einen Ruf nach **Venedig**; der erſte an das Theater San **Samuele**, der andere an das von San **Luca**.

Ich nahm mit Vergnügen einen Auftrag an, der mir in jeder Rückſicht angenehm ſeyn mußte. Ich ſprach mit meinem Miniſter davon, der es über ſich nahm, die vornehmſten Damen der Stadt darüber zu befragen: ich ſprach mit dem Grafen **Prata** davon, den ich immer fleißig beſucht hatte. Ich wandte meinen Credit und das Anſehen des Reſidenten von **Venedig** bey dem Gouverneur an, und brachte es in drey Tagen dahin, daß der Contract unterzeichnet wurde. Mein **Anonimo** war ſo vergnügt darüber, daß er mir eine Loge vom zweiten Range, gerade dem Theater gegenüber, zur freyen Diſpoſition überließ.

Ich benutzte die Gelegenheit, die mir dieſe Truppe, mit der ich auf einen ſehr vertrauten Fuß ſtand, darbot, und verfertigte einige theatraliſche Kleinigkeiten. Zu einer regelmäßigen Komödie würde es mir an Zeit gefehlt haben, denn der Contract des **Anonimo** erſtreckte ſich nur auf das Frühjahr und den Sommer bis in den Monat September. Unter ſeinen Leuten befanden ſich, außer einem Componiſten, auch eine Mannsper-

ſon und ein Frauenzimmer, die beide ziemlich gut ſangen. Für dieſe verfertigte ich ein Intermezzo zu zwey Stimmen, betitelt: **Der venetianiſche Gondelier**, das aufgeführt ward, und allen Beyfall erhielt, worauf ein ſolches Ding nur Anſpruch machen kann. Dieſes war der erſte Verſuch in der komiſchen Gattung, der von mir öffentlich auf dem Theater, und hernach im Druck erſchien, denn man findet ihn im vierten Bande meiner komiſchen Opern, in der venetianiſchen Ausgabe des Pasquali.

Während man in **Mailand** meinen **venetianiſchen Gondelier** und ſkizzirte Komödien gab, kündigte man zugleich die erſte Vorſtellung des **Beliſar**, und zwar ſechs Tage hinter einander an, ehe man ihn gab, um die Neugierde des Publikums zu erregen, und ſich eines vollen Hauſes zu verſichern. Die Schauſpieler betrogen ſich nicht. Das damalige mailändiſche Theater, das, wie faſt alle Schauſpielhäuſer, das Schickſal gehabt hat, im Feuer aufzugehen, war nach dem von **Neapel** das größeſte in Italien, und dennoch bey der erſten Vorſtellung des **Beliſar** ſo angefüllt, daß man ſelbſt in und vor den Eingängen Gefahr lief, erdrückt zu werden.

Und doch war es das elendeſte Stück von der Welt! **Juſtinian** war ein Einfaltspinſel, **Theodore** eine Hure, und **Beliſar** ein langweiliger Prediger. Er erſchien mit ausgeſtochenen Augen auf der Bühne. Harlekin führte den Blinden, und gab ihm Hiebe mit der Pritſche, wenn er geſchwinder gehen ſollte. Jedermann ärgerte ſich über dieſes platte Zeug, aber niemand mehr als ich: denn ich hatte eine Menge Billette an Leute von Einſicht und Geſchmack vertheilt.

Den Tag darauf kam ich zu **Caſali**. Er empfängt mich lächelnd, und fragt mit ſcherzhaftem Tone: „Nun, mein Herr, was ſagen Sie zu un„ſerm berufenen Beliſar?“ — „Ich ſage,“ antwortete ich, „daß das ein elender Behelf iſt, den „ich nicht erwartet hätte.“ — „Ha, ha, ich „merke wohl, Sie kennen die Komödianten noch „nicht. Es giebt keine Truppe, die ſich nicht von „Zeit zu Zeit einen ſolchen Kniff erlauben ſollte, „um Geld zu gewinnen. Man nennt dieß im „Komödiantenrothwelſch una arroſtita.“ (eine Röſtung, grillade) — „Was ſoll das heißen, „eine arroſtita?“ — „Das heißt auf gut Toſ„kaniſch eine corbellatura, auf Lombardiſch eine „minchionata, auf Franzöſiſch eine attrape, und „auf Deutſch **ein Hieb übers Ohr**. Den

Ko-

„Komödianten iſt das nun einmal zur andern Na„tur worden, und das Publikum iſt gewohnt, „durch die Finger zu ſehen. Feiner Geſchmack „iſt nicht jedermanns Ding, und ſo werden denn „die Arroſtiten ihren Weg fortgehen, bis eine „allgemeine Reform ſie verbannen wird.“ — „O „ich bitte, Herr Caſali, röſten Sie mich nicht „noch einmal. Verbrennen Sie lieber dafür Ih„ren Beliſar, denn ich glaube nicht, daß es et„was Elenderes geben kann.“

„Sie haben Recht,“ ſagte er, „und doch bin „ich überzeugt, daß ſich aus dieſem ſchlechten Stück „ein gutes machen ließ.“ — „Ohne Zweifel,“ verſezte ich, „die Geſchichte des Beliſar kann Stoff „zu einem vortreflichen Stücke geben.“ — „Ey „nun, mein Herr, Sie haben Luſt für das Thea„ter zu arbeiten, laſſen Sie das Ihr Probeſtück „ſeyn.“ — „Nein,“ ſagte ich, „ich fange mit „keiner Tragödie an.“ — „So machen Sie eine „Tragikomödie daraus.“ — „Aber nicht im Ge„ſchmack der Ihrigen.“ — „Nein, ohne Maſ„ken, ohne Harlekinaden.“ — „Gut, ich will „ſehen, ich will einen Verſuch machen.“ — „War„ten Sie einen Augenblick. Hier iſt der Beli„ſar.“ — „Der kann mir nichts helfen. Ich „arbeite nach der Geſchichte.“ — „Deſto beſſer.

„Ich empfehle Ihnen aber auch meinen Freund „Juſtinian." — „Ich werde mein möglichſtes „thun." — „Ich bin nicht reich, ich werde aber „gewiß . . ." — „Verlorne Worte! Ich arbeite zu meinem Vergnügen." — „So hören „Sie denn. Ich muß Ihnen ein Geheimniß anvertrauen. Folgendes Jahr gehe ich nach **Venedig**, wenn ich meinen **Beliſar** mit dahin „nehmen könnte . . ." — „Vielleicht wird er „fertig." „Nein, Sie müſſen mir es verſprechen." — „Gut, ich verſpreche es." — „Auf „Ehre?" — „Auf Ehre!"

Nun war Caſali zufrieden. Ich verließ ihn und ging nach Hauſe, feſt entſchloſſen, Wort zu halten, und ſo genau und ſorgfältig als möglich dabey zu Werke zu gehen.

Der Herr Reſident hörte, daß ich nach Hauſe gekommen wäre, und ließ mich rufen. Er ſagte mir, daß er in Privatgeſchäften nach **Venedig** gehen würde, und daß er ſchon vom Senat die Erlaubniß erhalten habe, ſich auf einige Tage von **Mailand** zu entfernen.

Er hatte einen Sekretär, einen gebornen Mailänder, allein ſie ſtanden ſich nicht gut zuſammen. Der Sekretär war empfindlich, und der Miniſter hitzig, und heftigen Aufwallungen von böſer Laune

unterworfen. Er erzeigte mir die Ehre, mir verſchiedene Commiſſionen aufzutragen, und da man eben damals anfing den Ausbruch eines Krieges zu fürchten, der auch die Lombardey intereſſiren konnte, ſo bat er mich, daß ich ihm alle Tage einmal ſchreiben, und auf alles, was vorging, ein wachſames Auge haben möchte. Dieß hieß eigentlich die Rechte eines Sekretärs uſurpiren, allein ich durfte mich nicht weigern: der Miniſter war nicht gewohnt Gründe anzunehmen.

Ich richtete alle dieſe Aufträge nach meinem beſten Vermögen aus, vergaß aber auch zu gleicher Zeit nicht, die Arbeit, die ich auf Ehre verſprochen hatte, vorzunehmen.

In wenig Tagen war der erſte Akt fertig. Ich theilte ihn dem Caſali mit, der entzückt darüber war, und der ihn gern auf der Stelle kopirt hätte: es ereigneten ſich aber zwey Vorfälle auf einmal, von welchen der erſte mich ſehr nachläſſig in meiner Arbeit, und der zweite mir auf lange Zeit alle Arbeit vergeſſen machte.

Dreißigſtes Kapitel.

Begegnung einer Venetianerin. Mailand wird von den Soldaten des Königs von Sardinien überrumpelt. Meine Verlegenheit wegen des Kriegs und der Venetianerin. Rückkunft des venetianiſchen Reſidenten nach Mailand. Seine und meine Abreiſe nach Crema.

Ich ging eines Tages mit dem Herrn Carrara, einem bergameſiſchen Edelmanne, meinem vertrauten Freunde, nach der Seite von Porta Roſa zu auf dem Felde ſpatzieren, wo wir endlich in dem berühmten Gaſthofe de la Cazzola (zur Küchenlampe) einſprachen. Die Mailänder ſprechen es Cazzeura aus, denn die Lombarden haben den Diphtong eu, wie die Franzoſen, und ſprechen ihn auch eben ſo aus.

In Mailand macht man keine Promenaden-partie, noch ſonſt eine Partie von anderer Art, wobey nicht von Eſſen die Rede wäre. Im Schauſpiel, bey Spielaſſembleen, bey Familien-zuſammenkünften, bey kleinen Luſtreiſen, Proceſſionen, ja ſelbſt bey gelehrten Verſammlungen, mit Einem Worte, allenthalben wird gegeſſen. Deswegen nennen auch die Florentiner, die größ-

tentheils ſehr mäßige und ökonomiſche Leute ſind, die Mailänder **lombardiſche Wölfe.**

Wir beſtellten uns alſo auch ein kleines Veſperbrodt von Polpettino (**Klöschen von gehackten Fleiſch**), kleinen Vögeln und Krebſen, und gingen einſtweilen, bis das Eſſen fertig ſeyn würde, im Garten herum.

Auf dem Rückwege aus dem Garten gingen wir vor der Küche vorbey, wo ich an einem Gitterfenſter im erſten Stockwerke ein artiges Geſichtchen erblickte, das ſich ſtellte, als wollte es ſich hinter dem Vorhange verſtecken. Ich erkundigte mich nach dieſer Perſon, die aber der Wirth nicht kannte. Vor drey Tagen war ſie mit einem ſtattlichen Manne auf der Poſt angekommen. Dieſer Mann war den folgenden Morgen verſchwunden, und hatte ſich nicht wieder ſehen laſſen. Man ſah ihr den Kummer an, und hielt ſie für eine Venetianerin.

Jung, artig, eine Venetianerin, und traurig! „Kommen Sie," ſagte ich zu meinem Begleiter, „wir müſſen Sie tröſten." Ich gehe die Treppe hinauf, **Carrara** folgt mir. Ich klopfe an, die Schöne will nicht aufmachen. Ich ſpreche Venetianiſch, und gebe mich als eine Perſon aus dem Hauſe des venetianiſchen Reſidenten

zu erkennen. Nunmehr öffnet ſie beide Flügel, und empfängt mich ganz troſtlos und in Thränen ſchwimmend.

Welch ein auffallendes, anziehendes Schauſpiel! Eine artige Frau in Thränen hat Anſprüche auf ein fühlendes Herz. Ich theilte ihren Kummer; ich that mein möglichſtes, ſie zu tröſten, und mein Freund Carrara — lachte. Der harte Mann! Wie war es ihm möglich zu lachen? Mein Herz war von Wachs, und ſchmolz jeden Augenblick mehr.

Endlich glückte es mir, den Thränen meiner reizenden Landsmännin Einhalt zu thun, und ſie zum Reden zu bringen. Sie wäre, erzählte ſie mir, ein Mädchen aus einer ſehr guten Familie in Venedig: ſie hätte ſich in einen Mann weit über ihren Stand verliebt, und ſich mit der Hofnung geſchmeichelt, ſeine Gattin zu werden. Allein nicht mehr als alles habe ſich ihren Wünſchen entgegen geſezt, und ſie genöthigt, außer Landes zu gehen.

Die Schöne hatte einen Onkel mütterlicher Seite zu ihrem Vertrauten gemacht, und dieſer war ſchwach genug geweſen, ſie in ihren Planen zu unterſtützen. Sie hatten alle drey die Flucht ergriffen, und den Weg nach Mailand über

Crema genommen. Man hatte ihnen nachgeſezt, und ſie in dieſer Stadt erreicht. Der Onkel war arretirt und ins Gefångniß geworfen worden; die beiden Geliebten aber waren ſo glücklich zu entkommen. Sie hatten **Mailand** erreicht, und ſich in den Gaſthof, wo wir uns befanden, einquartiert. Ihr Geliebter war den Morgen in aller Frühe ausgegangen, um ein Quartier in der Stadt zu ſuchen, und noch nicht zurück gekommen. Schon ſeit drey Tagen war das arme Mådchen allein, und verzweifelte ihren Råuber, ihren ſchåndlichen Verführer jemals wieder zu ſehn. Die verdoppelten Thrånen und Seufzer dieſer ſchmachtenden Schönheit vollendeten die Erzåhlung, und brachten meine Rührung auf den Gipfel.

Carrara, der nicht mehr lachte, ſondern ſich årgerte, daß dieſer weinerliche Auftritt, der kein Ende nehmen wollte, uns von unſerer Collation abhielt, that mir ſehr pathetiſche Vorſtellungen über ſeinen Appetit. Mein Herz erlaubte mir nicht, meine Landsmånnin zu verlaſſen, ohne weitere Abrede mit ihr genommen zu haben. Um aber zugleich auch meinen Nåſcher zu befriedigen, erſuchte ich ſie, zu erlauben, daß wir unſre Collation auf ihr Zimmer dürften bringen laſſen.

Dieſe Erlaubniß ward nicht verweigert, und man trug uns auf.

Ueber Tiſche ſezte ich die Unterhaltung mit der Demoiſelle fort. Carrara aß ununterbrochen, und machte ſich über mich luſtig.

Es fing an dunkel zu werden, und wir mußten auf den Rückweg denken. Ich nahm Abſchied von meiner ſchönen Landsmännin, und verſprach ihr, ſie den folgenden Tag wieder zu beſuchen. Ich wünſchte ihr auf eine ſehr zärtliche Art gute Nacht, und bat ſie, mir ihren Namen zu entdecken. Sie ſchien erſt einige Schwierigkeiten machen zu wollen, endlich aber ſagte ſie mir doch ins Ohr, ſie hieße **Margaretha Biondi**. Wie ich in der Folge erfuhr, hieß ſie weder **Margaretha** noch **Biondi**, und war weder Nichte noch Mammſel: aber ſie war jung, artig, und liebenswürdig: ſie ſah ganz wie ein ehrliches Mädchen aus, und ich war leichtgläubig. Konnte ich ſie ſo in ihrem Kummer und in ihrer Betrübniß verlaſſen?

Carrara höhnte und ſpottete mich auf dem Rückwege nach der Stadt wacker aus; dieß hinderte mich aber nicht, der ſchönen Fremden Wort zu halten. Ich miethete ein artiges möblirtes Quartier auf dem Waffenplatze für ſie, aß den fol-

genden Tag mit ihr zu Mittag, und brachte ſie hierauf in einem ſchönen Wagen in ihre neue Wohnung. Sie bat mich, mich für ihren Onkel zu intereſſiren, ihn aus dem Gefängniſſe zu befreyen, mit dem Reſidenten nach ſeiner Zurückkunft von der Sache zu ſprechen, und ihn zu bewegen, ſie mit ihren Aeltern wieder auszuſöhnen. Was hätte ich über das Herz bringen können, ihr abzuſchlagen? Ich beſuchte ſie ſehr fleißig, und ihr Umgang ſchien mir alle Tage anziehender zu werden.

Ich war ohnehin ziemlich mit meiner Lage zufrieden, dieſer Vorfall machte mir ſie nun noch um vieles angenehmer. Allein ich war nicht dazu gemacht, irgend ein Glück lange Zeit zu genießen. Freude und Verdruß wechſelten ſchnell bey mir, und der Tag, wo ich mein Glück am lebhafteſten fühlte, war faſt immer der Vortag einer unangenehmen Begebenheit.

So kam auch jezt mein Bedienter an einem Morgen ganz früh in mein Zimmer, und öffnete meine Bettvorhänge. Er ſah, daß ich munter war, und ſagte: „Ach, Herr, ich habe Ihnen „eine große Neuigkeit zu melden. Funfzehntau„ſend Savoyarden, zu Fuß und zu Pferde, ha„ben eben die Stadt eingenommen, und ſchwa-

„droniren auf dem großen Platze vor der Cathe„dralkirche herum.“

Ganz erſtaunt über dieſe unerwartete Neuigkeit, that ich hundert Fragen an meinen Bedienten, der aber nichts weiter wußte. Ich kleidete mich alſo in der größten Geſchwindigkeit an, und ging auf ein Kaffeehaus. Hier erzählten zehn Perſonen auf einmal, jeder wollte der erſte ſeyn, mich von dem Vorfalle zu benachrichtigen. In Nebendingen ſtimmten ſie zwar nicht überein, die Hauptſache aber war folgende:

Dieſer Auftritt war der Anfang des Kriegs von 1733, den man den Krieg des Don Carlos nennt Der König von Sardinien erklärte ſich für dieſen Prinzen, und vereinigte ſeine Waffen mit den Waffen von Frankreich und Spanien gegen das Haus Oeſterreich. Die Savoyarden, welche die Nacht hindurch marſchirt waren, kamen mit Tagesanbruch vor den Thoren von Mailand an. Der General forderte die Schlüſſel der Stadt. Mailand iſt zu groß, um ſich vertheidigen zu können; die Schlüſſel wurden alſo ausgeliefert.

Ohne die Sache genauer zu unterſuchen, glaubte ich nun genug zu wiſſen, um meinem Reſidenten davon Nachricht zu geben. Ich ging

alſo nach Hauſe, ſchrieb, und ſchickte einen Expreſſen nach Venedig. Drey Tage darauf kam der Reſident nach Mailand zurück.

Während dieſer Zeit kamen auch die franzöſiſchen Truppen, vereinigten ſich mit den Sardiniern, ihren Bundsgenoſſen, und bildeten zuſammen die fürchterliche Armee, welche die Italiener l'armata dei Gallo-Sardi (das vereinigte franzöſiſch-ſardiniſche Heer) nannten.

Die Alliirten trafen nun Anſtalt, das Schloß von Mailand anzugreifen, und machten die Approſchen, um die Citadelle beſchießen zu können. Wer auf dem Waffenplaz wohnte, war gezwungen auszuziehen. Meine arme Venetianerin, die mit darunter gehörte, gab mir von ihrer Verlegenheit Nachricht. Ich eilte auf der Stelle herbey, half ihr geſchwind ausräumen, und mußte ſie, da ich ſie in keinem Gaſthofe laſſen mochte, einem genueſiſchen Kaufmanne anvertrauen, wo ich ſie nicht anders, als mitten unter einer zahlreichen und ſehr zurückhaltenden Familie ſehen konnte.

Die Belagerer öffneten die Trenſcheen, und machten ihren bedeckten Weg. Die Belagerung ward ſehr heftig betrieben; die Batterien ſpielten Tag und Nacht. Die Kanonen aus der Citadelle antworteten, und die übel gerichteten Bom-

ben beſuchten uns bisweilen mitten in der Stadt.

Ein Courier von der Republik **Venedig** brachte einige Tage nachher meinem Reſidenten einen Brief vom Doge auf Pergament geſchrieben, mit einem bleyernen Siegel, und dem Befehl, **Mailand** zu verlaſſen, und den Krieg hindurch ſeinen Aufenthalt in **Crema** zu nehmen.

Der Reſident gab mir gleich Nachricht hievon. Er benutzte dieſe Gelegenheit, ſich ſeinen Sekretär, den er nicht leiden konnte, vom Halſe zu ſchaffen, und mir dieſen ehrenvollen und einträglichen Poſten zu übertragen. Er befahl mir, mich für den folgenden Tag fertig zu halten. Da wir während unſerer Abweſenheit in **Mailand** einen Correſpondenten haben mußten, ſo ſchlug ich meinen Freund **Carrara** hierzu vor. Der Miniſter war damit zufrieden, und ließ ihn in ſeinen Palaſt ziehen.

Mein Paket war bald gemacht, und meine Papiere zuſammen geraſſt. Hierauf nahm ich von der ſchönen Venetianerin Abſchied, die ſich fürchtete, weinte und verzweifelte. Sie empfahl mir ihren Onkel, der noch in **Crema** im Gefängniß lag. Ich gab mir Mühe ſie zu tröſten, und

ihr und ihrem Wirthe Geld. Faſt ſchien es, als ob dieſe Handlung etwas zu ihrer Beruhigung beytrüge. Wir umarmten uns, und ich verließ ſie. Den folgenden Tag reiſte ich mit meinem Miniſter ab.

Mein erſter Weg in Crema war nach dem Gefängniß. Ich fragte nach dem Herrn Leopold Scacciati, ſo hieß der erwähnte Onkel. Ich fand ihn nicht mehr. Mein Vorwort hatte ſeine Freylaſſung beſchleunigt. Er hatte den Tag vor meiner Ankunſt Crema verlaſſen, und war nach Mailand abgegangen.

Wie, dachte ich, wie will der Mann, der ſich von meiner Abreiſe aus Mailand nichts träumen läßt, Mammſel Biondi in einer ſo weiten und volkreichen Gegend wiederfinden? Dieſer Gedanke beunruhigte mich ſehr. Ich ſchrieb an den genueſiſchen Kaufmann und an Herrn Carrara. Hier iſt die Antwort dieſes leztern.

„Ihr Leopold Scacciati iſt in Mailand „angekommen, und hat Sie im Palaſt aufgeſucht. „Der Thürſteher hat ihn zu mir geſchickt, und ich „habe mit ihm geſprochen. Er verlangte ſeine „Nichte zurück, ich führte ihn alſo zu dem Genueſer, und glaube Ihnen dadurch einen Dienſt erwieſen zu haben, daß ich ihm dieſes Mädchen

„überließ, das Ihnen zur Laſt, und der Mühe „nicht werth war.“

In der Entfernung von dem bezaubernden Gegenſtande fiel es mir viel leichter, zu geſtehen, daß mein Freund recht gethan habe. Weder die Mammſel noch ihr Onkel ließen das geringſte von ſich hören. Dieſe Undankbarkeit afficirte mich, aber auch nur ſehr wenig. Ich vergaß beide, und beſtrebte mich dafür, die Pflichten meines Poſtens auf das genaueſte zu erfüllen.

Einunddreißigſtes Kapitel.

Uebergabe des Schloſſes von Mailand. Belagerung von Pizzighetone. Waffenſtillſtand. Uebergabe des Platzes. Neue Beſchäftigung mit theatraliſchen Arbeiten. Ungelegener Beſuch. Bruch zwiſchen dem Miniſter und mir.

Crema iſt eine Stadt, die der Republik Venedig gehört, von einem venetianiſchen Nobile unter dem Titel eines Podeſta regiert wird, zwanzig Meilen von der Hauptſtadt und fünfthalb Meilen von Mailand liegt.

Der venetianiſche Reſident war im Stande, in dieſer Stadt die Unternehmungen und Abſichten der kriegführenden Mächte zu beobachten, ohne die Republik, die neutral blieb, und die neuen Herrn von Mailand nicht anerkennen konnte, zu compromittiren.

Doch war mein Miniſter nicht allein mit dieſem Auftrage verſehen; man hatte von Venedig zu gleicher Zeit in dieſelbe Stadt einen Senator mit dem Titel eines außerordentlichen Provveditore geſandt. Dieſe beeiferten ſich beide um die Wette, ſich Correſpondenten zu verſchaffen, und

dem Senat die neueſten und ſicherſten Nachrichten zu ſchicken.

Wir für unſern Theil bekamen aus **Mailand**, **Turin**, **Breſcia**, und allen dazwiſchen liegenden Orten, wo von Truppendurchmarſch, von Fouragirung und Magazinen die Rede war, täglich zehn, zwölf, bis zwanzig Briefe. Mein Geſchäfte war es nun, dieſe Briefe zu öffnen, zu vergleichen, und aus den einſtimmigſten und am meiſten bewieſenen Nachrichten eine Depeſche zuſammen zu ſetzen.

Mein Miniſter bekam hierauf meine Arbeit in die Hände, las davon aus, machte Bemerkungen, ſtellte Betrachtungen an, und ſo fertigten wir oft an Einem Tage vier Staffetten nach der Hauptſtadt ab.

Dieſe Uebung beſchäftigte mich ſehr, es iſt wahr, aber ſie machte mir zu gleicher Zeit unendlich viel Vergnügen. Ich erwarb mir Kenntniſſe in der Politik und Diplomatik, die mir ſehr nützlich wurden, als ich vier Jahre hernach zum genueſiſchen Conſul in **Venedig** ernannt ward.

Nachdem die Belagerung zwanzig Tage gedauert, und die Breſche vier Tage offen geweſen war, mußte die Beſatzung im Schloß von **Mailand** capituliren und ſich ergeben; doch erhielt ſie

freyen

freyen Abzug mit allen militäriſchen Ehrenbezeigungen, mit klingendem Spiele, fliegenden Fahnen und bedeckten Wagen nach **Mantua**, wo der Verſammlungsplatz der Deutſchen war, die noch nicht Mannſchaft genug zuſammen gezogen hatten, um ſich den Fortſchritten ihrer Feinde widerſetzen zu können.

Die vereinigten Armeen benutzten indeß die günſtige Zeit, und belagerten zwey Tage darauf **Pizzighetone**, eine kleine cremoneſiſche Gränzſtadt, am Zuſammenfluß des **Serio** und der **Ada**, die ſehr gut befeſtigt, und mit einer anſehnlichen Citadelle verſehen iſt.

Das Kriegstheater hatte ſich nunmehr der Stadt **Crema** ſehr genähert, ſo daß wir noch leichter Neuigkeiten haben, und ſelbſt die Kanonenſchüſſe ganz deutlich unterſcheiden konnten. Die Feindſeligkeiten wurden indeß nicht lange fortgeſezt: denn die Deutſchen, die Befehle aus **Wien** oder **Mantua** erwarteten, hielten um einen Waffenſtillſtand von drey Tagen an, der ihnen auch ohne Schwierigkeit bewilligt ward.

Ich wurde bey dieſer Gelegenheit als ein ehrenhafter Spion in das Lager der Alliirten geſchickt. Kaum iſt es möglich, ein treffendes Gemälde von dem auffallenden Anblicke eines Lagers

zur Zeit eines Waffenſtillſtandes zu entwerfen. Es iſt das glänzendſte Feſt, das merkwürdigſte Schauſpiel, das man ſich denken kann.

Eine Brücke, die über die Breſche aufgeſchlagen wurde, verſchaffte eine Communication zwiſchen den Belagerern und den Belagerten. Allenthalben ſah man Tafeln aufgeſtellt, die Offiziers bewirtheten ſich gegenſeits. Von innen und außen gab man unter Zelten oder Lauben, Bälle, Feſtins und Concerte. Aus der ganzen Gegend ſtrömte alles zu Fuß, zu Pferd, und in Wagen, und von allen Seiten brachte man Lebensmittel herbey. Nach Einem Augenblicke ſchien der Ueberfluß hier ſeinen Sitz zu haben. Auch Charlatans und Voltigeurs ermangelten nicht, ſich einzufinden. Das Ganze glich einem reizenden Jahrmarkte; mit Einem Worte, es war ein herrlicher Aufenthalt.

Ich genoß dieſes Vergnügen täglich einige Stunden. Den dritten Tag ſah ich die deutſche Beſatzung mit eben den Ehrenbezeigungen, als der Beſatzung in Mailand zugeſtanden worden waren, ausziehen. Es machte mir Spaß, franzöſiſche und piemonteſiſche Soldaten hinter ihren Fahnen aus dem Platze kommen, ſich in die Glieder ihrer Landsleute verſtecken, und ungeſtraft ausreißen zu ſehen.

Den Abend nach meiner Rückkunft ſtattete ich meinem Miniſter Bericht von dem ab, was ich geſehen und gehört hatte. Ich konnte ihm, nach den Unterredungen, die ich mit den Offizieren gehabt hatte, verſichern, daß die vereinigten Armeen in den Herzogthümern Parma und Piacenza ein Lager beziehen würden, um ſie vor den Einfällen zu ſchützen, die man von Seiten der Deutſchen befürchten mußte.

Der Erfolg entſprach den Nachrichten, die man mir gegeben hatte. Die Alliirten zogen ſich nach und nach aus Cremona zurück, und ſezten ſich in der Gegend um Parma feſt, wo die verwittwete Herzogin, an der Spitze des Miniſteriums, ihre Staaten regierte.

Die Entfernung der Truppen verminderte meine Arbeit um vieles, und ließ mir Zeit zu angenehmern Beſchäftigungen. Ich nahm meinen Beliſar wieder vor, arbeitete mit Eifer und Intereſſe daran, und zog nicht eher die Hand davon ab, als ich glaubte, daß er vollendet wäre, und ich zufrieden damit ſeyn könnte.

Um dieſe Zeit erhielt ich von meinem Bruder, der, nach dem Tode des Herrn Viſinoni, die venetianiſchen Dienſte verließ, und in der Hofnung, von dem Herzog angeſtellt zu werden, nach

Modena ging, aber von dieſer Seite nichts erhalten konnte, einen Beſuch. Ich nahm ihn freundſchaftlich auf, und ſtellte ihn dem Herrn Reſidenten vor. Der Miniſter gab ihm die Stelle als Geſellſchafter, die ich erſt gehabt hatte: allein war der eine ein hitziger Kopf, ſo war der andere gar ein Feuerbrand, und ſie konnten ſich durchaus nicht vertragen. Der Herr Reſident dankte meinem Bruder für ſeine Geſellſchaft, und dieſer verließ ihn mit ſehr übler Laune.

Die ſchlimme Aufführung meines Bruders ſchadete mir viel bey dem Miniſter. Seit dieſer Zeit behandelte er mich weder mit der vorigen Güte, noch mit der vorigen Freundſchaft. Ein tartüffiſcher Dominikaner hatte ſein Zutrauen erſchlichen, und ſchon ſo viel erhalten, daß er, wenn ich nicht zu Hauſe war, nach den Dictaten des Miniſters arbeitete. Alles das hatte mich ſchon verdrüßlich gemacht. Mein Vorgeſezter und ich waren nunmehr zwey Leute, die einander gleich ſehr ſatt hatten, und der Vorfall, den ich eben erzählen will, bewirkte einen gänzlichen Bruch zwiſchen uns.

Ich war eines Tages auf meinem Zimmer, als man einen Fremden meldete, der mich zu ſprechen verlange. Ich ließ ihn hereinkommen, und

erblickte einen kleinen, magern, hinkenden, ziemlich ſchlecht gekleideten Menſchen, mit einer etwas zweydeutigen Phyſiognomie. Ich fragte nach ſeinem Namen. „Mein Herr," antwortete er, „ich bin Ihr Diener **Leopold Scacciati.**" — „Aha, Herr Scacciati?" — „Ja, mein „Herr, derſelbe, den Sie ſo großmüthig in Ihren Schutz genommen, und aus dem Gefängniſſe „geholfen haben." — „Und wo kommen Sie jezt „her? — „Von **Mailand**, mein Herr." — „Wie befindet ſich Ihre Mammſel Nichte?" — „Wohl, recht ſehr wohl. Sie werden ſie ſelbſt „ſehen." — „Sehen? Wo iſt ſie denn?" — „Hier?" — „Iſt hier?" — „Ja, im Gaſthof „zum Hirſch, wo ſie Sie erwartet. Sie läßt Sie „bitten, dieſen Mittag mit ihr vorlieb zu nehmen." — „Sachte, Herr Scacciati. Was haben Sie „denn aber ſo lange Zeit in **Mailand** getrieben?" — „Ich kannte viele von den Herren Offizieren, „die mir die Ehre erwieſen und mich beſuchten." — „Sie beſuchten?" — „Ja, mein Herr." — „Und Mammſel = =" — „Machte die Honneurs „von der Tafel." — „Nur von der Tafel? = =“

Ein Bedienter unterbrach hier die Unterredung, die ich gern länger fortgeſezt hätte, und

ſagte mir, daß mich der Miniſter zu ſprechen verlange. Ich bat den Herrn Scacciati, da zu bleiben und meine Rückkunſt zu erwarten. Ich ging in das Zimmer des Reſidenten, der mir ein Manuſcript zu kopiren gab. Es war das Manifeſt des Königs von Sardinien, mit den Gründen, die ihn bewogen hätten, auf die Seite der Franzoſen zu treten. Es war für den Augenblick eine Koſtbarkeit, denn das Original befand ſich noch in Turin unter der Preſſe. Das Manuſcript ſollte alſo kopirt und nach **Venedig** geſchickt werden.

Der Miniſter ſpeiſte dieſen Tag weder Mittags noch Abends zu Hauſe. Er befahl mir, ihm das Manuſcript und die Kopie am folgenden Morgen bey ſeinem Erwachen zu bringen, der Heft war ſtark und ſchlecht geſchrieben, allein die Sache war eilig und mußte fertig werden. Ich ging alſo auf mein Zimmer, wo ich dem Herrn Scacciati ſagte, daß ich dieſen Mittag nicht in der Stadt eſſen könne, daß ich aber dieſen Abend, ſobald als möglich, ſeine Nichte beſuchen würde. Er ſagte, die Mammſel würde bis dahin nicht mehr in **Crema** ſeyn. Ich wiederholte meine Worte mit einem etwas ungeduldigen Tone, und das hinkende Männchen machte einen höflichen Seitenſprung und entfernte ſich.

Ich machte mich unverzüglich an die Arbeit. Mein Mittagseſſen beſtand aus einer Taſſe Chokolade. Ich arbeitete bis neun Uhr Abends; wurde fertig, ſchloß die beiden Kopien in meinen Schreibſchrank, und ging in den Gaſthof zum Hirſch. Hier fand ich die ſchöne Venetianerin bey einer Partie Pharao unter vier Herren ſitzen, die ich nicht kannte. Wie ich hereintrat legte man die Karten hin, ſtand auf, empfing mich mit vieler Höflichkeit, ließ das Abendeſſen auftragen, und gab mir den Ehrenplatz neben der Mammſel. Ich hatte einen wüthenden Hunger und aß für zehne.

Nach geendigter Mahlzeit ſezte man ſich wieder zum Spiel. Ich ſezte, gewann, und wollte nicht zuerſt abbrechen. So ging die ganze Nacht unter Spielen hin. Ich ſah nach der Uhr: es war ſieben Uhr Morgens. Ich gewann immer fort, aber länger konnte ich nicht bleiben. Ich entſchuldigte mich bey der Geſellſchaft, und ging hinweg.

Vier Schritte vor dem Gaſthofe begegnete ich einem von unſern Bedienten. Er ſagte mir, daß mich der Herr Reſident allenthalben habe ſu-

chen laſſen: er wäre ſchon früh um fünf Uhr aufgeſtanden, hätte mich rufen laſſen und erfahren, daß ich die Nacht außer dem Hauſe geſchlafen. Dieß hätte ihn außer aller Faſſung gebracht.

Ich eilte nach Hauſe, nach meinem Zimmer, nahm die beiden Hefte und brachte ſie dem Miniſter. Er empfing mich ſehr übel, ja er äußerte ſogar den Argwohn, als ob ich das Manifeſt des Königs von Sardinien dem außerordentlichen Proveditore mitgetheilt habe.

Dieſe Beſchuldigung beleidigte und ärgerte mich. Es entfuhren mir, wider meine Gewohnheit, einige heftige Ausdrücke. Er drohte mir, mich arretiren zu laſſen. Ich verließ das Haus und nahm meine Zuflucht zu dem Biſchof der Stadt. Dieſer nahm ſich meiner an, und verſprach mir, mich mit dem Reſidenten wieder auszuſöhnen. Allein ich dankte ihm, mein Entſchluß war gefaßt: ich wollte mich nur erſt rechtfertigen, und dann fort.

Unterdeſſen hatte der Reſident ſich erkundigt, wo ich meine Nacht zugebracht hatte. Er ſah ſeinen Irrthum ein, allein ich hatte keine Luſt, mich von neuem ähnlichen Unannehmlichkeiten auszuſetzen, und bat um Erlaubniß, mich ent-

fernen zu dürfen. Ich erhielt ſie und ging zu dem Miniſter, mich bey ihm zu entſchuldigen, und ihm zu danken. Hierauf machte ich mein Paket, miethete ein Fuhrwerk nach Modena, wo meine Mutter noch wohnte, und ging nach drey Tagen dahin ab.

Zweyunddreißigſtes Kapitel.

Meine Ankunft in Parma. Fürchterlicher Schrecken der Parmeſaner. Schlacht bey Parma 1733. Tod des deutſchen Generals. Anblick des Lagers nach der Schlacht. Veränderter Weg. Verdrüßlicher Zufall für mich.

Am 28ſten Junius, den Abend vor dem St. Peterstage 1733, dieſem für Parma ſo merkwürdigen Tage, langte ich in dieſer Stadt an, und nahm mein Quartier all' oſteria del Gallo. (im Gaſthof zum Hahn.)

Am folgenden Morgen weckte mich ein wildes Getöſe. Ich ſtieg aus dem Bette, trat an das Fenſter und ſah die Straße voller Menſchen, die da, dorthin liefen, gegen einander rennten, weinten, ſchrien und wehklagten: Weiber, die ihre Kinder auf den Armen trugen, andere die ſie auf dem Pflaſter hinter ſich her zogen. Ich ſah Männer, die Reſſe, Körbe, Pakete und Koffer trugen: Greiſe, die zu Boden ſanken, Kranke im Hemde, Karren, die umgeſtürzt wurden, Pferde die durchgingen. Was bedeutet das? ſagte ich, Iſt das Ende der Welt vorhanden?

Ich zog meinen Oberrock über das Hemd, ſtieg die Treppe herab und trat in die Küche. Ich

frage, erkundige mich, niemand aber will mir antworten. Der Wirth ſuchte ſein Silberwerk zuſammen: ſeine Frau mit zerſtreuten Haren, trug einen kleinen Koffer in den Händen und ihre Kleider in der Schürze. Ich redete ſie an, ſie ſchleuderte mich aber gegen die Thüre und lief eilig davon. Was giebt es denn? was giebt es denn? fragte ich jedermann, der mir begegnete. Endlich erblickte ich am Eingange des Stalles einen Mann, den ich für meinen Fuhrmann erkannte. Ich ging zu ihm hin und erfuhr was ich wiſſen wollte.

„Die ganze Stadt, Herr,“ ſagte er, iſt in „Schrecken, und wahrlich nicht umſonſt. Die „Deutſchen ſind vor den Stadtthoren; wenn ſie „eindringen, iſt die Plünderung gewiß. Jedermann rettet ſich in die Kirchen: jeder ſucht ſeine „Habſeligkeiten unter den Schutz Gottes zu bringen.“ „Wie,“ ſagte ich ihm, „haben die Soldaten bey ſolchen Gelegenheiten Zeit, Betrachtungen anzuſtellen? Ueberdieß, ſind die Deutſchen „alle Katholiken?“

Während ich ſo mit meinem Fuhrmann ſchwazte, veränderte ſich die Scene auf einmal. Man hörte lautes Freudengeſchrey, alle Glocken läuteten, und Petarden wurden losgebrannt. Jedermann kam

nun wieder aus der Kirche, und brachte ſeine Sachen mit ſich zurück. Man ſuchte, begegnete, umarmte ſich. Der Grund dieſer Aendrung? Er lag hierin:

Ein doppelter Spion, der ſowohl im Solde der Alliirten als der Deutſchen ſtand, war vergangene Nacht im Lager der erſtern, im Dorfe Sanct Peter, eine Stunde von der Stadt, geweſen, und hatte die Nachricht gebracht, daß ein Detaſchement deutſcher Truppen dieſen Tag in der Gegend um Parma auf Fouragirung ausgehen, und zugleich einen Verſuch auf die Stadt wagen ſollte.

Der Marſchall von Coigny, der damals die Armee commandirte, ließ ein Detaſchement von zwey Regimentern, Picardie und Champagne, ihnen entgegen marſchiren, um ſie aufzuſuchen. Dieſem braven General fehlte es niemals weder an Vorſicht noch an Wachſamkeit; er ließ deshalb den Spion, in welchen er einiges Mißtrauen ſezte, in Verhaft nehmen, und die ganze Armee unter Waffen treten.

Herr von Coigny betrog ſich nicht. Die beiden Regimenter näherten ſich den Stadtwällen, und entdeckten die deutſche Armee, die aus vierzigtau-

ſend Mann mit zehn Feldſtücken beſtand, und von dem Marſchall de Mercy angeführt wurde.

Die Franzoſen marſchirten auf der Heerſtraße, die von breiten Gräben umgeben war, und konnten nicht zurückweichen. Sie rückten muthig vorwärts, wurden aber faſt ſämtlich durch die feindliche Artillerie niedergeworfen.

Dieß war für den franzöſiſchen Befehlshaber das Signal, daß er überliſtet war. Der Spion wurde auf der Stelle gehängt, die Armee ſezte ſich mit verdoppeltem Schritt in Marſch. Der Weg war zu ſchmal; die Cavallerie konnte nicht vorrücken, die Infanterie feuerte ſo nachdrücklich auf den Feind, daß ſie ihn nöthigte, ſich zurück zu ziehen. In dieſem Augenblick verwandelte ſich die Furcht der Parmeſaner in Freude.

Die ganze Stadt lief nun auf die Wälle: ich lief auch dahin. Man kann keine Schlacht näher ſehen: der Rauch verhinderte uns oft die Gegenſtände zu unterſcheiden, doch war das Ganze immer ein ſeltner Anblick, deſſen ſich nur wenige Menſchen genoſſen zu haben rühmen können.

Das beſtändige Feuer dauerte neun Stunden ununterbrochen fort. Die Nacht trennte die beiden Heere. Die Deutſchen zerſtreuten ſich in den

Bergen um Regio, und die Franzoſen blieben Meiſter vom Schlachtfeld.

Am folgenden Tage ſah ich den Marſchall de Mercy, der in der Hitze des Treffens getödtet worden war, auf einem Trageſtuhl nach Parma bringen. Dieſer General ward, ſo wie der Prinz von Würtemberg, der gleiches Schickſal gehabt hatte, einbalſamirt und dann nach Deutſchland geſchickt.

Ein noch weit ſchrecklicheres und ekelhafteres Schauſpiel bot ſich am folgenden Nachmittag meinen Augen dar. Ich meyne die todten Körper, die man die Nacht über geplündert hatte, und deren Zahl man auf 25,000 Mann angab. Sie lagen nakt und verſtümmelt da: man ſah einzele Arme, Füße, und Gehirn und Blut überall. Welch ein mörderiſcher Tag!

Die Parmeſaner fürchteten, bey der Schwierigkeit, alle dieſe Leichname zu begraben, eine Anſteckung der Luft: die Republik Venedig aber, deren Gebiet nahe liegt, und die alſo auch dabey intereſſirt war, die Luft rein zu erhalten, gab eine Menge Kalk her, ſo daß alle dieſe todten Körper bald genug von der Oberfläche der Erde verſchwanden.

Den dritten Tag nach der Schlacht wollte ich meinen Weg nach Modena fortſetzen. Mein Fuhrmann aber hatte erfahren, daß die Wege von dieſer Seite, wegen der unaufhörlichen Streifereyen der Truppen von beiden Seiten, ganz ungangbar wären. Er ſezte hinzu, daß, wenn ich nach Mailand, ſeiner Vaterſtadt, zu gehen geſonnen ſey, er mich ſelbſt dahin bringen wolle; wenn ich hingegen nach Breſcia dächte, ſo kenne er einen von ſeinen Kameraden, der mit einem Abbe', mit dem ich die Reiſe zuſammen machen könne, dahin abginge.

Ich nahm dieſen lezten Vorſchlag an. Breſcia ſtand mir mehr an, und ich reiſte den folgenden Tag mit dem Abt Garoffini, einem jungen geſchickten Mann, und großen Liebhaber von Schauſpielen, dahin ab.

Wir ſprachen unterwegs viel zuſammen, und da ich auch von der Autorſeuche angeſteckt war, ſo unterließ ich nicht meines Beliſars zu erwähnen. Der Herr Abbe' ſchien begierig, ihn zu hören, und ſo holte ich ihn bey dem erſten Mittagseſſen aus meinem Koffer und fing die Vorleſung an.

Ich hatte noch nicht den erſten Akt vollendet, als der Fuhrmann kam, und uns nöthigte einzuſteigen. Der Herr Abbe' war verdrüßlich darüber,

denn er hatte einigen Antheil an dem Stücke genommen. „Kommen Sie,“ ſagte ich, „ich kann „in dem Wagen ſo gut leſen, wie hier.“ Wir nahmen alſo wieder Plaz in der Chaiſe, und da die Lohnkutſcher immer im Schritt fahren, ſo ſezte ich meine Vorleſung ohne die geringſte Unbequemlichkeit fort.

Indeß wir beide ſo beſchäftigt waren, hielt der Wagen auf einmal ſtille. Fünf Kerle mit Schnurrbärten, in Militäruniform, mit bloßen Säbeln in der Hand, befahlen uns, abzuſteigen. Was konnten wir gegen die unbeſchränkten Befehle dieſer Herren thun? Ich ſtieg alſo auf der einen, und der Abbe' auf der andern Seite aus. Einer von ihnen foderte meine Börſe, die ich ihm gebe, ohne mich weiter bitten zu laſſen. Ein anderer bemächtigt ſich meiner Uhr, ein dritter ſucht in meinen Taſchen, und zieht meine Doſe heraus, die aber nur von Schildkrot war. Zwey andere nahmen mit dem Abbe' ein gleiches vor, alsdann fielen ſie alle fünfe über unſre Koffer und Pakete her.

Sobald der Kutſcher ſeinen Wagen ledig ſah, jagte er mit ſeinen Pferden im Galopp davon, und auch ich fand nicht für gut, mich länger hier zu verweilen. Ich ſprang über einen breiten Graben,

ben, lief querfeld ein, und war noch immer nicht außer Furcht, das Lumpengeſindel möchte auch noch nach meinem Oberrock, meinem Kleide, meinen Hoſen und meinem Leben Luſt bekommen. Doch prieß ich mich glücklich, blos mein Geld und meine Sachen eingebüßt, und dafür meinen **Beliſar** davon gebracht zu haben.

Die Räuber hatte ich nunmehr aus dem Geſichte verloren, ich wußte aber nicht, was aus meinem Reiſegefährten geworden war. Ich fand eine ſchattigte Allee, wo ich mich neben einen Bach hinſtreckte und ſanſt ruhte. Ich ſchöpſte Waſſer mit der holen Hand, das mich ſehr erquickte.

Mein Körper hatte ſich erholt, mein Geiſt war wieder ruhig worden. Niemand war da, bey dem ich mich hätte erkundigen können, ich ging alſo auf gerathewohl an der einen Seite der Allee weiter, in der Ueberzeugung, daß ich in der Nähe eines bewohnten Ortes ſeyn müſſe. Bald begegnete ich auch einigen Landleuten, die im Felde arbeiteten. Ich näherte mich zuverſichtlich, und erzählte ihnen mein Abentheuer. Sie wußten ſchon etwas davon; ſie hatten nämlich die Schurken, die mich plünderten, wie Mauleſel beladen, einen Seitenweg paſſiren ſehen. Es waren Aus-

reißer, welche die Wanderer anfielen, und ſich ſelbſt an einzele Meyerhöfe und kleine Dörfer wagten. Dieß ſind die unglücklichen Folgen des Kriegs, die ohne Unterſchied Freunde und Feinde treffen und ganz unſchuldige Perſonen zu Grunde richten. Wie, fragte ich, können dieſe Spitzbuben ihren Raub los werden, ohne in Verhaft zu kommen? Alle Umſtehende wollten mir auf Einmal antworten. Dieſer Eifer verrieth ihren Unmuth. In einer kleinen Entfernung von dem Orte, wo wir uns befanden, gab es eine tolerirte Geſellſchaft reicher Leute, welche die gemachte Beute von beiden Theilen aufkaufen durften, und dieſe Käufer kümmerten ſich wenig darum, ob die Sachen, die man ihnen anbot, von dem Schlachtfeld oder von der Heerſtraße kamen.

Die Sonne war im Begriff unter zu gehen. Dieſe guten Leute boten mir den Reſt von ihrem Veſperbrode an, den ich, unerachtet meines Unſterns, mit Appetit verzehrte. Sie ſchlugen mir vor, die Nacht bey ihnen zuzubringen. Ich wollte die Gaſtfreyheit dieſer ehrlichen Leute annehmen, ein ehrwürdiger Greis aber, der Vater und Großvater meiner Wohlthäter, ſagte mir, daß ich zu meinem Nachtlager nichts als Heu und Stroh finden, und alſo beſſer thun würde, nach

Caſal Paſturlengo, eine kleine Stunde von hier zu gehen, wo der Pfarrer des Orts, ein ſehr rechtſchaffener, gefälliger Mann, ſich ein Vergnügen daraus machen würde, mich aufzunehmen, und zu bewirthen.

Jedermann ſtimmte ihm bey. Ein junger Menſch nahm es auf ſich, mich dahin zu bringen. Ich folgte ihm und dankte dem Himmel, der von der einen Seite die Böſen duldet, von der andern aber auch tugendhafte Seelen und fühlbare Herzen erweckt.

Dreyunddreißigſtes Kapitel.

Gaſtfreyheit des Pfarrers in Caſal Paſturlengo. Ich leſe dem Pfarrer meinen Beliſar vor. Meine Ankunft in Breſcia. Unerwartete Begegnung in dieſer Stadt. Verdrüßliche und doch nothwendige Unterſtützung. Weg nach Verona.

Bey unſerer Ankunft in Caſal Paſturlengo bat ich meinen Führer, dem Herr Pfarrer meinen Zufall zu melden. Nach ein paar Augenblicken kam mir dieſer gute Paſtor entgegen, reichte mir die Hand und führte mich in ſeine Stube. Entzückt über dieſen guten Empfang, wendete ich mich gegen den jungen Menſchen, der mich begleitet hatte, dankte ihm, und bezeigte ihm, wie leid es mir thäte, daß ich ihm ſeine Mühe nicht belohnen könne. Der Pfarrer hörte es und gab dem jungen Bauer ein paar Gröſchen, womit er ſehr zufrieden zurückkehrte. So wenig dieß in mancher Augen auf ſich haben mag, ſo iſt es doch immer ein Zug von der Denkungsart eines braven mitleidigen Mannes.

Auf dem Lande ißt man früh zu Abend. Die Abendmahlzeit des Pfarrers war alſo auch ſchon fertig, als ich kam. Ich ließ mich nicht lange nö-

thigen, und er theilte mit mir, was ihm ſeine Haushälterin zurecht gemacht hatte.

Unſere Unterredung fiel erſt auf den Krieg, wo ich ihm alles erzählte, was ich in **Parma**, **Mailand** und **Pizzigbeton** geſehen hatte. Unvermerkt gerieth ich auf mancherley Details, meine Geſchäfte und Arbeiten betreffend, und wie gewöhnlich ward das Ziel meiner Geſpräche — der **Beliſar**.

Der Pfarrer, ſo ein rechtſchaffener, exemplariſcher Geiſtlicher er war, verdammte doch deshalb die ehrbaren, ſittlichen Schauſpiele nicht, ja er äußerte ſogar ein Verlangen, mein Stück zu hören. Ich war zu ermüdet für den Augenblick, wir verſchoben es alſo auf den folgenden Tag, und ich legte mich in ein köſtliches Bett, worin ich alle meine Sorgen vergaß, und bis an den hellen Morgen ſchlief.

Sobald ich die Augen aufthat, brachte man mir eine gute Taſſe Chokolade. Nach dem Frühſtück ging ich, da das Wetter ſehr ſchön war, bis gegen Mittag ſpazieren. Dann ſahen wir uns mit Vergnügen wieder, und ſpeißten mit noch zwey andern Abbees aus dem Kirchſpiel zu Mittage. Nach dem Eſſen machte ich mich an die Vorleſung meines Stücks. Der Pfarrer bat

mich um die Erlaubniß, ſeine Haushälterin und ſeinen Verwalter hereinlaſſen zu dürfen. Mir wäre es lieb geweſen, wenn er das ganze Dorf hätte kommen laſſen.

Meine Vorleſung fand außerordentlichen Beyfall. Die drey Abbe's, die nicht dumm waren, faßten die intereſſanteſten und hervorſtechendſten Stellen, und die Leute aus dem Dorfe bewieſen mir durch ihr Vergnügen, daß mein Stück für jedermann verſtändlich wäre, und daß es den Unwiſſenden ſowohl als den Gelehrten gefallen könne.

Der Herr Pfarrer machte mir ſein Compliment, und dankte mir für meine Gefälligkeit. Ein gleiches thaten die beiden andern Abbe's: jeder von ihnen wollte mich bey ſich zu Tiſche behalten. Allein ich wollte meinem Wirthe nicht beſchwerlich fallen, und ſah mich überdieß genöthigt zu eilen. Der Pfarrer fragte, wie ich meinen Weg fortzuſetzen gedächte? Ich war ſehr entſchloſſen, zu Fuße zu gehen, der würdige Mann aber ließ es nicht zu. Er gab mir ſein Pferd und ſeinen Bedienten, und dieſem den Befehl, das Mittagseſſen im Gaſthofe zu bezahlen. So reiſte ich den folgenden Tag, mit Höflichkeiten und Wohlthaten überhäuft, ab.

Bey meiner Ankunft in Breſcia befand ich mich indeß in größerer Verlegenheit, als jemals. Ich hatte ſonſt keine Zuflucht, als die zum Gouverneur zu gehen, den ich nicht kannte. Und konnte ich hoffen, in der Stadt dieſe Herzlichkeit zu finden, die ich in einem kleinen Flecken erfahren hatte?

Vorzüglich ging es mir nahe, dem Bedienten des Pfarrers ſeine Mühe nicht belohnen zu können. Ich bat ihn, mich in einer kleinen Herberge zu erwarten, wo wir abgeſtiegen waren, und ging nach dem Palaſt des Gouverneurs. Eben als ich im Begriffe war, mich um die Ecke nach einer Straße zu, die man mir angegeben hatte, zu wenden, erblickte ich einen Mann, der mir entgegen gehinkt kam. Es war Herr Leopold Scacciati, der Onkel meiner ſchönen Landsmännin.

Er eben ſo erſtaunt mich zu ſehen, als ich, ihm hier zu begegnen, beklagte ſich gegen mich, daß er mich in Crema im Gaſthofe zum Hirſch nicht wieder geſehen habe. Ich erzählte ihm meine ſchnelle Abreiſe aus dieſer Stadt, die verdrüßlichen Begebenheiten, die mir nachher zugeſtoßen waren, und ſchilderte ihm den kläglichen Zuſtand, in dem ich mich befand. Dieſer Menſch, dem man es gar nicht hätte zutrauen ſollen, ſchien bis zu

Thränen gerührt, und bat mich, mit ihm zu gehen.

Es fehlte mir an allem; da ich aber das Gewerbe des Scacciati und ſeiner Nichte nicht kannte, ſo weigerte ich mich, ihn zu begleiten. Das hinkende Männchen, das viel kleiner war, als ich, ſprang mir an den Hals, bat, umarmte mich, ſchwazte mir von den Verbindlichkeiten, die er mir ſchuldig wäre, von ſeiner Dankbarkeit, von ſeiner Anhänglichkeit an mich vor, faßte mich an der Hand, und zog mich hinter ſich her. Seine Wohnung war ganz in der Nähe, wir kamen an die Thüre, er ſtieß mich hinein, und ſchrie aus Leibeskräften: „Margarethe, Margarethe, „Herr Goldoni iſt da!“ Mamſel Margaretha kam die Treppe herab, umarmte mich, bat mich, zwang mich, ſie in die Höhe zu begleiten, ſo daß ich ihnen folgen mußte.

Die Venetianerin fragte nach dieſem und jenem, was meine Perſon betraf: ich hätte ſie gern befriedigt, aber der Bediente des Pfarrers fiel mir ein. Ich äußerte meine Unruhe; ſie fragen mich nach der Urſache: ich erzählte ſie. Scacciati machte ſich augenblicklich auf den Weg, dem Menſchen, der mich erwartete, ein Trinkgeld zu geben.

Indeß ich allein mit meiner Landsmännin war, erzählte ich ihr meine Geſchichte, und ließ mir die ihrige erzählen.

Scacciati war nicht ihr Onkel, ſondern ein Gauner, der ſie ihren Aeltern entführte, und an einen reichen Mann verkaufte, welcher ſie nach zwey Monaten wiederum verließ, und den Unterhändler beſſer bezahlte, als das Mädchen. Sie war es müde, mit dieſem Tagediebe zu leben, der, was ſie mit Mühe und Widerwillen verdiente, auf die leichtſinnigſte Art verſchwendete. Sie hatte ſich in **Mailand** viel gemacht, und doch verließen ſie dieſe Stadt mit mehr Schulden als Geld. Eben ſo ging es in Breſcia. Scacciati war der laſterhafteſte, unvernünftigſte Menſch von der Welt. Sie wäre gern von ihm los geweſen, und verlangte einen guten Rath von mir, wie ſie es angreifen müſſe.

Wäre ich reich geweſen, ich hätte ſie gern von ihrem Tyrannen befreyt; in meiner Lage aber konnte ich nichts thun, als ihr den Rath geben, ſich an ihre Aeltern zu wenden, und den Schutz derjenigen Perſonen anzuflehen, die das Recht hatten, ſie ihm abzufordern.

Wir unterhielten uns noch ziemlich vertraut, als der Hinkende zurückkam. Er ſah uns bey ein-

ander, trieb ſeinen Scherz darüber, und glaubte, daß die Demoiſelle Sorge getragen hätte, mir meinen Kummer vergeſſen zu machen. Der böſe Menſch! Er kannte kein Vergnügen, als in der Ausſchweifung.

Es that mir leid, daß ich ihn ſelbſt zu einer Zeit verdammen mußte, wo er alles hervorſuchte, ſich mir verbindlich zu machen. „Kommen Sie,“ ſagte er, „da wir heute keinen Fremden haben, ſo „wollen wir drey den Abend zuſammen eſſen. „Kommen Sie, mein Herr, kommen Sie mit mir.“ Ich folgte ihm, und er führte mich in ein ſehr wohl möblirtes Zimmer mit einem Himmelbett. „Hier iſt das Beſuchzimmer der Mammſel. Sie „können es nach Ihrem Belieben allein oder in „Geſellſchaft einnehmen.“

Der Ort erweckte einen Schauder bey mir: ich wollte auf der Stelle fort. Der ſchlaue Kerl merkte meinen Widerwillen, und öfnete mir ein kleines Kabinet, das ich in Betracht auf die ſpäte Tageszeit und meine Lage überhaupt nicht ausſchlug. Doch ſagte ich ihm zugleich, daß ich den folgenden Tag zu meiner Abreiſe beſtimmt habe.

Nachdem Scacciati alles, was er konnte, vergeblich angewandt hatte, mich länger aufzuhalten, ſo ſagte er mir gerade zu, und mit einer Er-

gießung des Herzens, die ich bewundert haben würde, wenn ſie nicht aus einer verderbten Seele gekommen wäre, daß er meine Umſtände kenne, und bereit ſey, mich auf alle mögliche Art zu unterſtützen. „Nun gut," ſagte ich, „da Sie doch „etwas für mich thun wollen, ſo leihen Sie mir „ſechs Zechinen gegen einen Schein." Er gab mir die ſechs Zechinen, nahm aber den Schein nicht, ſondern verließ, ohne mich weiter anzuhören, das Zimmer, und beſtellte das Abendeſſen.

Wir ſpeiſten ſehr gut, und ich legte mich frühzeitig zu Bette. Den folgenden Morgen frühſtückte ich mit dem Onkel und der vorgeblichen Nichte, bedankte mich bey beiden, und reiſte mit der Poſt nach Verona ab. 205

Da ich nicht wieder Gelegenheit haben werde, von dieſen Leuten zu ſprechen, ſo will ich dem Leſer blos mit zwey Worten ſagen, daß ich das Mädchen einige Jahre hernach ganz gut verheirathet in Venedig wiederfand, und daß Herr Scacciati ſeine Rolle endlich auf einer Galeere ausſpielte.

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Verona. Das Amphitheater dieſer Stadt, ein Werk der Römer. Komödie bey Tage, gegen den Gebrauch in Italien. Glückliche Begegnung. Vorleſung und Annahme meines Beliſar. Meine erſte Verbindung mit den Schauſpielern.

Unterwegs auf der ſteinigten Ebene zwiſchen Breſcia und Verona ſtellte ich Betrachtungen über meine glücklichen und unglücklichen Abentheuer an, und fand, daß allenthalben das Böſe mit dem Guten, und das Gute mit dem Böſen vergeſellſchaftet war.

Vorzüglich reizte der lezte Auftritt in Breſcia, und die Unterſtützung, die ich da fand, mein Nachdenken. Gauner plünderten mich, ein Gauner half mir wieder aus der Verlegenheit. Wie iſt es möglich, daß die Tugend ſich den Zugang in ein verderbtes Herz verſchaffen kann? Nein, das kann nicht ſeyn. Eigenliebe, Prahlerey waren die Triebfedern der Edelmuth des Scacciati gegen mich. Doch ſein Bewegungsgrund mag auch geweſen ſeyn, welcher er will, ich bin ihm immer Dank ſchuldig.

Die Vorſicht bedient ſich mancherley Mittel und Wege, ihre Gunſt zu ertheilen. Oft braucht ſie einen Schurken, einem rechtſchaffenen Menſchen beyzuſtehen. Unſere Pflicht iſt es, den Urheber der Wohlthat zu ſegnen, und uns dankbar gegen den Mittler zu bezeigen.

In Deſenzano hielt ich in demſelben Gaſthofe am Gardſee, wo ich ſchon zweymal die Nacht zugebracht hatte, Mittag, und traf mit einbrechender Nacht in Verona ein.

Verona gehört unter die ſchönſten Städte von Italien. Sie verdiente es ohne Zweifel, daß ich mich bey ihren Schönheiten, ihren Zierden, ihren Akademien, den Talenten, die ſie in jedem Zeitalter hervorgebracht und cultivirt hat, verweilte; dieſe Ausſchweifung würde mich aber zu weit abführen. Ich ſchränke mich alſo blos auf das Monument ein, das einigen Bezug auf den Inhalt meiner Memoiren hat.

Man ſieht ein Amphitheater in Verona, das ein Werk der alten Römer iſt. Man weiß nicht, ob es unter dem Trajan oder unter dem Domitian erbaut worden; allein es iſt noch ſo vortreflich erhalten, daß man ſich deſſelben ſo gut, als zur Zeit ſeiner Errrichtung bedienen kann.

Dieſes weitläuftige Gebäude, das man in Italien l'Arena di Verona nennt, hat eine länglich

runde Form. Der große innere Diameter beträgt 225, und der kleine Diameter 133 Fuß. Fünfundvierzig Reihen marmorner Sitze laufen umher, und können bequem 20,000 Perſonen faſſen.

In dem Raume, der den Mittelpunkt ausmacht, führt man Schauſpiele von aller Art auf: Wettrennen, Lanzenbrechen, Stiergefechte, und im Sommer giebt man ſogar bey hellem Tageslicht gewöhnliche Komödie.

Man errichtet zu dieſem Endzwecke mitten auf dem Platze über einem dauerhaften Gerüſte ein breternes Theater, das im Winter aus einander genommen, und im Sommer wieder zuſammengeſezt wird, wo denn die beſten Truppen Italiens wechſelsweiſe hier ihre Talente üben.

Logen für die Schauſpieler ſind nicht vorhanden, ein Verſchlag von Bretern bildet ein weitläuftiges Parterr, das mit Stühlen beſezt wird. Das gemeine Volk nimmt für ein ſehr billiges Geld die Reihen Sitze ein, die dem Theater gegenüber liegen. So mäßig auch der Preiß für den Zutritt iſt, ſo bringt doch kein Schauſpielſaal in Italien ſo viel ein, als die Arena.

Als ich den Tag nach meiner Ankunft aus dem Gaſthofe ging, ſah ich Komödienzettel angeſchlagen, und las, daß man heut den **aus Furcht ſtummen Harlekin** geben würde.

Den Nachmittag ging ich darnach aus, und trat in den Verſchlag mitten in der **Arena**, wo ich ein ſehr volles Haus fand.

Der Vorhang ging auf. Die Schauſpieler entſchuldigten ſich wegen der Veränderung des aufzuführenden Stücks. Sie gaben nicht **den aus Furcht ſtummen Harlekin**, ſondern ein anderes Stück, deſſen Namen mir entfallen iſt. Aber was für eine angenehme Ueberraſchung für mich! Der Schauſpieler, der die Zuſchauer anredete, war kein anderer, als mein lieber **Caſali**, der Beförderer und Eigenthümer meines **Beliſar**.

Ich verließ meinen Platz, und ging nach dem Theater. Da der Raum etwas enge war, ſo wollte man mich nicht hineinlaſſen. Ich ließ alſo den **Caſali** rufen. Er kam, erkannte mich, und war für Freude ganz außer ſich. Ich folgte ihm, er ſtellte mich dem Directeur, der erſten, der zweiten, der dritten Aktriſſe, endlich der ganzen Truppe vor. Jedermann wollte mit mir ſprechen: **Caſali** aber riß mich aus dem Zirkel, und führte

mich hinter einen Vorhang. Zum Unglück ward eben die Decoration verändert, und ich ſtand frey auf dem Theater. Ich ward ſo lange ausgepfif-ſen, bis ich mich zurückgezogen hatte. Schlimme Vorbedeutung für einen Autor! Doch entſchädigten mich die Veroneſer in der Folge reichlich für dieſe kleine Unannehmlichkeit. Dieſe Truppe war dieſelbe, von der mir Caſali in **Mailand** geſagt hatte. Sie gehörte zu dem Theater **Grimani a San Samuelo** zu **Venedig**, wo ſie den Herbſt und den Winter ſpielte. Den Frühling und Sommer brachten ſie auf dem feſten Lande zu.

Herr **Imer** war der Directeur dieſer Truppe, ein rechtſchaffener, höflicher Genueſer. Er bat mich auf den folgenden Tag, an dem nicht geſpielt wurde, zu Tiſche. Ich nahm ſeine Einladung an, und verſprach ihm dafür eine Vorleſung meines **Beliſar**.

Ich verfügte mich den folgenden Tag zum Directeur. Ich fand die ganze Geſellſchaft beyſammen, weil **Imer** ſeine Leute mit der Neuigkeit, von der ihnen Caſali geſagt hatte, regaliren wollte. Die Mahlzeit war prächtig, und die Munterkeit der Komödianten reizend. Man

machte

machte Verſe aus dem Stegreiſe, ſang Trinklieder. Vorzüglich gaben ſie ſich mit mir ab, und machten es wie die Werber, wenn ſie auf Einen Jagd machen.

Nach aufgehobener Tafel verſammelte man ſich in dem Zimmer des Directeurs, und ich las mein Stück vor. Man hörte ſehr aufmerkſam zu, und der Beyfall, nach geendigter Vorleſung, war allgemein und vollkommen. **Imer** faßte mich bey der Hand, und ſagte mit wahrem Lehrmeiſterton: **Bravo!** Jedermann ſagte mir etwas Schmeichelhaftes, und **Caſali** weinte für Freude. Einer von den Schauſpielern fragte mich ſehr höflich, ob die Geſellſchaft die Ehre haben würde, mein Stück zuerſt auf das Theater zu bringen. **Caſali** ſtand auf, und ſagte mit einer zuverſichtlichen Miene: „Ja, mein Herr, Herr **Goldoni** „hat mir die Ehre erwieſen, es für mich zu ver„fertigen. Ich gehe," (ſagte er, und nahm das Stück, das auf dem Tiſche liegen geblieben war) „ich gehe, es mit der Erlaubniß des Verfaſſers „zu kopiren." Mit dieſen Worten ging er hinweg, ohne die Antwort des Verfaſſers zu erwarten.

Imer nahm mich bey Seite. Er bat mich ein Quartier für eine ledige Perſon, das in ſeinem Hauſe neben dem ſeinigen ledig ſtand, und ſo lange die Truppe in **Verona** bleiben würde, den Tiſch bey ihm anzunehmen. In meiner Lage konnte ich nichts abſchlagen.

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Verbindung der Intermezzo's mit dem Luſtſpiele. Die komiſche Oper in der Lombardey und den Staaten der Republik Venedig unbekannt. Die Waiſe, ein Intermezzo. Gut angewendetes Geſchenk des Caſali. Ankunft in Venedig. Anblick dieſer Stadt bey Nachtzeit. Meine Vorſtellung bey dem Nobile Grimaldi. Seine Verſprechungen und meine Hofnungen.

Imer hatte, ohne eine vollſtändige Erziehung genoſſen zu haben, Verſtand und Kenntniſſe. Er liebte das Theater leidenſchaftlich, war von Natur beredt, und würde in den Impromptus, wie man ſie auf dem italieniſchen Theater hat, die Rolle eines Liebhabers recht gut geſpielt haben, wenn ſeine Taille und Figur ſeinen übrigen Talenten entſprochen hätten. So aber war er klein, dick, hatte faſt keinen Hals, kleine Augen, und eine kleine, breitgedrückte Naſe. In ernſthaften Rollen war er lächerlich, und die überladenen Charaktere waren nicht Mode.

Er hatte eine gute Stimme, und bekam den Einfall, in die Komödie muſikaliſche Intermezzo's einzuführen, die ſeit langer Zeit mit den großen

Opern vereinigt, und endlich mit den Ballets vertauſcht worden waren.

Die komiſche Oper entſtand in Neapel und Rom, war aber weder in der Lombardey noch in dem venetianiſchen Gebiete bekannt, ſo daß Imers Projekt glückte, durch die Neuheit Vergnügen machte, und den Schauſpielern viel Geld eintrug.

Er hatte zwey Aktriſſen in ſeiner Truppe für die Intermezzo's. Eins war eine artige, geſchickte Wittwe, mit Namen Zanetta Caſanova, welche die jungen Liebhaberinnen im Luſtſpiel machte; die andere ein Frauenzimmer, die eigentlich keine Schauſpielerin war, aber eine reizende Stimme hatte. Sie hieß Agneſe Amurat, und war dieſelbe Sängerin, die ich in Venedig bey meiner Serenate gebraucht hatte.

Dieſe beiden Frauenzimmer kannten ſo wenig als Imer eine Note: aber alle drey hatten Geſchmack, ein richtiges Ohr, eine vollkommene Execution, und das Publikum war mit ihnen zufrieden.

Das erſte Intermezzo, mit dem ſie debüttirten, war la Cantatrice, (die Sängerin) ein kleines Stück, das ich für ein Geſellſchaftstheater in Feltre verfertigt, und auf dieſe Weiſe ohne mein

Wiſſen und ohne gekannt zu ſeyn, etwas zum Beſten der Geſellſchaft in Venedig beygetragen hatte. Was Wunder, daß ich beym Directeur gut angeſchrieben ſtand, den Caſali auch als Verfaſſer der Sängerin angekündigt hatte. Dieß war zugleich der wahre Grund der Höflichkeiten, mit denen er mich überhäufte: denn gewöhnlich giebt man Nichts für Nichts, und mein Beliſar würde dieſen Eindruck nicht auf ihn gemacht haben, wenn ich nicht ſchon vorher ein Probeſtück in der dramatiſchen Gattung geliefert hätte.

Imer, der ein richtiges Augenmaas hatte, merkte bald, daß mein Beliſar allenthalben ſein Glück machen müßte. So zufrieden er damit war, ſo hätte er doch gern geſehen, daß ſeine Perſon und ſein neues Fach einen Theil an dem Beyfalle, den er ſich verſprach, gehabt hätten. Er erſuchte mich alſo, ein Intermezzo mit drey Stimmen ſo geſchwind als möglich zu verfertigen, damit er noch Zeit hätte, es in Muſik ſetzen zu laſſen.

Ich machte ein Intermezzo in drey Akten, und nannte es die Waiſe. Den Inhalt zu dieſem kleinen Stücke nahm ich aus dem Privatleben des Directeurs. Ich merkte, daß er eine entſchiedene Neigung für die Wittwe, ſeine Collegin

hatte, und daß er ſehr eiferſüchtig war. Ich brachte ihn alſo ſelbſt auf das Theater.

Imer ward es bald gewahr, aber das Intermezzo ſchien ihm ſo glücklich gerathen, und die Kritik ſo anſtändig und fein, daß er mir dieſen Scherz gern verzieh. Er dankte mir, gab mir ſeinen Beyfall zu erkennen, und ſchickte meine Arbeit auf der Stelle nach Venedig zu dem Tonkünſtler, mit dem er ſchon vorher einig worden war.

Unterdeſſen war **Beliſar** abgeſchrieben, und die Rollen vertheilt worden. Einige Tage nachher hielt man die erſte Probe mit den Rollen in der Hand, und das Stück that bey dieſer zweiten Lectüre noch mehr Wirkung als bey der erſten.

Caſali war mehr als jemals mit mir zufrieden. Er verſicherte mir, daß der Directeur und der Eigenthümer des Theaters auf eine hinlängliche Belohnung für mich bedacht ſeyn würden, und bat mich, von ihm insbeſondere einen kleinen Beweis ſeiner Erkenntlichkeit anzunehmen. Mit dieſen Worten drückte er mir ſechs Zechinen in die Hand. Den Augenblick fiel mir Scacciati ein, ich dankte alſo dem Caſali für ſeine Güte, nahm

die Zechinen mit der einen Hand, und ſchickte ſie mit der andern an Scacciati.

Dieß war von jeher mein Syſtem. Ich habe mich immer für Niederträchtigkeiten gehütet, aber ſtolz bin ich niemals geweſen. Wenn ich konnte habe ich jedem geholfen, der meiner Hülfe nöthig hatte, dafür nahm ich aber auch, ja ich foderte ſelbſt, ohne zu erröthen, die Unterſtützung, deren ich bedurfte.

So blieb ich ruhig bis Ende Septembers in Verona. Hierauf ging ich mit Imer in ſeiner Poſtchaiſe nach Venedig, wo wir denſelben Tag Abends um acht Uhr ankamen. Imer ließ mich bey ſich abſteigen, zeigte mir das Zimmer, das er mir beſtimmt hatte, ſtellte mich ſeiner Frau und ſeinen Töchtern vor; da ich aber Luſt hatte, meiner Mutter Schweſter zu beſuchen, ſo bat ich ihn, daß er mir erlauben möchte, außer dem Hauſe zu Abend zu eſſen.

Ich war ſehr neugierig, etwas von Madam St... und ihrer Tochter zu hören, und zu erfahren, ob ſie noch Anſprüche auf mich machten. Meine Tante verſicherte mir, ich könnte ruhig ſeyn. Die ſtolzen Damen hätten erfahren, daß ich unter eine Truppe Komödianten gegangen wäre, und hielten mich nun für unwürdig, je wieder

in ihre Nähe zu kommen. Mit Einem Worte, ſie hätten nichts als Haß und Verachtung gegen mich.

„Deſto beſſer,“ ſagte ich, „deſto beſſer: das „iſt ein Vortheil mehr, den ich meinen Talenten „ſchuldig bin. Ich lebe mit den Komödianten wie „ein Künſtler in ſeiner Werkſtatt. Sie ſind ehr„liche Leute, und verdienen mehr Achtung als „Sklaven von Stolz und Ehrgeiz.“

Wir ſprachen nunmehr von Familienangelegenheiten. Meine Mutter wohnte noch in Modena, und befand ſich wohl. Meine Schulden waren faſt ganz getilgt. Ich ſouvirte mit meiner Tante und meinen Anverwandten.

Nachdem ich von ihnen Abſchied genommen hatte, um zu meinem Wirthe zurückzukehren, wählte ich den längſten Weg, ging über die Brücke Rialto und den St. Markusplatz, und genoß das reizende Schauſpiel dieſer, bey Nacht noch mehr als bey Tage, bewundernswürdigen Stadt.

Ich hatte Paris noch nicht geſehen, aber wohl mehr andere Städte, wo man des Abends in der Dunkelheit ſpatzieren geht. Ich fand, daß die Laternen in Venedig eine angenehme und nützliche Zierde für die Stadt waren, und zwar um deſto mehr, da einzelne Perſonen nicht die Koſten

davon tragen müſſen, ſondern jährlich eine Ziehung mehr von der Lotterie dazu beſtimmt iſt.

Zu dieſer allgemeinen Erleuchtung kömmt nun noch die aus den Butiken, die immer bis zehn Uhr Abends offen ſind. Ein großer Theil bleiben bis um Mitternacht offen, und verſchiedene werden gar nicht zugeſchloſſen.

Man ſieht in Venedig um Mitternacht ſo gut als am hellen Mittag alle möglichen Lebensmittel zum Verkauf ausgelegt, alle Wirthshäuſer und Gaſthöfe offen, und ganze Mahlzeiten in Bereitſchaft. Geſellſchaftsdinees und Soupees ſind in Venedig nicht ſehr gewöhnlich, da Luſtpartien und Pikeniks, die ſich im Augenblick machen, die Leute mit mehr Freyheit und Fröhlichkeit zuſammen bringen.

Im Sommer wird der St. Markusplatz und die benachbarten Plätze und Straßen bey Nacht ſo häufig beſucht, als bey Tage. Die ſchöne Welt, Männer und Frauenzimmer von aller Art verſammeln ſich dann in den Kaffeehäuſern.

Man ſingt auf den öffentlichen Plätzen, in den Straßen, und auf den Kanälen. Die Kaufleute ſingen, wenn ſie ihre Waaren losſchlagen, die Arbeitsleute ſingen, wenn ſie von ihrer Arbeit

gehen, und die Gondelirer ſingen, wenn ſie ihre Herren erwarten. Der Hauptzug im Charakter der Nation iſt Munterkeit, und Laune das charakteriſtiſche Merkmal ihrer Sprache.

Es machte mir großes Vergnügen, mein Vaterland wieder zu'ſehen, an dem ich immer mehr außerordentliche und anmuthige Seiten entdeckte. Ich kam in mein neues Quartier zurück, wo ich Herrn **Imer** fand, der mich erwartete, und mir ſagte, daß er den Tag darauf zu Herrn **Grimani**, dem Eigenthümer des Theaters gehen, mich mitnehmen, und', im Fall ich keine andere Verbindung eingegangen wäre, Sr. Excellenz vorſtellen wollte.

Ich war frey, nahm alſo den Vorſchlag an, und wir gingen zuſammen hin. Herr **Grimani** war der artigſte Mann von der Welt. Er hatte nichts von'jenem unleidlichen Stolze, der den Großen ſchadet, indem er die Geringen erniedrigt. Er hatte alle Vorzüge der Geburt, und war wegen ſeiner Talente geſchätzt: er kannte kein ander Bedürfniß, als das Bedürfniß ſich geliebt zu ſehen, und ſeine Freundlichkeit nahm alle Herzen für ihn ein.

Er empfing mich ſehr gütig, und nahm mich an, daß ich für die Truppe, die er unterhielt, ar-

beiten ſollte. Um mich noch mehr aufzumuntern, machte er mir, da er zugleich Eigenthümer des Theaters San Giovan Chriſoſtomo und Unternehmer der großen Oper war, Hofnung, mich vielleicht auch dazu zu brauchen, und bey dieſem Schauſpiel anzuſtellen.

Sehr zufrieden mit Sr. Excellenz und dem guten Dienſte, den Imer mir bey ihm geleiſtet hatte, dachte ich nun auf nichts, als wie ich den Beyfall des Publikums verdienen könnte.

Die erſte Vorſtellung des Beliſar war auf den St. Catharinentag feſtgeſezt, das heißt, auf die Zeit, wo die Gerichtsferien aufhören und jedermann von den Landhäuſern in die Stadt zurückkehrt. Unterdeſſen ſtellten wir wiederholte Proben bald von meiner Tragikomödie, bald von meinem Intermezzo an, und da meine Beſchäftigungen mir nicht viel Zeit wegnahmen, ſo verfertigte ich einige Neuigkeiten für das Carneval.

Ich unternahm die Verfertigung eines neuen Trauerſpiels, unter dem Titel Roſimonde, und ein zweites Intermezzo, unter dem Titel la Birba (der Betrug). Zu dem großen Stücke hatte ich den Stoff aus der Roſimonde del muti, einem ſchlechten Romane aus dem verwichenen Jahrhun-

derte, geſchöpft, und in dem kleinen Stücke ſchilderte ich die Gaukler des St. Markusplatzes, deren Sprache, Lächerlichkeiten, Beſonderheiten und Ränke ich genau ſtudiert hatte.

Die komiſchen Züge, die ich in meinen Intermezzos anbrachte, waren gleichſam der Saame, den ich auf meinen Acker ausſtreute, um einſt reiſe und angenehme Früchte davon einzuärnten.

Sechsunddreißigſtes Kapitel.

Erſte Vorſtellung des Beliſar. Sein Beyfall. Erſte Vorſtellung der Waiſe — der Roſimonde — der Virba. Schluß der Vorſtellungen.

Endlich am 24ſten Nov. 1734 erſchien mein Beliſar zum erſtenmal auf der Bühne. Er war mein Debût, aber er hätte nicht glänzender noch befriedigender für mich ausfallen können.

Mein Stück ward unter einer außerordentlichen und in den italieniſchen Theatern ganz unbekannten Stille angehört. Das Publikum, das an Geräuſch gewöhnt war, hielt ſich in den Zwiſchenakten ſchadlos, und bezeigte dem Verfaſſer und den Schauſpielern durch Freudengeſchrey, Händeklatſchen, und gegenſeitige Zeichen zwiſchen dem Parterr und den Logen, den vollkommenſten Beyfall.

Am Ende des Stücks verdoppelten ſich alle dieſe Ausbrüche einer ungewöhnlichen Zufriedenheit, ſo daß die Schauſpieler auf das innigſte dadurch gerührt wurden. Einige weinten, andre lachten, und doch war es nur Eine Empfindung, nur Eine Freude, die dieſe verſchiedenen Wirkungen hervorbrachte.

In Italien iſt es nicht gewöhnlich, den Verfaſſer des Stücks herauszurufen und ihm auf der Scene zu applaudiren: als aber der erſte Liebhaber auftrat, die nächſte Vorſtellung anzukündigen, riefen alle Zuſchauer einmüthig questa, questa, questa; das heißt: das nämliche Stück, das nämliche! und der Vorhang fiel. Den folgenden Tag gab man alſo das nämliche Stück wiederum, fuhr damit täglich bis zum 14ten December fort, und machte damit den Schluß der Herbſtvorſtellungen.

Dieſer Debut war ſehr glücklich für mich, denn das Stück verdiente wirklich den Beyfall nicht ganz, den es erhielt, und ich lege ſelbſt ſo wenig Werth darauf, daß es niemals in einer Sammlung meiner Werke einen Plaz erhalten wird.

Die ſchöne Litteratur iſt in Venedig ſo bekannt, und wird da ſo ſehr cultivirt, als ſonſt wo. Mit alledem konnten ſich ſelbſt die Kenner nicht enthalten, meinem Stück, bey allen ſeinen Unvollkommenheiten, die ſie recht gut kannten, ihren Beyfall zu ſchenken. Sie nahmen auf die Vorzüge Rückſicht, die mein Stück doch in der That für den Poſſenſpielen und dem übrigen läppiſchen Zeuge hatte, das damals auf dem Theater war: ſie verſprachen ſich von dieſem Verſuche für

die Folge noch viel Gutes, das Nachriferung erregen und die Bahn zu einer ſo nöthigen Verbeſſerung des italieniſchen Theaters brechen könnte.

Der Hauptfehler meines Stücks war, daß Beliſar mit ausgeſtochenen, blutigen Augen die Bühne betrat. Dieſes abgerechnet, hatte mein Stück, das ich eine Tragikomödie genannt hatte, viel Angenehmes, und intereſſirte die Zuſchauer durch eine rührende und natürliche Behandlungsart des Gegenſtandes. Meine Helden waren Menſchen und keine Halbgötter; ihre Leidenſchaften hatten den Grad von Anſtand und Adel, der ihrem Range angemeſſen war, und doch zeigten ſie uns die Menſchheit ſo, wie wir ſie kennen; ſie trugen weder ihre Tugenden noch ihre Laſter zu einer Höhe, die nur in der Einbildung ſtatt findet.

Mein Styl war nicht elegant, meine Verſe niemals erhaben; aber eben das wurde erfodert, ein Publikum, das an Hyperbeln, Antitheſen, und an lächerliche, rieſenmäßige und romantiſche Ideen gewöhnt war, nach und nach auf den rechten Weg zurück zu bringen.

Bey der ſechsten Vorſtellung des Beliſar fand es Imer für gut, die Waiſe damit zu verbinden. Das Publikum nahm dieſes kleine Stück

ſehr gut auf, aber darin irrte ſich **Imer**, da er glaubte, das Intermezzo erhielte die Tragikomödie, da dieſe doch das Intermezzo erhielt.

Auf alle Fälle war der Gewinn auf meiner Seite nicht gering. Das Publikum ſah mich zugleich in zwey Gattungen auf einmal, und auf eine ganz neue Art auftreten. Ich erwarb mir die allgemeine Hochachtung meiner Landsleute, und ward auf die ſchmeichelhafteſte, auszeichnendſte Weiſe aufgemuntert, fortzufahren.

Bey dieſer Gelegenheit machte ich auch die Bekanntſchaft Sr. Excellenz des Herrn **Nicolas Balbi**, eines venetianiſchen Patriziers und Senators, deſſen warme und beſtändige Protection mir jederzeit die größte Ehre machte, und deſſen guter Rath, deſſen Anſehen und Zuneigung mir immer außerordentlich nützlich geweſen ſind.

Den 17ten Januar gab man die erſte Vorſtellung meiner **Roſimonde**. Dieſes Stück fiel eben nicht, aber nach dem **Beliſar** war der Beyfall ſehr mittelmäßig: es erhielt vier höchſtens leidliche Vorſtellungen. Bey der fünften fand **Imer** für nöthig, es mit einem neuen Intermezzo zu unterſtützen. Die **Birba** machte großes Vergnügen. Dieſe ſehr komiſche und launige Kleinigkeit erhielt die

die **Roſimonde** noch durch vier neue Vorſtellungen: doch es iſt Zeit, auf den **Beliſar** zurückzukommen. Dieſes Stück erhielt, als es von neuem auf dem Theater erſchien, denſelben Beyfall, den es vom Anfang an erhalten hatte: **Beliſar** und **Birba** wurden nun zuſammen bis auf Faſtnacht geſpielt, und machten den Schluß des Carnevals, womit auch das Theaterjahr zu Ende lief.

In **Venedig** werden die Schauſpielhäuſer nicht eher wieder geöffnet, als mit Anfang des Oktobers; dafür iſt aber während der vierzehn Tage, ſo lange die Himmelfahrtsmeſſe dauert, große Oper, wo man gegen zwanzig Vorſtellungen giebt.

Der Edle **Grimani**, Eigenthümer des Theaters von San **Samuel**, ließ in dieſer Zeit eine Oper auf ſeine Koſten aufführen. Er hatte mir verſprochen, mich bey dieſem Schauſpiel anzuſtellen, und er hielt Wort.

Man wollte dieſes Jahr kein neues Drama geben, ſondern hatte die **Griſelda**, eine Oper von **Apoſtolo Zeno** und **Pariati** gewählt, die immer zuſammen arbeiteten, ehe **Zeno** nach **Wien** in kaiſerliche Dienſte ging. Zum Componiſten, der ſie in Muſik ſetzen ſollte, war der Abbe' **Vi**-

valdi beſtimmt, den man ſeiner Haare wegen il prete roſſo (Paſtor Rothkopf) nannte. Unter dieſem Beynamen war er bekannter, als unter ſeinem Familiennamen.

Dieſer Geiſtliche war ein vortreflicher Violoniſte, aber ſehr mittelmäßiger Componiſte, hatte eine Mammſel Giraud, eine junge Sängerin, die zu Venedig geboren, aber die Tochter eines franzöſiſchen Peruckenmachers war, erzogen und zum Geſang gebildet. Sie war nicht ſchön, aber reizend, hatte eine artige Taille, ſchöne Augen, ſchöne Haare, einen niedlichen Mund, wenig Stimme, aber viel Spiel. Dieſe ſollte die Rolle der Griſelda bekommen.

Herr Grimani ſchickte mich zu dem Componiſten, um die nöthigen Veränderungen in der Oper zu treffen: als z. B. hie und da etwas abzukürzen, und die Stellung und den Charakter der Arien nach dem Gutbefinden der Schauſpieler und des Componiſten abzuändern. Ich ging alſo zu dem Abbe' Vivaldi, ich ließ mich von Seiten Sr. Excellenz des Herrn Grimani anmelden: ich fand ihn mitten unter Muſikalien, und das Brevier in der Hand. Er ſtand auf, machte das Zeichen des heiligen Kreuzes nach der Länge und Breite, legte ſein Brevier weg, und machte mir

ein gewöhnliches Compliment. — „Darf ich fra„gen, was für ein glücklicher Umſtand mir das „Vergnügen verſchafft, Sie bey mir zu ſehen?“ — „Se. Excellenz Herr Grimani hat mir auf„getragen, die Aenderungen zu treffen, die Sie „in der Oper für die bevorſtehende Meſſe nö„thig finden werden. Ich komme nun, Ihren „Willen zu vernehmen.“ — „Aha, Sie haben „den Auftrag, die Aenderungen in der Oper Gri„ſelda zu veranſtalten. Iſt denn Herr Lalli „nicht mehr bey dem Theater des Herrn Gri„mani angeſtellt?“ — „Herr Lalli iſt ſehr alt, „und wird immer den Gewinn von den Zueig„nungsſchriften, und von dem Verkauf der Bü„cher behalten, um die ich mich nicht bekümmere. „Ich mache auf nichts Anſpruch, als auf das „Vergnügen bey der Arbeit, und auf die Ehre, „meinen erſten Verſuch unter der Anführung des „Herrn Vivaldi zu machen.“ — (Hier nahm er ſein Brevier wieder in die Hand, kreuzte ſich von neuem, und antwortete nicht.) — „Mein Herr,“ ſagte ich, „ich möchte Sie nicht gern in Ihrer „frommen Beſchäftigung ſtören: ich komme ein „andermal wieder.“ — Ich weiß wohl, mein „lieber Freund, daß Sie Talente für die Poeſie „haben. Ich habe Ihren Beliſar geſehen, er

„hat mir viel Vergnügen gemacht: aber das iſt „ein Unterſchied. Man kann eine Tragödie, ein „epiſches Gedicht, wenn Sie wollen, machen, „und nicht im Stande ſeyn, vier muſikaliſche Zei„len zuſammen zu bringen.“ — „Haben Sie die „Güte, und zeigen Sie mir das Drama.“ — „Ja, ja, das will ich : : aber wo hab' ichs hin„gebracht? Es lag ja da : : Deus in adjutorium „meum intende . . Domine . . Domine .. Do„mine . . Noch den Augenblick lag es da. Do„mine ad adjuvandum . . Ah, da iſt es! Sehn „Sie . . da . . die Scene zwiſchen Gualtiere „und Griſelda; es iſt eine rührende, intereſſante „Scene. Der Dichter hat am Ende eine pathe„tiſche Arie angebracht, aber Mammſel Giraud „iſt keine Liebhaberin von ſchleichenden, langſa„men Geſang. Sie möchte gern ein Stückchen „voll Ausdruck, voll Feuer, eine Arie, welche „die Leidenſchaften auf verſchiedene Arten aus„drückte, z. B. durch abgebrochne Worte, durch aus„geathmete Seufzer, mit Action, mit Bewegung: „ich weiß nicht, ob Sie mich verſtehen.“ — „O „ja, recht ſehr wohl; überdieß habe ich ſchon die „Ehre gehabt, Mammſel Giraud zu hören, ich „weiß, daß ihre Stimme nicht die ſtärkſte iſt.“ — „Wie, Sie ſchmähen meine Schülerin? Sie

„ſchickt ſich für alles; ſie ſingt alles.“ — „Ja, „ja, Sie haben Recht, geben Sie mir nur das „Buch, und laſſen Sie mich machen. — „Nein, „mein Herr, ich kann's nicht entbehren, ich „brauch's, ich bin eilig.“ — „Ey nu, wenn Sie „eilig ſind, ſo geben Sie mir es nur auf einen Au„genblick, Sie ſollen gleich haben, was Sie ver„langen.“ — „Gleich, gleich?“ — „Ja, gleich.“

Der Abbe' gab mir mit einer höhniſchen Miene das Drama, Papier und ein Schreibzeug: dann nahm er ſein Brevier wieder, und ſagte ſeine Pſalmen und Hymnen her, wobey er im Zimmer auf und ab ging. Ich überlief die Scene, die ich ſchon kannte, wiederholte in Gedanken die Forderungen des Componiſten, und in weniger als einer Viertelſtunde warf ich eine Arie von acht Verſen, in zwey Theilen, auf das Papier. Ich rufte meinen Mann und zeigte ihm meine Arbeit. Vivaldi kam und las. Seine Stirn entrunzelte ſich, er las noch einmal, brach in lauten Jubel aus, warf ſein Gebetbuch auf die Erde, und rufte Mammſel Giraud. Sie kam. „Da,“ ſagte er ihr, „da ſehen Sie einen ſeltenen „Mann, einen herrlichen Poeten! Leſen Sie ein„mal dieſe Arie hier. Der Herr da hat ſie hier „gemacht, in Einem Zug, in weniger als Einer

„Viertelſtunde. Ach,“ — hier wendete er ſich wieder gegen mich — „ach, verzeihen Sie mir, „Herr!“ Er umarmte mich, und verſicherte, daß er mit keinem andern Dichter zu thun haben wollte, als mit mir.

Nunmehr vertraute er mir das Drama an, und trug mir noch einige andere Aenderungen auf, in denen ich ihn immer befriedigte, und die Oper ward mit großem Beyfall gegeben.

So war ich nun in die Oper, in das Luſtſpiel und das Intermezzo, das der Vorläufer der italieniſchen komiſchen Oper war, eingeweiht.

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Aufenthalt unſerer Truppe in Padua. Veränderungen derſelben. Meine Vorliebe für eine ſchöne Schauſpielerin. Griſelda, eine Tragödie. Meine Reiſe nach Udine. Unterredung mit meiner Limonadehändlerin. Verfertigung eines Schauſpiels für die Eröffnung des Theaters in Venedig. Tod der ſchönen Schauſpielerin.

Die Truppe Grimani war nach Padua abgegangen, dort das Frühjahr über zu ſpielen, und erwartete mich mit Ungeduld, um meine Stücke aufzuführen.

Sobald ich die Oper in Venedig los war, ging ich nach Padua. Meine Neuigkeiten erſchienen auf dem Theater dieſer Stadt, und ich ärndete von meinen Collegen den Doctoren ſo viel Beyfall ein, als von meinen Landsleuten.

Bey meiner Ankunft fand ich manches verändert. Die Subrette war nach Dresden an den dortigen Hof gegangen. Der Harlekin war abgedankt worden und man hatte an ſeine Stelle einen Mailänder, Herrn Campagnani verſchrieben, der auf Geſellſchaftstheatern außerordentlichen Beyfall erhalten hatte, neben den ordentlichen Schauſpielern aber unerträglich war.

Der beträchtlichſte Verluſt, den die Geſellſchaft erlitt, war die Entfernung der Wittwe Caſanova, die unerachtet ihres guten Vernehmens mit dem Directeur, in die Dienſte des Königs von Pohlen, Auguſt III, getreten war. Als Sängerin wurde ſie durch Madam Paſſalacqua, die zugleich die Subretten ſpielte, erſezt. Für die Rollen der Liebhaberinnen hatte man ein gutes Subjekt an Madam Ferramonti, einer reizenden Aktriſſe, die jung, artig, liebenswürdig, nicht ohne Wiſſenſchaft und voll Talente und intereſſanter Eigenſchaften war, bekommen.

Ich entdeckte ihre Verdienſte und Anlagen bald, und machte mir vorzüglich mit ihr zu thun. Ich errichtete Freundſchaft mit ihrem Manne, der nicht bey der Truppe angeſtellt war, und nahm mir vor, eine große Schauſpielerin aus dieſer jungen Perſon zu machen. Hierüber wurden die andern Frauenzimmer eiferſüchtig; ich hatte viele Verdrüßlichkeiten, und würde ihrer noch mehr gehabt haben, wenn der Tod ſie uns nicht noch in demſelben Jahre entriſſen hätte.

Kaum war ich ein paar Tage in Padua, als der Directeur ſchon anfing von Neuigkeiten zu ſprechen, mit denen wir uns für Venedig verſehen müßten. Madam Collucci, mit dem Bey-

namen la Romana (die Römerin) ſpielte die erſten Liebhaberinnen bey der Geſellſchaft abwechſelnd mit der la Baſtona, und unerachtet ihrer funfzig Jahre, die Schminke und Putz nicht verſtecken konnten, hatte ſie einen ſo hellen und ſanften Ton der Stimme, eine ſo richtige Ausſprache, und ſo viel natürliche und naive Grazie, daß ſie noch in der Blühte ihrer Jahre zu ſeyn ſchien.

Madam Collucci hatte eine Tragödie von Pariati, unter dem Titel Griſelde: es war ihr Lieblingsſtück, aber in Proſa. Man that mir den Antrag, es in Verſe zu bringen.

Nichts war leichter für mich. Ich hatte mich eben mit demſelben Gegenſtande in Venedig beſchäftigt, und die Griſelda des Pariati war nichts anders, als die Oper, die er ſelbſt mit dem Apoſtolo Zeno gemeinſchaftlich verfertigt hatte.

Ich ließ mich bereit und willig finden, das Verlangen der Römerin zu erfüllen, doch folgte ich den Verfaſſern des Drama nicht ängſtlich auf dem Fuße, ſondern machte verſchiedne Veränderungen. So that ich z. B. einen Vater der Griſelda hinzu, einen tugendhaften Vater, der ſeine Tochter den Thron beſteigen ſah, ohne ſtolz darüber zu werden, und ſie vom Thron herabſteigen ſah, ohne darüber bekümmert zu ſeyn. Ich hatte

dieſe neue Perſon erdichtet, um meinem Freunde Caſali eine Rolle zu verſchaffen. Dieſe Epiſode gab der Tragödie ein Anſehn von Neuheit, machte ſie viel intereſſanter, und verurſachte, daß man mich für den Verfaſſer derſelben ausgab.

In der Ausgabe meiner Werke, die zu Turin 1777 von Guibert und Orgeas veranſtaltet worden, findet man dieſe Griſelda als ein mir gehöriges Stück gedruckt: allein ich verabſcheue alle Plagiate, und erkläre hiemit, daß ich nichts weniger als der Erfinder davon bin.

Meine Schauſpieler hatten in Padua die beſtimmte Anzahl Vorſtellungen gegeben, und brachen nunmehr nach Udine, im venetianiſchen Friaul auf.

Imer that mir den Vorſchlag, ihn dahin zu begleiten. Ich hatte nichts mehr von der Limonadehändlerin zu fürchten, denn dieſe war verheirathet. Ich ſagte alſo ja, doch machte ich die Reiſe nicht mit dem Directeur. Ich entſchuldigte mich deshalb, und miethete einen bequemen Wagen für Madam Ferramonti, ihren guten Mann und mich.

In Udine fanden meine Arbeiten viel Beyfall. Man hatte in dieſer Stadt ſchon ein günſtiges Vorurtheil für mich, und man fand, daß

der Verfaſſer der poetiſchen Faſten (S. das XVI Kap.) auch ein guter dramatiſcher Dichter wäre.

Die Limonadehändlerin, die ich nicht geliebt, aber doch gekannt und beſucht hatte, und die mich endlich in die größte Verlegenheit ſezte, erfuhr, daß ich in Udine war, und wollte mich ſehen. Sie war an einen Mann von ihrem Stande verheirathet und ſchrieb mir einen ſehr drolligten, zugleich aber ſehr verbindlichen Brief. Ich beſuchte ſie zu der beſtimmten Stunde und fand ſie ſehr verändert. Unſere Unterhaltung dauerte nicht lange. Ich hatte keine Luſt ihr meine neue Liebſchaft aufzuopfern: ich ſah ſie nur noch einmal und dann nicht wieder.

Ueberdieß hatte ich meine theatraliſchen Beſchäftigungen, die mir ſehr am Herzen lagen. Ich hätte gern etwas außerordentliches für die Eröffnung des Theaters in der Hauptſtadt gehabt. Ich trug verſchiedene Ideen mit mir herum, von denen ich dem Directeur einige mittheilte. Endlich wählten wir eine davon, die ich auch ausführte.

Es war ein Divertiſſement, in drey verſchiedene Theile getheilt, welche die drey Akte einer gewöhnlichen Vorſtellung ausfüllten.

Der erſte Theil ſtellte eine litterariſche Verſammlung vor. So wie der Vorhang aufging,

ſah man alle Schauſpieler der Truppe in bürgerlicher Kleidung in einem Kreis ſitzen. Der Directeur eröffnete die Verſammlung mit einer Rede über die Schauſpiele und die Pflichten der Schauſpieler, und ſchloß mit einem Compliment an die Zuſchauer. Die Akteurs und Aktriſſen recitirten, wie die Reihe an ſie kam, Lieder, Sonnets und Madrigale, die nach ihren Fächern eingerichtet waren, und die vier Maſken ſagten, mit unbedecktem Geſichte, Verſe in der verſchiedenen Mundart der Perſonen, die ſie vorſtellten, her.

Der **zweite** Theil enthielt eine ſkizzirte Komödie aus dem Stegreif in Einem Akte, wo ich mich bemühte, den neuen Schauſpielern intereſſante Situationen zu geben.

Der **dritte** Theil enthielt eine komiſche Oper in Verſen und in drey Akten, welche **die Erbauung von Venedig** hieß.

Dieſes kleine Stück, vielleicht die erſte komiſche Oper, die man in den Staaten von **Venedig** ſah, findet man im achtundzwanzigſten Theil der Turiner Ausgabe von meinen Werken.

Imer war ſehr, ſowohl mit meiner Idee, als mit der Art, wie ich ſie ausgeführt hatte, zufrieden. Die ganze Truppe war entzückt darüber. **La Baſtona** allein beſchwerte ſich über mich, und

ſagte ganz laut, ich habe in meiner Ouvertüre, die im Grunde nichts als Charlatanerie wäre, der Madam Ferramonti, die doch nur unter die zweiten Aktriſſen gehörte, ein Stück in Verſen gegeben, auf das die erſten Aktriſſen Anſprüche machen könnten. Ja ſie wiegelte auch die Römerin auf, Klage zu führen, und mir Händel zu machen.

Ach! die arme Ferramonti war nicht lange mehr der Gegenſtand der Eiferſucht ihrer Nebenbuhlerinnen. Sie war ſchwanger, und ihre nahe Niederkunft kündigte ſich durch böſe Vorumſtände an. Die Natur erſchwerte ihr die Erleichterung von ihrer Bürde, ſo daß die Wehmutter in die größte Verlegenheit gerieth. Man ließ einen Accoucheur kommen: das Kind war in einer böſen Lage: man mußte zum Kaiſerſchnitt ſchreiten. Das Kind kam todt zur Welt, und die Mutter folgte ihm bald nach.

Der Mann kam ganz troſtlos zu mir. Ich war es ſo ſehr, als er. Unmöglich konnte ich länger in Padua bleiben. Der Anblick dieſer Weiber, die ſich über meinen Kummer freuten, war mir unerträglich. Unter dem Vorwande, meine Mutter, die von Modena zurückgekommen war, zu beſuchen, reiſte ich auf der Stelle nach Venedig ab.

Achtunddreißigſtes Kapitel.

Meine Ankunft in Venedig. Unterredung mit meiner Mutter. Ein Schritt, den meine ehemalige Verlobte thut. Rückkehr meiner Schauſpielergeſellſchaft nach Venedig. Meine Neigung für Madam Paſſalacqua. Ihre Untreue.

Bey meiner Ankunft in **Venedig** hatte ich nichts dringenders, als meine Mutter zu beſuchen, und zu umarmen. Wir hielten eine lange Unterredung zuſammen. Ich erfuhr, daß meine liegenden Gründe in **Venedig** ſchuldenfrey, meine Einnahme aus **Modena** angewachſen, und mein Bruder wieder in Dienſte getreten wäre. Meine Mutter wünſchte ſehr, daß ich mich von neuem dem Advokatenſtande widmen möchte.

Ich ſtellte ihr dagegen vor, daß ich, nachdem ich einmal mein Vaterland verlaſſen, und in einem ganz verſchiedenen Aufzuge wieder erſchienen wäre, ſchwerlich von neuem auf das Zutrauen, deſſen ich mich unwürdig gemacht, rechnen dürfe: da hingegen die Laufbahn, die ich betreten, eben ſo ehrenvoll wäre, und mit der Zeit auch einträglich werden könnte.

Meine Mutter ſagte mir hierauf mit thränenden Augen, ſie wage es nicht, ſich meinen Neigungen zu widerſetzen. Sie müßte es ſich ſo ſchon vorwerfen, mich von meinem Plan, in den Criminalkanzleyen mein Glück zu ſuchen, abwendig gemacht zu haben. Sie wiſſe, daß ich Vernunft, Ehrgeiz und Thätigkeit beſitze: ſie laſſe mir alſo vollkommene Freyheit, mir eine Lebensart nach meinem Geſchmack zu wählen.

Ich dankte ihr und umarmte ſie von neuem. Wir kamen von einem zum andern, und fielen endlich auch auf Madam St... und ihre Tochter. Ich bezeigte meine Zufriedenheit, daß die Verachtung, die dieſe beiden Frauenzimmer gegen das Geſchäfte, dem ich mich gewidmet, empfänden, mich von aller Furcht und aus aller Verlegenheit befreyt hätte.

„Keinesweges,“ ſagte meine Mutter, „du „betrügſt dich. Madam St... und ihre Tochter „haben mich beſucht, und mit Höflichkeiten über„häuft. Sie ſprachen von dir, als von einem „würdigen, vortreflichen Manne. Der Ruf von „deinem Beyfall und deinen Verdienſten hat dich „ihrer Achtung würdig gemacht, und ich verſichere „dich, daß ſie noch immer auf dich rechnen.“

„Nein,“ ſagte ich mit dem Tone des Unwillens, „nein, Mutter, ich werde mich niemals mit „einer Familie verbinden, die mich einſt betro„gen und zu Grunde gerichtet, und dann verach„tet hat.“

„O ſey ruhig,“ verſezte meine Mutter. „Sie „ſind jezt nicht wohlhabender, als ſie ſonſt waren. „Ich will zu ihnen gehen, und vernünftig mit ih„nen über die Sache ſprechen. Ich nehme es auf „mich, dich ganz los zu machen. Jezt,“ fuhr ſie fort, „laß uns von etwas anderm ſprechen. Er„zähle mir, was du in der Zeit unſerer Trennung „gemacht haſt.“ Ich befriedigte ſie auf der Stelle: ich erzählte ihr einen Theil von meinen Abentheuern, doch überging ich den größten Theil mit Stillſchweigen. Ich machte ſie lachen, weinen und zittern. Den Mittag aßen wir mit unſern Verwandten. Meine Mutter wollte bey Tiſche der Geſellſchaft wieder erzählen, was ich ihr ſchon erzählt hatte: ſie verwirrte ſich aber, und that nichts, als daß ſie die Neugierde der Gäſte nur mehr erregte. Ich war alſo gezwungen, wieder von vorn anzufangen. Die Munterkeit der Tiſchgeſellſchaft ſteckte mich an: ich erzählte Dinge, die ich meiner Mutter verſchwiegen hatte. „Ey, Schelm,“ rief ſie von Zeit zu Zeit aus,

„das

„das haſt du mir nicht geſagt, auch das — auch das „nicht.“ — So brachte ich meinen Tag ſehr angenehm zu, und machte, daß meine alten Onkels und alten Tanten, die ſonſt niemals lachen, für Lachen faſt erſtickten. Vielleicht war ich ein angenehmerer Schwätzer mit dem Munde, als ich es mit der Feder bin.

Gegen Ende des Septembers kam meine Schauſpielergeſellſchaft in die Hauptſtadt zurück. Wir hielten Proben von unſerer Ouvertüre, die den 4ten Oktober auf die Bühne kam. Die Neuheit der Sache überraſchte. Die gelehrte Geſellſchaft fand Beyfall — die Komödie in Einem Akte fiel wegen des Harlekins, mit dem man nicht zufrieden war — die komiſche Oper ward gut aufgenommen, und blieb auf dem Theater.

Der Directeur war ſehr zufrieden, daß der muſikaliſche Theil den Preis erhielt, aber deſto weniger war er mit Madam Paſſalacqua zufrieden. Ihre Stimme war nicht rein, ihr Geberdenſpiel einförmig, und ihre Phyſiognomie grimaſſirt. Imer wünſchte die Intermezzo's im Gange zu erhalten; wozu ihm ein Tonkünſtler aus dem Orcheſter einen Vorſchlag that.

Dieſer gute alte Mann von ſechszig Jahren hatte ſich einfallen laſſen, ein junges Mädchen von

achtzehn Jahren zu heirathen. Er ließ ſie zu ſeiner Violine ſingen, und die junge Perſon hatte Anlage. Imer fand ſie nach ſeinem Geſchmack, und bat mich, ſie in meine Unterweiſung zu nehmen. Sie war ſehr hübſch und ſehr gelehrig, ich unterzog mich alſo dem Geſchäfte mit Vergnügen.

Madam **Paſſalacqua** ward eiferſüchtig darüber. Sie hatte in **Udine** ſchon mehrere vergebliche Verſuche gemacht, mich zu gewinnen. In **Venedig** glückte es ihr beſſer.

Ich erhielt einsmals ein Billet von ihrer Hand, in welchem ſie mich bat, ſie gegen fünf Uhr Abends zu beſuchen. Ohne unartig zu ſeyn, konnte ich es nicht ablehnen. Ich ging alſo hin. Sie empfing mich in dem Aufzuge einer Nymphe der Cythere, ließ mich neben ſich auf ein Kanapee ſetzen, und ſagte mir die ſchmeichelhafteſten, verbindlichſten Sachen von der Welt. Ich kannte ſie, ich war auf meiner Hut, und unterhielt das Geſpräch mit einer heroiſchen Enthaltſamkeit. Das fiel mir nicht ſchwer, denn — ich liebte ſie nicht. Sie war mager, hatte grüne Augen, und die Schminke lag hoch auf ihren bleichen, gelblichen Wangen.

Madam Paſſalacqua ward endlich meiner Gleichgültigkeit müde, und bot alle ihre Künſte auf. „Iſt es möglich,“ ſagte ſie mit einem zärtlichen Tone, „daß ich von allen Frauenzimmern „unſerer Truppe die einzige bin, die das Unglück „hat, Ihnen zu mißfallen? Ich kenne mich ſelbſt, „und habe immer dem Verdienſte ſein Recht wiederfahren laſſen, ſo lange Sie mit Madam Ferramonti in Verbindung ſtanden: aber daß Sie „jezt ein junges, dummes Ding, ein Weib ohne „Talente, ohne Erziehung vorziehen, das iſt „ſchimpflich für Sie, und erniedrigend für mich. „Ach! ich trachte nicht nach dem Glück, Ihr „Herz zu beſitzen; ich habe nicht Verdienſt genug, „mir mit ſo etwas zu ſchmeicheln: aber ich bin „eine Schauſpielerin, habe keine andere Ausſicht, „bin jung, ohne Erfahrung, und brauche Uebung, „guten Rath und Gönner. Wäre ich ſo glücklich, „in Venedig zu gefallen, ſo wäre mein Ruf gemacht, und mein Glück geſichert. Sie könnten „mit Ihrem Talent, mit Ihren Einſichten zu meinem Glücke beytragen. Schon dadurch, daß „Sie mir Ihre verlornen Augenblicke aufopferten, könnten Sie mein Glück machen: allein „Sie verlaſſen, Sie verachten mich. Gott! was „habe ich Ihnen gethan?“ — Hier fielen ein

paar Thränchen aus ihren Augen. — Ich geſtehe, daß ihre Reden mich erweicht hatten: die Thränen vollendeten meine Niederlage. Ich verſprach ihr meinen Beyſtand, meine Sorgfalt und guten Dienſte. Damit war ſie nicht zufrieden. Sie verlangte, ich ſollte ihr die Frau des Tonkünſtlers ganz aufopfern. Dieſer Vorſchlag empörte mich. Ich ſagte ihr, das hieße zu viel gefordert, und wollte gehen.

Madam Paſſalacqua hielt mich zurück, nahm auf einmal einen muntern Ton an, ſah zum Fenſter hinaus, fand das Wetter ſehr ſchön, und ſchlug mir vor, in einer Gondel, die ſie an ihr Haus habe kommen laſſen, friſche Luſt mit ihr zu ſchöpfen. Ich entſchuldigte mich; ſie lachte, beſtand darauf, ergriff mich am Arm, und zog mich nach ſich. Wie hätte ich mich erwehren können, ihr zu folgen?

Wir ſtiegen alſo in das Fahrzeug, in dem man ſich ſo bequem befindet, als in dem ſchönſten Kabinette. Wir fuhren heraus in die breite Lagune, die **Venedig** umgiebt. Hier zog unſer verſtändiger Gondelier den hintern Vorhang zu, und brauchte ſein Ruder als Steuer der Gondel, die er übrigens ganz der Willkühr der Meeresfluth überließ.

Wir plauderten viel zuſammen, und waren munter und guter Dinge. Nach Verlauf einer gewiſſen Zeit ſchien es uns ſpät in der Nacht zu ſeyn, und wir wußten nicht, wo wir waren. Ich ſah nach meiner Uhr, es war aber ſchon zu dunkel, um etwas zu erkennen. Ich öffnete alſo den Vorhang am Hintertheil des Fahrzeugs, und fragte den Gondelier, in welcher Stunde wir wären? „Ich kann's nicht ſagen, Herr," antwortete er mir: „aber wenn ich nicht irre, ſo ſind wir in der „Schäferſtunde." „Wenn es das iſt," verſezte ich, „ſo fahre nach dem Quartier der Madam." Der Gondelier nahm ſein Ruder wieder, drehte das Vordertheil der Gondel nach der Stadt zu, und ſang uns unterwegs die ſechsundzwanzigſte Strophe aus dem ſechszehnten Geſang des **befreyten Jeruſalems** vor. *)

*) Wahrſcheinlich ein Schreib= oder Druckfehler, und ſoll die 25ſte Strophe heißen:

25.

Teneri ſdegni, e placide, e tranquille
Repulſe, cari vezzi, e liete paci,
Sorriſi, parolette, e dolci ſtille
Di pianto, e ſoſpir tronchi, e molli baci;
Fuſe tai coſe tutte, e poſcia unille,

Gegen halb eilf Uhr kamen wir wieder in die Wohnung der Madam Paſſalacqua zurück. Man trug ein vortrefliches Soupper auf, und wir ſpeiſten allein. Um Mitternacht verließ ich ſie, ſehr entſchloſſen, ihr die Artigkeiten, die ſie mir erwieſen hatte, zu vergelten.

In der Erwartung, daß meine Mutter ein bequemes Quartier finden würde, das ich mit ihr zugleich beziehen könnte, blieb ich noch bey dem Directeur der Truppe. Den Tag nach dem ſonderbaren Abend, von dem ich eben geſprochen habe,

Ed al foco tempro di lente faci:
E ne formò quel vì mirabil cinto,
Di ch' ella aveva il bel ſianco ſuccinto.

26.

Fine alfin poſto al vagheggiar, richiede
A lui commiato, e'l bacia e ſi diparte.
Ella per uſo il dì n'eſce, e rivede
Gli affari ſuoi, le ſue magiche carte.
Egli riman; che a lui non ſi concede
Por orma o trar momento in altra parte:
E trà le fere ſpazia, e trà le piante,
Se non quando è con lei, romito amante.

Wer noch zweifeln ſollte, daß ein Ueberſetzer, der Alles, auch unüberſetzbare, überſetzen, und wörtlich überſetzen will, oft unvermeidlich Unſinn ſagen muß, der leſe die erſte Strophe nach der Heinſiſchen Ueberſetzung — die überhaupt ein Muſter einer ſchlech-

ſah ich meinen Wirth und ſagte ihm, daß der wilde und eiferſüchtige Charakter des alten Tonkünſtlers mir unerträglich ſey, und daß ich ihn deshalb bäte, mir die Sorge des Unterrichts für die junge Frau abzunehmen. Ich entwarf nun in aller Eil ein Intermezzo für Madam Paſſalacqua, ich beſuchte ſie, und las ihr die erſten Beweiſe meiner Erkenntlichkeit vor.

Unterdeſſen kam Griſelda auf die Bühne. Dieſes Trauerſpiel ward vom Publikum als ein neues Werk aufgenommen. Es gefiel ſehr, und lockte viel Leute in das Haus. Die Römerin, die man nun ſeit zwanzig Jahren auf dieſem Theater ſah, ward in dieſem Stücke, wie bey ihrem

ten, wörtlichen und doch äußerſt untreuen Ueberſetzung iſt, und nur von dem Herausgeber der ausländiſchen ſchönen Geiſter gekrönt werden konnte —

St. 25. „Zärtlicher Zorn, und ſanfte, ſtille Weigerungen, muthwilligen Zwiſt, und frohen Frieden, „Lächeln, Wörtchen, und ſüße Thränentropfen, und „abgebrochne Seufzer, und feuchte Küſſe: alle dieſe „Dinge goß ſie gediegen, und ſchmolz ſie hernach „zuſammen, und härtete ſie an einem Feuer von „langſamen Bränden, und bildete den ſo wunderbaren Gürtel daraus, der ſich um ihre ſchöne Seite „ſchlang.“

erſten Debüt, applaudirt. Caſali intereſſirte und preßte Thränen aus, und Vitalba, der ſonſt der Rolle des Beliſar vollkommen Genüge gethan hatte, übertraf ſich jezt ſelbſt in der Rolle des Gualtiero.

Vitalba bringt mich wieder auf Madam Paſſalacqua zu ſprechen. Er war ein ſchöner Mann, ein vortreflicher Schauſpieler, der aber ſehr ausſchweifte, und vorzüglich den Weibern nachlief. Er machte ſich an die Paſſalacqua, und es koſtete ihm wenig Mühe, ſie zu bezwingen. Ich erfuhr, daß Vitalba ſie fleißig beſuche, und daß ſie verſchiedene Partien zuſammen gemacht hätten. Dieß verdroß mich, und ich zog mich von der Ungetreuen zurück, ohne daß ich ſie würdigte, mich über ſie zu beklagen, oder ihr einen Grund von meiner Entfernung anzugeben.

Sie ſchrieb mir einen rührenden, klagenden Brief: ich hingegen ſezte in meiner Antwort alles, was ich gegen ihr übles Betragen einzuwenden hatte, weitläuftig aus einander. Sie ſchickte mir einen zweiten Brief, in welchem ſie, ohne etwas zu leugnen oder ſich zu entſchuldigen, mich auf das dringendſte bat, ſie nur noch ein einzigesmal, zum leztenmale zu beſuchen: ſie hätte mir

etwas anzuvertrauen, das ihre Lage, ihre Ehre, ihr Leben beträfe.

Soll ich hingehen? oder ſoll ich nicht hingehen? Ich ſchwankte eine Weile, endlich entſchloß ich mich doch — war es Neugierde, oder Bedürfniß, meinen Verdruß auszulaſſen — hinzugehen.

Ich trat in ihr Zimmer, nachdem ich mich hatte melden laſſen, und fand ſie ausgeſtreckt auf einem Kanapee liegen, den Kopf auf ein Küſſen geſtützt. Ich grüßte ſie, ſie antwortete nicht. Ich fragte, was ſie mir zu ſagen habe? Sie antwortete nichts. Nun ſtieg mir das Feuer in den Kopf, ich glühte vor Zorn, ließ meiner Galle freyen Lauf, und überhäufte ſie ohne Schonung mit allen Vorwürfen, die ſie verdiente. Sie ſagte noch nichts, uud trocknete nur von Zeit zu Zeit eine Thräne. Ich kannte dieſe hinterliſtigen Thränen, und wollte wieder fort. „Gehn Sie nur,“ ſagte ſie mit zitternder Stimme, „gehn Sie nur. „Mein Entſchluß iſt gefaßt: Sie werden bald „mehr von mir hören.“ — Dieſe unbeſtimmten Worte hielten mich nicht zurück: ich ging nach der Thüre: hier drehte ich mich herum, um Abſchied von ihr zu nehmen, und — ſah ſie mit aufgehobnem Arme, mit einem Dolch in der Hand,

der gegen die Bruſt gerichtet war. Dieſer Anblick erſchreckte mich, und brachte mich auf einmal um meinen Verſtand. Ich eilte herbey, warf mich zu ihren Füßen, riß den Dolch aus ihrer Hand, trocknete ihre Thränen, verzieh ihr alles, verſprach ihr alles, blieb bey ihr, wir aßen zuſammen, und . . . ſtanden uns wieder, wie zuvor.

Ich war zufrieden mit meinem Siege, und ſegnete den Augenblick, wo ich im Herausgehn begriffen war, und mich noch einmal umwandte. Ich war verliebt, und liebte ſie wirklich von Herzen, und war überzeugt, daß ſie mich auch liebe. Ich ſuchte Gründe auf, ihren Fehltritt zu entſchuldigen. **Vitalba** hat ſie überraſcht: ſie bereut es jezt: ſie hat dem **Vitalba** auf ewig entſagt, auf ewig . . . und nach drey Tagen erfuhr ich ſo ſicher und gewiß, daß ich nicht daran zweifeln konnte, daß Madam **Paſſalacqua** mit dem Herrn **Vitalba** zu Mittag und Abend geſpeiſt, und ſich mit ihm weidlich über mich luſtig gemacht habe.

Neununddreißigſtes Kapitel.

Meine Bearbeitung des Feſtin de Pierre unter dem Titel Don Jouan Tenorio oder der Lüderliche. Vollkommne Rache an der Paſſalacqua. Meine Reiſe nach Genua. Ueberſicht dieſer Stadt. Urſprung der königlichen Lotterie. Meine Verheirathung. Rückkehr nach Venedig.

Weder um meine Memoiren auszuſchmücken, noch um Complimente über meine Gutmüthigkeit einzuärnten, habe ich in dem vorigen Kapitel die Untreue einer Schauſpielerin, die mich hinterging, geſchildert. Blos deshalb, weil ich dieſe Anekdote in einer Arbeit anbrachte, die dazu beſtimmt war mich zu rächen, habe ich es für nöthig gefunden, das Hiſtoriſche der Epiſode vorauszuſchicken, ehe ich auf den Hauptgegenſtand ſelbſt käme.

Jedermann kennt das ſchlechte ſpaniſche Stück, das die Italiener il Convitato di Pietra, und die Franzoſen le Feſtin de Pierre nennen.

Ich habe es immer in Italien mit Abſcheu betrachtet, und niemals begreifen können, wie dieſes Poſſenſpiel ſich ſo lange Zeit erhalten, die Menge Zuſchauer herbeygelockt, und das Vergnügen eines aufgeklärten Landes gemacht hat.

Die italieniſchen Schauſpieler wunderten ſich ſelbſt darüber. Ich habe manchen, war es aus Einfalt oder aus Scherz, ſagen hören, der Verfaſſer des **ſteinernen Gaſtmahls** habe ein Bündniß mit dem Teufel gemacht, das Stück nicht fallen zu laſſen.

Ich wäre von mir ſelbſt niemals auf den Einfall gekommen, dieſen Gegenſtand zu bearbeiten: da ich aber in der Zeit Franzöſiſch genug gelernt hatte, um es leſen zu können, und da ich ſah, daß **Moliere** und **Thomas Corneille** ſich damit beſchäftigt hatten, ſo faßte ich den Entſchluß, auch meine Landsleute mit demſelben Stoffe zu regaliren, und dem Teufel mit etwas mehr Anſtand Wort zu halten.

Doch konnte ich ihm nicht denſelben Titel geben: denn in meinem Stücke ſpricht die Bildſäule des Befehlshabers nicht, noch weniger geht ſie umher, oder gar in die Stadt zu Gaſte. Ich gab ihr, wie **Moliere**, die Aufſchrift **Don Juan**, und ſezte nur noch hinzu: oder **der Lüderliche**.

Den Bliz, der den **Don Juan** erſchlägt, glaubte ich nicht hinweg laſſen zu dürfen; da der Böſewicht immer geſtraft werden muß: aber ich richtete dieſen Vorfall ſo ein, daß er ſo wohl eine unmittelbare Folge des Zornes Gottes ſeyn, als

als auch aus einer Verbindung niederer Mächte, die aber immer nach den Geſetzen der Vorſicht handeln müſſen, entſtanden ſeyn konnte.

Da ich in dieſem Luſtſpiele, das fünf Akte hat und in reimloſen Verſen geſchrieben iſt, weder den Harlekin, noch ſonſt eine italieniſche Maſke hatte auftreten laſſen: ſo ſuchte ich dem Mangel des Komiſchen durch einen Schäfer und eine Schäferin abzuhelfen, die ſamt dem Don Juan, die Paſſalacqua, den Goldoni und Vitalba vorſtellen, und ein Bild von der übeln Aufführung der erſten, von der gutmüthigen Unbefangenheit des zweiten, und von der Bosheit des dritten liefern ſollten.

Eliſe war der Name der Schäferin, denn die Paſſalacqua hieß Eliſabeth. Der Name Carino, den ich dem Schäfer gab, war, bis auf Einen Buchſtaben, das Diminutivum von meinem Taufnamen (Carlino) und Vitalba, unter dem Namen Don Juan, war genau nach ſeinem wahren Charakter geſchildert.

Ich legte der Eliſe dieſelben Reden in den Mund, deren ſich die Paſſalacqua bedient hatte, mich zu betrügen. Sie machte auf der Bühne von eben den Thränen und dem Dolche Gebrauch, wodurch ich mich hatte hintergehn laſſen, und ich rächte mich wegen der Treuloſigkeit der Schau-

ſpielerin zu derſelben Zeit, als Carino ſich an ſeiner untreuen Schäferin rächte.

Das Stück war fertig, und ſollte nun geſpielt werden. Ich ſah voraus, daß die Paſſalacqua ſich weigern würde, die Rolle zu übernehmen und ſich ſelbſt zu ſpielen. Ich gab alſo dem Directeur und dem Eigenthümer des Theaters einen Wink davon, und ließ die Rollen austheilen, ohne das Stück vorher vorzuleſen. Die Paſſalacqua erkannte ſich bald in der Rolle, die ſie ſpielen ſollte, und beklagte ſich deshalb bey dem Directeur und bey Sr. Exc. dem Herrn Grimani. Sie verſicherte beiden, daß ſie in dem Stücke nicht auftreten würde, wenn der Verfaſſer nicht weſentliche Veränderungen damit vornähme. Allein ſie erhielt den Beſcheid, entweder die Rolle der Eliſe ſo zu ſpielen, wie ſie wäre, oder die Geſellſchaft zu verlaſſen.

Dieſes entweder — oder machte einen ſolchen Eindruck auf die Dame, daß ſie einen muthigen Entſchluß faßte, ihre Rolle lernte, und ſie vortreflich ſpielte.

Das Publikum, das gewohnt war, in dem Convitato di Pietra, den Harlekin mit Hülfe zweyer Blaſen ſich aus dem Sturm retten, und den Don Juan, trocken und ohne den geringſten Schaden

an ſeiner Friſur, aus den Wellen des Meeres ſteigen zu ſehen, wußte bey der erſten Vorſtellung dieſes Stücks nicht, was es aus dem ernſthaſten edeln Gewande machen ſollte, das der Verfaſſer dieſem alten Poſſenſpiele umgehängt hatte. Da aber mein Abentheuer mit de Paſſalacqua und dem Vitalba vielen Leuten bekannt war, ſo hob dieſe Anekdote das Stück. Man hatte auch hier Stoff zur Unterhaltung, und lernte einſehen, daß eine vernünftige komiſche Laune dem trivialen Komiſchen vorzuziehen ſey.

Und ſo erhielt mein Don Juan alle Tage mehr Beyfall und Zulauf. Man gab ihn ununterbrochen bis zur Faſtnacht, und machte damit den Schluß der Vorſtellungen

Ungeachtet dieſes Beyfalls, den das Stück erhielt, war es doch ſo wenig als Beliſar beſtimmt, in einer Sammlung meiner Werke zu erſcheinen. Ob es gleich ein verbeſſertes Feſtin de Pierre war, ſo waren doch dieſe Verbeſſerungen nicht von der Art, wie ich ſie vorhatte: da ich das Stück aber in Bologna gedruckt und ſchrecklich verunſtaltet fand, ſo entſchloß ich mich, ihm eine Stelle in meinem Theater einzuräumen, und das um deſto eher, da Don Juan, wenn er auch gleich nicht zu der neuen Gattung, die ich einführen

wollte, doch auch nicht zu der von mir verworfenen Gattung gehörte.

Die Truppe von San Samuel ſollte dieſes Jahr den Frühling in Genua und den Sommer in Florenz zubringen. Es waren ſechs neue Schauſpieler unter die Geſellſchaft gekommen, um derer willen Jmer meine Gegenwart für deſto nothwendiger hielt, und mir den Antrag that, ihn zu begleiten.

Ich konnte auf dieſe Weiſe zwey der ſchönſten Städte in Italien ſehen, und ſollte in allem frey gehalten werden. Dieſe Gelegenheit reizte mich zu ſehr, um widerſtehen zu können. Ich ſprach mit meiner Mutter davon. In ihren Augen waren meine Gründe immer gut, ich reiſte alſo mit dem Directeur nach Genua ab.

Unſre Reiſe war glücklich, wir hatten immer ſchönes Wetter. Blos bey der Erſteigung des hohen Bergs, den man la Bochuera nennt, wurden wir etwas incommodirt, aber mehr von der Sonnenhitze, als von der Kälte.

Nachdem wir durch das reiche und ſchöne Dorf San Pietro d'Arena gekommen waren, entdeckten wir Genua an der Seite des Meers. Welch ein reizendes, überraſchendes Schauſpiel! Man erblickt ein Amphitheater in einem halben Zirkel, das

von r einen Seite das weite Baßin des Hafens bildet, und ſich von der andern Seite ſtufenweiſe am Abhange des Berges mit unermeßlichen Gebäuden erhebt, die von ferne über einander zu ſtehen ſcheinen, und ſich in Terraſſen, Baluſtraden oder Gärten verlieren, die mehrern Gebäuden zu Dächern dienen.

Dieſen Reihen von Paläſten und bürgerlichen Wohnungen, von denen einige mit Marmor belegt, andere mit Gemälden geziert ſind, gegenüber, ſieht man die beiden Dämme, welche die Mündung des Hafens bilden. Dieſes Werk wäre der Römer würdig geweſen, denn die Genueſer beſiegten hier, unerachtet der Gewalt und Tiefe des Meers, die Natur, die ſich ihrer Niederlaſſung widerſezte.

Da wir von der Seite von Fanal nach dem Thore St. Thomas herabſtiegen, ſahen wir den unermeßlichen Palaſt Doria, in welchem drey ſouveräne Fürſten auf einmal wohnten, und begaben uns hierauf in den Gaſthof Santa Marta, wo wir ſo lange blieben, bis wir die für uns beſtimmten Quartiere beziehen konnten.

Man zog eben an dieſem Tage das Lotto, und ich bekam Luſt, dieſer Ceremonie beyzuwohnen. Das Lotto, das man in Italien il Lotto di Ge-

nova und in Paris la lotterie royale de France nennt, war in Venedig noch nicht aufgenommen. Demungeachtet gab es heimlich Collecteurs genug, die Einſätze auf die Ziehungen in Genua annahmen, und auch ich hatte eben einige Billets auf dieſe Ziehung bey mir.

Das Lotto iſt in Genua erfunden worden, und ein Zufall hat die erſte Idee dazu gegeben. Die Genueſer beſtimmen durchs Loos zweymal im Jahre die Namen von fünf Senatoren, die ihren Vorgängern im Amte folgen ſollen. Man kennt in Genua die Namen aller derer, die in der Urne ſind, und alſo herauskommen können. Einige Einwohner in der Stadt kamen auf den Einfall, Wetten unter ſich anzuſtellen. Einer ſagte: ich wette, bey der nächſten Ziehung kömmt dieſer oder jener heraus: ein anderer ſagte: ich wette auf jenen. Die Wette war gleich.

Einige Zeit hierauf fanden ſich ſchlaue Köpfe, die eine Bank auf das pro et contra hielten, und den Wettenden einige Vortheile bewilligten. Der Gouverneur bekam Nachricht davon, und dieſe kleinen Bänke wurden verboten. Bald aber meldeten ſich förmliche Pachter, denen man Gehör gab. So wurde das Lotto auf zwey Ziehungen

feſtgeſezt, bald darauf aber ſtieg dieſe Zahl um ein Beträchtliches.

Dieſes Lotto iſt jezt faſt allgemein geworden. Ich werde mich nicht auf die Unterſuchung einlaſſen, ob es vortheilhaft oder ſchädlich iſt: ich rede von Allem und entſcheide Nichts. Nach meiner Gewohnheit, alle Dinge von der beſten Seite zu betrachten, ſehe ich das Lotto als eine gute Revenü für die Regierung, als eine Beſchäftigung für müſſige Leute, und als eine Stütze der Hofnung für unglückliche Perſonen an.

Ich vollends hatte damals alle Urſache, mit dem Lotto zufrieden zu ſeyn. Ich gewann eine Ambe von hundert Piſtolen, die mir ſehr wohl zu ſtatten kam.

Doch ich hatte in Genua ein noch viel größeres Glück, das mir alle Kümmerniſſe des Lebens verſüßte, zu erwarten. Ich heirathete eine junge, wohlerzogene, brave, reizende Perſon, die mich für alle ſchlimmen Streiche, welche die Weiber mir von jeher geſpielt hatten, entſchädigte, und mich wieder mit dem ſchönen Geſchlechte ausſöhnte. Ja, mein lieber Leſer, ich verheirathete mich, und will dir nun erzählen, wie das zuging.

Der Directeur und ich logirten in einem Hauſe nah am Theater. Aus meinen Fenſtern hatte ich öfters gegen über eine junge Perſon geſehen, die mir ſehr artig dünkte, und mit der ich Bekanntſchaft zu machen wünſchte. Ich ſah ſie einmal allein am Fenſter ſtehen, und grüßte ſie ziemlich zärtlich. Sie machte mir eine Verbeugung, verſchwand aber augenblicklich, und ließ ſich ſeitdem nicht wieder ſehen.

Dieß reizte meine Neugier und meine Eigenliebe. Ich erkundigte mich nach den Perſonen, die mir gegen über wohnten, und erfuhr, daß es ein gewiſſer Herr Conio, Notar des Collegiums in Genua, einer von den vier Notaren, die Deputirte bey der St Georgs-Bank ſind, mit Einem Worte ein anſehnlicher Mann war, der auch Vermögen hatte, ſich aber bey ſeiner zahlreichen Familie nicht ſo gut ſtand, als er ſonſt hätte ſtehen können.

Gut, dachte ich. Ich mache die Bekanntſchaft des Herrn Conio. Ich wußte, daß Imer Obligationen von dieſer Bank hatte, welche die Miethe von einigen Logen betrafen, und die er auf der Stelle durch Wechſelagenten zu negotiiren pflegte. Ich bat ihn, mir eine von dieſen Obligationen anzuvertrauen, wozu er ſich gleich bereit

finden ließ. Ich trug dieſes Papier auf die Bank, es dem Herrn Conio vorzulegen, und bey dieſer Gelegenheit den Mann etwas kennen zu lernen.

Ich fand ihn von Leuten umringt, und wartete, bis er allein war. Ich näherte mich hierauf ſeinem Schreibſchrank, und erſuchte ihn, mir den Betrag dieſer Obligation auszuzahlen.

Der brave Mann empfing mich ſehr höflich, und erklärte mir meinen Irthum. Er ſagte, dieſe Billets würden bey der Bank nicht bezahlt, allein der erſte beſte Wechsler, oder auch der erſte beſte Kaufmann würde mir das Geld auf der Stelle gegeben haben. Ich entſchuldigte mich, ſagte, daß ich ein Fremder, ſein Nachbar wäre. . . Ich wollte noch mehr ſagen, aber die Stunde war um, er bat mich, daß ich ihm erlauben möchte, ſein Kabinet zuzuſchließen; wir könnten ja auf dem Wege mehr zuſammen ſprechen.

Wir verließen die Bank, und er ſchlug mir vor, bis es Zeit zum Mittagseſſen würde, einſtweilen eine Taſſe Kaffee zu trinken. Ich nahm den Vorſchlag an, denn in Italien trinkt man des Tages bis an zehn Taſſen Kaffee. Wir traten in die Butike eines Limonadehändlers. Herr Conio hatte mich öfters unter den Komödianten

geſehen, und fragte mich, was ich für Rollen ſpiele?

„Ihre Frage,“ antwortete ich ihm, „beleidigt „mich nicht. Jeder andere würde ſich, wie Sie, be„trogen haben.“ Ich ſagte ihm, wer ich wäre, und was ich triebe. Er entſchuldigte ſich: er liebte das Schauſpiel, ging fleißig in die Komödie, hatte meine Stücke geſehen, und freute ſich ſo ſehr über meine Bekanntſchaft, als ich mich über die ſeinige. So waren wir ſchon nah zuſammen. Er beſuchte mich, ich beſuchte ihn. Ich ſah Mammſel Conio, und entdeckte täglich neue Reize und neue Verdienſte an ihr. Nach Verlauf von einem Monate hielt ich ſelbſt bey Herrn Conio um ſeine Tochter an.

Dieſer Antrag kam ihm nicht unerwartet. Er hatte meine Neigung bemerkt, und fürchtete keine abſchlägliche Antwort von Seiten ſeiner Tochter: als ein kluger, vorſichtiger Mann aber, verlangte er ein paar Wochen Bedenkzeit, und ließ dem genueſiſchen Conſul in Venedig ſchreiben, um nähere Erkundigungen über mich einzuziehen. Ich fand dieſen Aufſchub ganz billig, und ſchrieb zugleich mit. Ich gab meiner Mutter von meinem Plane Nachricht, machte ihr ein Bild von meiner Braut, und bat ſie, mir auf der Stelle alle

bey ſolchen Gelegenheiten nöthige Atteſtate zu ſchicken.

Nach Verlauf eines Monats erhielt ich die Einwilligung meiner Mutter, und die verlangten Papiere. Ein paar Tage darauf bekam auch Herr Conio das ſchmeichelhafteſte Zeugniß zu meinem Beſten. Unſere Verbindung ward auf den Monat Julius feſtgeſezt. Wir wurden bald über die Mitgabe einig, und unterzeichneten den Contract.

Imer wußte kein Wort davon. Ich hatte gute Gründe zu fürchten, er möchte mir in meinen Abſichten hinderlich ſeyn. Er war wirklich auch ſehr verdrüßlich, als er es erfuhr. Er ſollte den Sommer in Florenz zubringen, und mußte nunmehr ohne mich ſeinen Weg antreten.

Ich verſprach unterdeſſen doch, die Geſellſchaft nicht zu verlaſſen, einſtweilen für Venedig zu arbeiten, mich zu rechter Zeit dort einzufinden — und hielt Wort.

So war ich nun der zufriedenſte, glücklichſte Menſch von der Welt; allein ich war verdammt, kein Glück zu genießen, daß nicht auf der Stelle eine Unannehmlichkeit damit verknüpft wurde. In der erſten Hochzeitnacht überfiel mich ein Fieber, und die Blattern, die ich ſchon in meiner er-

ſten Jugend in **Rimini** gehabt hatte, brachen zum zweitenmale aus.

Geduld! zum Glück waren ſie nicht gefährlich, und ich wurde nicht häßlicher, als ich ſchon war. Meine arme Frau weinte ſehr an meinem Bette. Sie war mein Troſt in allen Leiden, und iſt es immer geblieben.

Endlich reiſten wir zu Anfang des Septembers zuſammen nach **Venedig** ab. Himmel, welch eine grauſame Trennung für meine Frau! wie viel Thränen vergoß ſie nicht! Sie mußte auf einmal Vater und Mutter, Brüder und Schweſtern, Onkel und Tante verlaſſen . . . aber ſie folgte ihrem Manne.

Vierzigſtes Kapitel.

Rückkehr nach Venedig mit meiner Frau. Rinald von Montalban, eine Tragikomödie. Heinrich, König von Sicilien, ein Trauerſpiel. Ankunft des berühmten Harlekin Sacchi und ſeiner Familie in Venedig. Ihr Eintritt in die Truppe San Samuel. Noch mehrere gute neue Mitglieder. Der vollkommne Mann, ein Charakterſtück in drey Akten: theils niedergeſchrieben, theils ſkizzirt.

Bey meiner Ankunft in Venedig ſtellte ich meine Frau meiner Mutter und Tante vor. Meine Mutter war über die Sanftheit ihrer Schwiegertochter ganz entzückt, und ſelbſt meine Tante, die ſich ſonſt nicht ſehr mittheilte, machte ihre Nichte zu ihrer vertrauten Freundin. Das war ein reizender Haushalt: der Friede herrſchte mitten unter uns, und ich war der glücklichſte Mann in der Welt.

Meine Schauſpieler, die gar nicht mehr auf mich gerechnet hatten, waren ſehr vergnügt, als ſie mich wiederſahen: zumal da ich ihnen ein neues Stück mitgebracht hatte. Es war **Rinald von Montalban**, eine Tragikomödie in fünf Akten, und in Verſen.

Der Gegenſtand derſelben war ein urſprünglich italieniſcher Stoff, der aber eben ſo ſchlecht behandelt worden war, als **Beliſar** und das **ſteinerne Gaſtmahl**. Ich hatte es von den groben Fehlern gereinigt, die es unerträglich machten; und ihm ſo viel als möglich von dem wahren Geiſte der alten Ritterzeiten und einen Ton und Zuſchnitt zu geben geſucht, die einem Stücke, in welchem **Karl der Große** auftrat, angemeſſen wären.

Das Publikum, das gewohnt war, den **Rinald**, einen franzöſiſchen Paladin, mit einem zerriſſenen Mantel im Kriegsrath erſcheinen, den Harlekin das Schloß ſeines Herrn vertheidigen, und die Soldaten des Kaiſers mit Fiſchkeſſeln und zerbrochenen Töpfen auf den Boden ſtrecken zu ſehen; ſah nunmehr mit Vergnügen den verläumdeten Helden ſeine Sache mit Würde vertheidigen, und war nicht unzufrieden, die platten und übelangebrachten Poſſen ausgemerzt zu finden.

Rinald von Montalban erhielt Beyfall, aber doch in geringerm Grade, als **Beliſar** und das **ſteinerne Gaſtmahl**. Er ward bis Ende des Herbſtes gegeben, und doch hatte ich ihn nicht für den Druck beſtimmt, und ſah es ungern, daß man ihn in die Turiner Ausgabe aufnahm.

Das erſte Jahr meiner Heirath hatte mich ſo ſehr beſchäftigt, daß ich darin wenig für das Theater arbeiten konnte. Und doch mußte ich etwas Neues für den Winter ſchaffen. Schon in **Genua** hatte ich an einem Trauerſpiele angefangen, und war damit bis zum vierten Akt gekommen. Ich machte in der Geſchwindigkeit den fünften Akt dazu, änderte und verbeſſerte in der Eil, und ſezte die Schauſpieler in den Stand, dieſes neue Stück zu Anfang des Carnevals geben zu können.

Der Titel meines Stücks war **Heinrich, König von Sicilien.** Den Stoff hatte ich aus der Mariage de vengeance, (der Heirath aus Rache) einer Novelle aus dem **Gil Blas** entlehnt. Dieſe Geſchichte iſt dieſelbe, die auch Herr **Saurin**, Mitglied der franzöſiſchen Akademie, unter dem Titel Blanche et Guiſcard bearbeitet hat. Das Trauerſpiel des franzöſiſchen Verfaſſers erhielt keinen großen Beyfall, und das meinige eben ſo wenig. Es ſcheint gewiſſe unglückliche Gegenſtände zu geben, die nicht dazu gemacht ſind, Beyfall zu finden.

Rinaldo, der nun wieder gegeben wurde, entſchädigte die Schauſpieler, und machte den Schluß des komiſchen Jahrs.

Die Faſtenzeit über nahm man Veränderungen mit dieſer Truppe vor, die ſie, ſo viel möglich, zur Stufe der Vollkommenheit brachten.

Die Mutter **la Baſtona** hatte man gegen die Tochter, eine vortrefliche Schauſpielerin, voller Einſicht, edel im ernſthaften, und ſehr angenehm im komiſchen Spiel, vertauſcht. **Vitalba**, der erſte Liebhaber, war durch **Simonetti** erſezt worden, der zwar weniger blendete, als ſein Vorgänger, aber dafür auch viel anſtändiger, unterrichteter und gelehriger war. Ferner hatte man die Acquiſition des Pantalon **Golinetti** gemacht, der mittelmäßig unter der Maſke, aber ganz vortreflich war, mit freyem Geſichte junge Venetianer zu ſpielen; und die des Doctor **Lombardi**, der in Rückſicht auf ſeine Figur und ſeine Talente einzig war. Zu meinem Glücke hatte man auch die **Paſſalacqua** fortgeſchickt. Ich hatte eben keinen Groll gegen ſie, allein ich befand mich doch weit beſſer, wenn ich ſie nicht ſah.

Was aber dieſe Truppe vollkommen gut machte, war der berühmte Harlekin **Sacchi**, deſſen Frau die zweiten Liebhaberinnen ganz leidlich, ſo wie ſeine Schweſter, etwas Uebertreibung abgerechnet, die Subretten ſehr gut ſpielte.

So hab' ich es nun, ſagte ich zu mir ſelbſt, wie ichs haben will, und kann meiner Einbildungs-kraft freyen Lauf laſſen. Ich habe mich nun genug mit ſchon bearbeiteten Gegenſtänden beſchäftigt, nun muß ich erfinden. Ich habe Schauſpieler, die viel verſprechen; um ſie aber nützlich anzuwenden, muß ich damit anfangen, ſie zu ſtudieren. Jeder hat ſeinen eigenen Charakter; giebt ihm der Dichter in ſeinem Stücke einen Charakter, der dem ſeinigen entſpricht, ſo iſt der glücklichſte Erfolg gewiß. Ja, fuhr ich in meinen Betrachtungen weiter fort, jezt iſt vielleicht der Augenblick da, wo ich die Reform, die ich ſo lange vor Augen gehabt habe, verſuchen kann. Ja ich muß Charaktere behandeln, dieſe ſind die Quelle der guten Komödie. Damit fing der große Moliere ſeine Laufbahn an, und gelangte zu dieſem Grade von Vollkommenheit, den uns die Alten nur aus der Ferne zeigten, und den die Neuern noch nicht erreicht haben.

That ich Unrecht, daß ich mich ſelbſt ſo aufmunterte? Gewiß nicht. Die Komödie war meine Neigung, und die gute Komödie mein Zweck. Ich hätte freylich Unrecht gehabt, wenn ich den Ehrgeiz genährt hätte, mich den Meiſtern in der Kunſt zu nähern, aber ich ſtrebte nach nichts, als

die Mißbräuche des Theaters in meinem Lande abzuſchaffen, und dazu gehörte nicht ſehr viel Kunſt und Einſicht.

Nach dieſen Betrachtungen, die mir richtig dünkten, ſah ich mich in der Truppe nach einem Schauſpieler um, der mir am tauglichſten vorkommen würde, meine neuen und zugleich angenehmen Charaktere glücklich darzuſtellen.

Ich blieb bey dem Pantalon **Golinetti** ſtehen. Nicht um ihn mit einer Maſke zu brauchen, welche die Phyſionomie verſteckt, und den fühlenden Schauſpieler hindert, auf ſeinem Geſichte die Leidenſchaft, die ihn beſeelt, auszudrücken: ſondern weil ich im Umgange ſehr mit ſeiner Art zu ſeyn, die ich geſehn und geprüft hatte, zufrieden war, und einen vortreflichen Schauſpieler aus ihm zu machen hoffte: worin ich mich auch nicht betrog.

Ich verfertigte alſo ein Charakterſtück unter dem Titel: Momolo Corteſan. **Momolo** iſt im venetianiſchen Dialect das Diminutiv von Girolamo (**Hieronimus.**) Das Adjectivum corteſan läßt ſich aber unmöglich durch ein franzöſiſches ausdrücken. Der Ausdruck corteſan iſt nicht das verdorbene courtiſan, vielmehr kömmt es von courtoiſie und courtois her. Die Italiener ſelbſt

kennen nicht durchgehends dieſen venetianiſchen Corteſan, deswegen gab ich auch im Druck dieſem Stücke den Namen L'uomo di Mondo: im Franzöſiſchen, glaube ich, würde der paſſendſte Ausdruck l'Homme accompli ſeyn. *)

Wir wollen ſehen, ob ich mich irre. Der wahre venetianiſche Corteſan iſt ein Mann von Rechtſchaffenheit, Dienſtfertigkeit, und Behülflichkeit. Er iſt großmüthig ohne Verſchwendung; munter ohne Ausgelaſſenheit; er liebt die Weiber, ohne ſich an ſie zu feſſeln; er liebte das Vergnügen ohne ſich zu Grunde zu richten: er miſcht ſich in alles zum Beſten der Sache; er zieht den Frieden und die Ruhe vor, aber er duldet keinen Betrug; er iſt geſprächig und zuthunlich gegen Jedermann: ein warmer Freund, ein eifriger Beſchützer. Iſt das nicht das Bild eines vollkommnen Mannes, eines wahren Weltbürgers?

*) Momolo Corteſan! Wer die gleich zunächſt folgende Schilderung mit dieſem Ausdrucke vergleicht, der wird wohl keinen Augenblick im Zweifel bleiben, daß er ſich im Deutſchen nicht vollkommen erſchöpfen laſſen ſollte durch Hieroninius der Weltbürger! Unter uns ſtehen zwar ſeit einiger Zeit die Weltbürger nicht in dem beſten Geruche; allein hier iſt die Rede nicht, was unſere Weltbürger ſind, ſondern was Weltbürger ſeyn ſollten, und was ſie ſeyn wollen.

Aber, wird man mich fragen, giebt es viel ſolcher Corteſan's in **Venedig**? Ja, nicht wenige. Es giebt viele Perſonen, die mehr oder weniger von den Eigenſchaften dieſes Charakters beſitzen: allein da es darauf ankam, ihn vor den Augen des Publikums aufzuſtellen, ſo mußte ich ihn in ſeiner ganzen Vollkommenheit ſchildern.

Wenn irgend ein Charakter auf der Bühne Wirkung thun ſoll, ſo muß er, meiner Meynung nach, mit entgegengeſezten Charakteren in Contraſt geſezt werden. Ich führte alſo in meinem Stücke einen Venetianer von ſchlechter Art ein, der die Fremden betrügt. Der Corteſan ſichert die betrogenen Perſonen, ohne ſie weiter zu kennen, für ſeinen Schlingen, und entlarvt den Gauner. Harlekin macht in dieſem Stücke nicht den unbeſonnenen Bedienten; er iſt ein Müßiggänger, der von ſeiner Schweſter fodert, daß ſie ihn in ſeinen Ausſchweifungen unterhalten ſoll. Der Corteſan verſchaft dem Mädchen ein ſicheres Auskommen, und ſezt den Faullenzer in die Nothwendigkeit, daß er arbeiten muß, wenn er leben will. Endlich beſchließt der vollkommene Mann ſeine glänzende Laufbahn mit einer Heirath, und wählt unter den Frauenzimmern von ſeiner Bekanntſchaft diejenige,

welche

welche die wenigſten Anſprüche mit den meiſten Vorzügen verbindet.

Dieſes Stück erhielt außerordentlichen Beyfall. Ich war zufrieden. Ich ſah meine Landsleute von ihrem alten Geſchmack an Poſſenſpielen zurückkommen: die Reform war angekündigt; doch konnte ich mir noch nichts darauf zu gut thun. Das Stück war nicht dialogirt. Nichts als die Rolle der Hauptperſon war niedergeſchrieben, alles übrige nur ſkizzirt. Ich hatte den Schauſpielern die beſte Anleitung gegeben, alle aber waren ſie doch nicht im Stande, die Lücken künſtlich auszufüllen. Man entdeckte alſo auch keine Spur von der Gleichheit des Styls, die einen Schriftſteller charakteriſirt. Ich durfte nicht alles auf einmal abändern, wenn ich die Liebhaber des Nationaltheaters nicht gegen mich aufbringen wollte: ich mußte den günſtigen Augenblick abwarten, wo ich ihnen mit mehr Nachdruck und Sicherheit geradezu die Stirne bieten könnte.

Einundvierzigſtes Kapitel.

Guſtav Waſa, eine Oper. Kurze Ausſchweifung über Metaſtaſio und Apoſtolo Zeno. Unterredung mit dieſem leztern über meine Oper. Der Verſchwender, ein Luſtſpiel in drey Akten, zum Theil geſchrieben, zum Theil ſkizzirt. Klagen der Maſkenſchauſpieler. Die zweyunddreißig Unglücksfälle Harlekins, ein ſkizzirtes Luſtſpiel. Ein paar Worte über den Harlekin Sacchi. Die kritiſche Nacht, ein ſkizzirtes Luſtſpiel.

Meine Schauſpieler mußten den Frühling und Sommer auf dem feſten Lande ſpielen. Sie hätten es gern geſehen, wenn ich ihnen dahin gefolgt wäre: ich ſagte aber mit dem Manne im Evangelio: uxorem duxi, **ich habe ein Weib genommen.**

Auch noch ein anderer Grund beſtärkte mich in meinem Entſchluſſe in **Venedig** zu bleiben. Der Eigenthümer des nämlichen Theaters, auf welchem man den Herbſt und Winter über meine Komödien gab, hatte mir die Verfertigung eines muſikaliſchen Drama's für die Himmelfahrtsmeſſe deſſelben Jahres übertragen. Ich vollendete dieſe Arbeit die Faſten über, und wünſchte nun, bey der Aufführung alles dirigiren zu können.

Der berühmte Galuppi, mit dem Beynamen **Buranello**, ſollte ſie in Muſik ſetzen, und ſchien mit meinem Drama zufreden. Allein ehe ich es ihm noch ablieferte, erinnerte ich mich, wie ich mich mit meiner Amalaſonte betrogen hatte. Ich war ungewiß, ob ich allen Thorheiten, die man die Regeln des muſikaliſchen Drama's nennt, vollkommen Genüge geleiſtet; ich wollte es erſt jemand mittheilen und Erkundigung darüber einziehen, ehe ich es dem Publiko vorlegte: und wählte zu meinem Richter und Rathgeber den **Apoſtolo Zeno**, der von **Wien**, wo **Metaſtaſio** ſeine Stelle erhalten hatte, wieder zurück gekommen war.

Dieſen beiden berühmten Schriftſtellern hat Italien die Verbeſſerung der Oper zu danken. Vor ihnen bekam man in dieſen harmoniſchen Schauſpielen nichts als Götter und Teufel, Maſchinen und Wunder zu ſehen. Zeno war der erſte, der glaubte, das Trauerſpiel könne in lyriſcher Versart erſcheinen, ohne von ſeiner Würde zu verlieren, und man könne es ſingen, ohne ſeine Wirkung zu ſchwächen. Dieſen Plan führte er auf eine Art aus, mit der das Publikum im höchſten Grad zufrieden, und die zugleich für ihn und ſeine Nation die ehrenvollſte war.

Die Helden in ſeinen Opern ſind ſo, wie ſie waren, wenigſtens ſo, wie die alten Geſchichtſchreiber ſie uns ſchildern. Die Charaktere ſind kräftig gehalten, ſeine Plane gut geführt, ſeine Epiſoden ſtreiten niemals mit der Einheit der Handlung, ſein Styl iſt männlich, ſtark, und die Worte ſeiner Arien paßten ſich vollkommen zur Muſik ſeiner Zeit.

Sein Nachfolger, **Metaſtaſio**, brachte das lyriſche Trauerſpiel auf die höchſte Stufe der Vollkommenheit, deſſen es fähig iſt. Sein reiner und eleganter Styl, ſeine fließenden, harmoniſchen Verſe, eine bewundernswürdige Wahrheit in ſeinen Sentiments, eine anſcheinende Leichtigkeit, welche die mühſelige Arbeit des eigenſinnigen Dichters verbirgt, eine rührende Täuſchung in der Sprache der Leidenſchaften, ſeine Portraits, ſeine Gemälde, ſeine lachenden Beſchreibungen, ſeine ſanfte Moral, ſeine einſchmeichelnde Philoſophie, ſeine Zergliederungen des menſchlichen Herzens, ſeine, ohne Verſchwendung und mit Kunſt angebrachte, Gelehrſamkeit, ſeine Arien, oder beſſer zu ſagen, ſeine unvergleichlichen Madrigals, bald in **Pindars**, bald in **Anakreons** Geſchmack, haben ihm den ewigen Lorbeer verdient, den die Ita-

liener ihm gegeben haben, und den die Ausländer ihm nicht abſtreiten. *)

Wenn ich Vergleichungen anzuſtellen wagte, ſo würde ich ſagen, **Metaſtaſio** habe den **Racine** in ſeinem Styl, und **Zeno** den **Corneille** in ſeiner Kraft und Stärke nachgeahmt. Ihre Charaktere entſprachen ihrem Genie. **Metaſtaſio** war ſanft, höflich, angenehm im Umgange. **Zeno** war ernſthaft, tiefſinnig und unterrichtend.

An dieſen leztern wendete ich mich, daß er meinen **Guſtav** unterſuchen ſollte.

*) In dieſer kurzen Stelle ſtößt man auf eben ſo viel falſche, als richtige Behauptungen, auf eben ſo viel ganz unpaſſende, als auf andere die Muſe des Metaſtaſio genau charakteriſirende Züge. Wer die Arien dieſes Dichters Madrigaux à la Pindar nennen kann, der, ſollte man glauben, müſſe entweder einen von beiden, oder gar beide nicht geleſen haben. Dieß iſt ohne Zweifel eine von den façons de parler, die ſich **Goldoni** in Paris angewöhnt hat, wo dans le gout de Pindar ſo viel als ſublime, und ſublime, man weiß ſchon, was Alles heißt. Doch ich mag hier nicht wiederholen, was bereits an einem andern Orte weitläufig aus einander geſezt worden. S. Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, 33ſten Band. 2tes Stück, S. 290. u. f.

Ich fand dieſen würdigen Gelehrten in ſeinem Studierzimmer. Er empfing mich ſehr höflich und hörte mein Drama vom Anfang bis zu Ende an, ohne ein einziges Wort vorzubringen. Doch konnte ich aus ſeinen Mienen deutlich die guten und ſchlechten Stellen meiner Arbeit beurtheilen. Nach geendigter Vorleſung bat ich ihn um ſein Urtheil. Er faßte mich bey der Hand, und ſagte: für die Himmelfahrtsmeſſe iſt es gut genug.

Ich merkte wohl, was das heißen ſollte, und wollte mein Drama zerreißen. Er hielt mich aber davon ab, und ſagte mir zu meinem Troſte, daß meine Oper, ſo mittelmäßig ſie auch wäre, doch vor hundert andern den Vorzug verdiene, deren Verfaſſer, unter dem Vorwand der Nachahmung, ihre Vorgänger ſklaviſch kopirten. Er nannte ſie nicht, aber ich kannte die Räuber, über die er ſich mit Recht zu beklagen hatte.

Ich benutzte alſo die ſtummen Zurechtweiſungen des Herrn Zeno. Ich machte einige Aenderungen an den Stellen, wo mein Richter die Naſe gerümpft hatte, und ließ dann die Oper aufführen. Die Schauſpieler waren gut, die Muſik vortreflich, und die Ballets ſehr luſtig. An das Drama ſelbſt dachte niemand. Ich hielt mich hinter dem Vorhang, nahm Theil an dem Beyfall, der mir

nicht gehörte, und ſagte zu meinem Troſte: das iſt nicht meine Gattung. Bey der erſten Komödie will ich es ſchon wieder einbringen.

Das Stück, das ich auf die Rückkehr meiner Schauſpieler fertig gemacht hatte, war: il Prodigo, **der Verſchwender.**

Ich hatte meinen Verſchwender nicht aus der Klaſſe der Laſterhaften, ſondern aus der Klaſſe der Thoren gewählt. Er war kein Spieler, kein Trinker, kein Menſch der in Kleidern oder Möbeln großen Aufwand machte. Seine Verſchwendung war nichts, als Schwäche: er gab, weil das Geben ihm Vergnügen machte: der Grund ſeines Herzens war vortreflich, aber ſeine Gutmüthigkeit und Leichtgläubigkeit machten ihn zu einem unordentlichen lächerlichen Menſchen.

Dieſer Charakter hatte den Reiz der Neuheit. Ich kannte mehrere Originale davon, die ich an den Ufern der Brenta, unter den Bewohnern jener köſtlichen und prächtigen Landhäuſer, wo der ſtolze Ueberfluß ſeine Herrlichkeiten zur Schau legt, und die Mittelmäßigkeit ſich zu Grunde richtet, gefunden und ſtudirt hatte.

Der vortrefliche Schauſpieler, der die Rolle des venetianiſchen Corteſan ſo glücklich dargeſtellt hatte, war eben ſo vollkommen glücklich in der

Darſtellung des langſamern, apathiſchen Charakters meines Verſchwenders.

Ich hatte dem reichen und grundfreygebigen Manne einen verſchmizten und ſchurkiſchen Haushofmeiſter gegeben, der die Launen ſeines Herrn benutzt, und ihm alle Gelegenheiten und Mittel an die Hand giebt, ſie zu befriedigen. So oft die Rede davon iſt, Geld aufzutreiben, endigt der gute Mann immer damit, daß er zu dem Verräther, der ihn verführt, ſagt: caro vecchio fe vu: d. i. **Guter Alter, dafür laß ich Euch ſorgen.**

Man fand in **Venedig** mehrere Perſonen, denen dieſer Ausdruck gewöhnlich war. Man wollte mein Original errathen, allein ich hatte es von einer Menge reicher Leute, die ſich von ihrer eignen Schwäche und ihren Verführern zum Beſten haben laſſen, zuſammengeleſen. Eine Anekdote aber, die zwar von meiner eignen Erfindung war, zum Unglück aber hiſtoriſch richtig befunden wurde, hätte mir leicht ſchlimme Händel machen können.

Mein Verſchwender hat eine junge Perſon zur Geliebten, die er zur Gattin bekommen hätte, wenn ſeine Umſtände weniger zerrüttet geweſen wären. Das Mädchen iſt eben mit ihren Aeltern bey ihm an der Brenta. Der Liebhaber bie-

tet ihr einen Ring von Werth an: ſie ſchlägt ihn aus. Einige Zeit nachher kömmt der Prokurator des Verſchwenders von Venedig, und bringt ihm die Nachricht, daß er ſeinen Prozeß gewonnen hat. Der großmüthige Mann will ihm ſeine Freude und Dankbarkeit bezeigen: er hat kein Geld, und giebt dem Prokurator den Ring. Dieſer nimmt ihn an, und geht nach Venedig zurück.

Unterdeſſen hat man dem Mädchen den Rath gegeben, den Ring anzunehmen, um zu verhindern, daß der junge unbeſonnene Menſch ſich nicht nach ſeiner Gewohnheit auf eine thörichte Art davon losmache. Sie kömmt alſo wieder, bringt die Rede auf den Ring, entſchuldigt ſich, daß ſie ihn ausgeſchlagen. Ohne Erlaubniß, ſagt ſie, hätte ſie ihn nicht annehmen dürfen. Dieſe Erlaubniß habe ſie nun erhalten = = = aber ach! der Ring iſt nicht mehr da. Der Liebhaber iſt troſtlos, der Verſchwender in Verzweiflung. Seine Unruhe, ſeine Verlegenheit denke man ſich.

Dieß iſt eine von den glücklichen Situationen, welche die Zuſchauer beluſtigen, Sinnesänderungen hervorbringen, und die Handlung zu einer ungezwungenen Entwickelung leiten.

Man ſagte, dieſer Vorfall wäre einer Perſon von hohem Standel, der ich für mein Theil be-

ſondere Verbindlichkeiten hatte, begegnet. Zum Glück merkte dieſer Herr nichts davon, oder ſtellte ſich wenigſtens ſo, als ob er nichts merke. Er war bey meinem Beyfall mit intereſſirt. Mein Stück hatte gefallen, und er war ſo zufrieden darüber, als ich ſelbſt.

Mein **Verſchwender** erhielt bey ſeiner Erſcheinung auf dem Theater zwanzig Vorſtellungen hinter einander. Gleiches Glück machte er bey ſeiner zweiten Erſcheinung während des Carnevals. Nunmehr aber fingen die Maſkenſchauſpieler an, ſich über mich zu beſchweren. Ich gab ihnen nichts zu thun. Ich machte Anſtalten, ſie ganz ums Brod zu bringen, und ſie hatten Liebhaber und Gönner, die ſie beſchützten.

Dieſe Klagen und der Plan, den ich mir für mein Benehmen entworfen hatte, bewegten mich, daß ich ihnen zu Anfang des komiſchen Jahres ein Luſtſpiel nach ihrer Art *) gab, das den Titel

*) Im Original Comedie à ſujet, ein Luſtſpiel, wo der bloße Inhalt der Scene angegeben, und der Dialog von den Schauſpielern extemporirt wird. Man nennt ein ſolches Luſtſpiel auch Comedie à canevas, weil ſie gleichſam nur den rohen, unbearbeiteten Stoff enthalten. Einige Seiten weiter hin heißt ein ſolches ſkizzirtes Stück auch Comedie de l'art. Dieſer Ausdruck iſt aus dem

führte: Harlekins zweyunddreißig Unglücksfälle. Sacchi ſollte es in Venedig aufführen, und ich war gewiß, daß es ſein Glück machen

Italieniſchen entlehnt. Der Ausdruck Comedia dell' Arte iſt den extemporirten, burleſken Stücken blos zum Spott gegeben worden, um ſie von den regelmäßigen Komödien (Comedie erudite) zu unterſcheiden, welche ſonſt in Italien nur in Privathäuſern und Akademien deklamirt, und von einzelnen Liebhabergeſellſchaften zu eigner Beluſtigung aufgeführt wurden. Jene Komödien ſchicken ſich für den luſtigen Charakter des Volks am beſten, und waren ihren Sitten ſo angemeſſen, daß man ſie von jeher lieber angehört hat, als die ſchönſten regelmäßigen Stücke. Von ſolchen Komödien ſind wenig Stücke gedruckt zu finden, weil ſie ſelten niedergeſchrieben wurden. Ihre Verfaſſer ſezten blos mit wenig Worten den Inhalt einer jeden Scene nach der Reihe auf; und ſteckten zwey Abſchriften dieſes Scenario (ſo hieß dieſer Entwurf, oder dieſe Art des dramatiſchen Skelets) an beide Seiten der Schaubühne, ehe das Stück anfing. Jeder Schauſpieler durchlief den Inhalt jeder Scene mit einem Blicke, wenn ihn ſeine Rolle aufs Theater rief, und ſprach allein, oder mit andern aus dem Stegreif über den geleſenen Inhalt. Von dieſen Scenario's oder Entwürfen ſind noch ein guter Theil vorhanden. In allen dieſen extemporirten Stücken kommen maskirte Perſonen vor. Jede derſelben war urſprünglich eine Art von charakteriſtiſchen Repräſen-

würde. Dieſer Schauſpieler, der auf der italieniſchen Bühne unter dem Namen Truffaldino bekannt iſt, verband mit der natürlichen Anmuth

tanten eines beſondern Diſtricts oder einer Stadt in Italien. So war Pantalon ein venetianiſcher Kaufmann, der Doctor ein Arzt oder Rechtsgelehrter aus Bologna, Spaviento ein neapolitaniſcher Eiſenfreſſer, Giangurgulo und Coviello zwey ungeſchliffne Tölpel aus Calabrien, Pullicinella ein apuliſcher Spaßvogel, Gelſomino ein ſüßer Herr aus Rom, Beltrame ein mailändiſcher Einfaltspinſel, Brighella ein Kuppler aus Ferrara, und Arlechino ein drollichter Bedienter aus Bergamo, u. ſ. w. Jede von dieſen maskirten Perſonen ſprach den Dialekt ihres Orts. Der berühmte komiſche Dichter Ruzante aus Padua verfiel zuerſt auf die Idee, die verſchiedenen italieniſchen Dialekte aufs Theater zu bringen. In ſeinen ſechs geſchriebenen Komödien in Proſa, die er um das Jahr 1530 herausgab, reden alle Perſonen eine verſchiedne Sprache, nämlich den venetianiſchen, bononiſchen, bergameſiſchen und florentiniſchen Dialekt, die Bauernſprache um Padua, ja gar das Neugriechiſche mit dem Italieniſchen vermiſcht. S. das 24ſte Kapitel im zweiten Bande dieſes Werks. C. F. Flögels Geſchichte der komiſchen Litteratur. Vierter Band. S. 140. Baretti Beſchreibung der Sitten und Gebräuche in Italien. Erſter Theil. S. 156. Einige dieſer Masken findet man abgebildet im Gothaiſchen Taſchenkalender auf das Jahr 1782.

ſeines Spiels ein ausgebreitetes Studium der dramatiſchen Kunſt und der vornehmſten Theater von Europa.

Antonio Sacchi beſaß eine lebhafte und glänzende Einbildungskraft. Die andern Harlekine konnten nichts, als ſich ewig wiederholen: Sacchi hingegen hielt ſich durchaus an den Charakter der Scene, und verſchaffte dennoch durch ſeine immer neuen, komiſchen Einfälle und unerwarteten Repliken dem Stücke jedesmal das Anſehn der Neuheit. Dadurch brachte er es dahin, daß man ihn immer gern ſah, und ſonſt keinen als ihn ſehen mochte.

Seine komiſchen Züge, ſeine luſtigen Einfälle waren weder aus der Sprache des Pöbels, noch aus der Sprache der Komödianten entlehnt. Er benutzte die komiſchen Schriftſteller, die Dichter, Redner und Philoſophen. In ſeinen Impromptus entdeckte man oft einen Gedanken vom Cicero, Seneca und Montagne: allein er beſaß die Kunſt, die Maximen dieſer großen Männer dem Charakter des Helden, den er agirte, anzupaſſen. Derſelbe Gedanke, den man in einem ernſthaften Schriftſteller bewundert hatte, erregte aus dem Munde dieſes vortreflichen Schauſpielers Lachen.

Ich rede von **Sacchi** wie von einem Manne, der nicht mehr iſt. Sein hohes Alter läßt Italien nichts als den Schmerz übrig, ihn verloren zu haben, ohne die Hofnung, ihn je wieder erſezt zu ſehen.

Mein Stück erhielt unter den Händen dieſes Mannes allen Beyfall, den ein Luſtſpiel aus dem Stegreif erhalten kann. Die Liebhaber der Maſken und der ſkizzirten Stücke ſöhnten ſich wieder mit mir aus. Sie fanden in meinen **zweyunddreißig Unglücksfällen** mehr Plan und Menſchenverſtand, als in den gewöhnlichen ſkizzirten Komödien. (Comedies de l'art.)

Ich bemerkte, daß die auf einander gehäuften Vorfälle am meiſten das Glück meines Stücks gemacht hatten, und benutzte dieſe Entdeckung. Vierzehn Tage darauf gab ich eine zweite Komödie von derſelben Art, die noch reicher an Vorfällen und Situationen war, deswegen gab ich ihr auch den Titel: **die kritiſche Nacht, oder hundertundvier Abentheuer in Einer Nacht.**

Dieſes Stück könnte man füglich den Probierſtein eines Schauſpielers nennen, denn es war ſo verwickelt und ſo künſtlich gearbeitet, daß gerade die Schauſpieler, denen ich es anvertraute, erfo-

dert wurden, um es mit der nothwendigen Genauigkeit und Leichtigkeit auszuführen.

Ich machte dieſe Erfahrung vier Jahre nachher. Ich war zu Piſa in Toſcana. Eine herumziehende Truppe ließ ſich einfallen, dieſes Stück zu geben, und mir damit ein Compliment zu machen. Den folgenden Tag hörte ich jemand in einem Kaffeehauſe am Arno ſagen: Dio mi guardi da mal di denti e da cento e quattro accidenti! **Gott behüte mich für Zahnweh und den hundertundvier Abentheuern!**

Dieſes beweiſt, daß der Ruhm des dramatiſchen Dichters ſehr oft von der Kunſt des Schauſpielers abhängt. Man darf ſich dieſe Wahrheit nicht verbergen: wir haben einander wechſelſeitig nöthig, wir müſſen uns alſo auch wechſelſeitig lieben und hochſchätzen. Verſteht ſich ſervatis ſervandis!

Zweyundvierzigſtes Kapitel.

Meine Standesveränderung. Oroutes, König der Scythen, eine Oper.

Ich hatte nun den baroken Geſchmack meiner Landsleute befriedigt. Ich nahm ihre Complimente lächelnd an, und brannte vor Begierde, die Reform zu Stande zu bringen. Allein es ereignete ſich dieſes Jahr ein Vorfall, der einige Monate lang eine Pauſe in meinen Lieblingsbeſchäftigungen verurſachte.

Der Graf Tuo, Conſul von Genua in Venedig, war geſtorben. Die Familie meiner Frau, die Credit und Vorſpruch hatte, ſuchte um dieſe Stelle in meinem Namen nach, und erhielt ſie, ehe ſich noch ein anderer Mitbewerber melden konnte.

So führte ich nun im Schooße meines Vaterlandes die Geſchäfte und geheimen Angelegenheiten einer fremden Republik. Es koſtete mir Zeit, ehe ich mit den Geſchäften meines Amtes, das mir noch etwas fremd war, vertraut wurde. Die Genueſer hatten keinen andern Miniſter in Venedig, als ihren Conſul, ich mußte alſo für Alles ſorgen, und ſchickte alle acht Tage meine Depeſchen

fort.

fort. Ich ſtattete Bericht von Neuigkeiten ab, und wagte mich gar in die Politik. Dieſe Kunſt hatte ich in **Mailand** gelernt, und noch nicht vergeſſen. Meine Berichte, meine Betrachtungen und Conjecturen erhielten in Genua Beyfall, und auch bey den auswärtigen Miniſtern in **Venedig** ſtand ich nicht übel angeſchrieben.

Dieſer mein neuer Stand und meine neuen Beſchäftigungen hielten mich indeß nicht ab, den Faden meiner theatraliſchen Arbeiten wieder aufzufaſſen. Noch im Carneval deſſelben Jahres gab ich eine Oper auf das Theater San Giovan **Chriſoſtomo**, und ein Charakterſtück auf das Theater San Samuel.

Meine Oper, die den Titel **Orontes, König der Scythen**, führte, machte ein ſehr glänzendes Glück. Die Muſik des **Buranello** war göttlich, die Dekorationen von **Jolli** waren köſtlich, die Schauſpieler vortreflich. Niemand erwähnte zwar der Poeſie, allein der Verfaſſer der Worte genoß um nichts deſto weniger das Glück dieſes reizenden Schauſpiels.

Auf dem Schauplatz der Komödie hingegen, wo ich zugleich ein kleines Stück, **der Bankerut**, aufführen ließ, war aller Beyfall, alles Händeklatſchen, waren alle **Bravo's**! mein. Ein bos-

hafter Bankerutirer iſt ein Strafbarer, der das Zutrauen des Publikums misbraucht, ſich ſelbſt entehrt, ſeine Familie zu Grunde richtet, ſtiehlt, einzelne Privatperſonen anführt, und dem Handel im Ganzen Schaden zufügt.

Mein neues Amt verſchafte mir die Bekanntſchaft einer Menge Kaufleute, und nun hörte ich von nichts mehr, als von Fallimenten, und bemerkte, daß alle, die ſich zurückzogen, retteten oder ertappen ließen, ihr Verderben einzig dem Stolze, den Ausſchweifungen und der Unordnung zuzuſchreiben hätten. Ich erinnerte mich des Emblems der Komödie ridendo caſtigat mores, und glaubte, das Theater dürfte ſich wohl zu einem Lyceum erheben, den Misbräuchen zuvorzukommen, und ihre Folgen zu verhüten.

Doch griff ich nicht allein die Bankerutirer in meinem Stücke an: ich ſtellte zugleich diejenigen öffentlich aus, die das meiſte zu ihren Ausſchweifungen beytragen, und hielt mich vorzüglich an die Rechtsgelehrten, die den Gläubigern Staub in die Augen ſtreuen, und dadurch den betrügeriſchen Bankerutirern Zeit laſſen, ihre Fallimente einträglicher und ſicherer zu machen.

Ob mein Stück einen Menſchen bekehrt hat, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß mein Stück

durchgehends Beyfall erhielt, und daß die Handelsleute, deren Empfindlichkeit ich am meiſten zu fürchten hatte, die erſten waren, die mir ihre Zufriedenheit, einige von Herzen, andere aus Politik, zu erkennen gaben.

Der Bankerut wurde ununterbrochen den Reſt des Carnevals hindurch gegeben, und machte den Beſchluß des komiſchen Jahrs (1740).

Dieſes Stück hatte mehr geſchriebene Scenen als die beiden vorhergehenden. Unvermerkt näherte ich mich der Freyheit, meine Stücke ganz niederzuſchreiben, und ſo ſehr mir auch dabey die Masken im Wege waren, ſo erreichte ich doch endlich meinen Zweck.

Dreyundvierzigſtes Kapitel.

Verdrüßliche Entdeckung in meinem neuen Amte. Ein ſchwerer Auftrag glücklich zu Ende gebracht. Widerlegte Beſchuldigungen. Zurückbehaltung meiner Renten aus Modena. Ankunft meines Bruders in Venedig. Veränderungen in der Truppe San Samuel. Portrait der Subrette. La donna di garbo, die brave Frau, ein Charakterſtück in drey Akten, in Proſa; der erſte Akt ganz geſchrieben.

Ich war mit Ehre und Freude überhäuft; allein du weiſt ſchon lieber Leſer, daß meine glücklichen Tage immer von kurzer Dauer geweſen ſind.

Als man mir das Conſulat von Genua anbot, ſo nahm ich es mit Dank und tiefem Reſpekt an, ohne mich nach der mit dieſer Charge verknüpften Beſoldung zu erkundigen. Das war auch eine von meinen Sottiſen, die mir eben ſo theuer zu ſtehen kám, wie die übrigen.

Im Anfang dachte ich auf nichts, als wie ich mich des Wohlwollens der Republik, die mich mit ihrem Zutrauen beehrte, würdig machen wollte. Ich miethete ein Quartier, das mich in den Stand ſezte, den Beſuch von fremden Miniſtern anzuneh-

men. Ich vermehrte meine Bedienung, meine Tafel, mit Einem Wort Alles: und glaubte, daß es ſo ſeyn müſſe. Nach Verlauf einiger Zeit ſchrieb ich an den Staatsſekretär, mit dem ich in Briefwechſel ſtand, und berührte auch den Punkt meines Gehalts. Hier iſt ungefähr, was mir der Herr Staatsſekretär zu meinem Troſte meldete.

„Der Graf Tuo, (mein Vorfahrer) hätte „zwanzig Jahre, ohne Einkünfte von ſeiner Charge „zu genießen, gedient; allein der Senat wäre zu„frieden mit mir, und die Regierung fände es bil„lig, daß ich belohnt würde. Der Krieg mit Cor„ſika aber ſetze die Republik vor der Hand außer „Stand, ſich eine Ausgabe aufzubürden, an die „ſie ſeit langer Zeit nicht mehr gedacht habe.“

Welch eine traurige Nachricht für mich! Die Einkünfte meines Amts beliefen ſich nicht auf hundert Thaler jährlich. Ich wollte auf der Stelle abdanken; mit der folgenden Poſt aber erhielt ich einen Brief von einem genueſiſchen Senator, der mir einen kizlichen Auftrag that, und mich aufmunterte, meinen Poſten noch eine Weile zu behalten.

Eine Perſon, die in den Geſchäften der Republik Genua gebraucht worden war, und an einem fremden Hofe zugleich die Aufträge des Se-

nats und die Geldaffairen der reichen Kapitaliſten beſorgt hatte, hatte das Zutrauen der Genueſer gemisbraucht, war mit beträchtlichen Summen durchgegangen, und lebte ſeit einigen Tagen ruhig in Venedig.

Der Senator ſchickte mir Creditbriefe auf den Banquier Santin Cambiaſio, und freye Vollmacht, entweder einen Verhaftsbefehl gegen den Schuldner, oder Arreſt auf ſeine Effekten auszuwirken.

Der Auftrag war von etwas eigener Art, und die Ausführung ſchien nicht leicht zu ſeyn. Indeſſen kannte ich mein Land. In einer Staatsverfaſſung, wo es beynahe eben ſo viel Tribunäle der erſten Inſtanz als Gegenſtände giebt, die zur Klage kommen können, findet man, wenn man eine gute Sache hat, immer Mittel, Gerechtigkeit zu erhalten, ohne die Delikateſſe des Völkerrechts zu beleidigen.

Ich ward angehört, und gut bedient. Mein Klient erhielt Entſchädigung, und das Geld und die Effekten gingen, nach der von dem genueſiſchen Advokaten getroffenen Einrichtung, aus meinen Händen in die Hände des Herrn Cambiaſio.

Dieſe Sache, die ich ſo gut eingeleitet, geführt und beendigt hatte, machte mir große Ehre; allein mein Unglücksſtern ließ mir bald wieder ſeinen traurigen Einfluß fühlen.

In dem Verzeichniß der Effekten, die ich wieder erhalten hatte, ſtanden auch zwey goldne mit Diamanten beſezte Doſen. Ich erhielt den Auftrag, ſie verkaufen zu laſſen, und vertraute ſie einem Mäckler an. Dieſer Elende verſezte ſie bey einem Juden, ließ die Note des Leihers zurück, und machte ſich aus dem Staube. Ich mußte dafür ſtehen, und alſo dem Juden ſeine Auslage erſetzen, um die Doſen wieder zu bekommen. Herr Cambiaſio ſchoß das Geld auf Rechnung des Senators vor, und mein Schwiegervater, der mir noch etwas von der Mitgabe ſeiner Tochter ſchuldig war, leiſtete dafür in Genua Erſatz.

Alle dieſe Thatſachen kamen in Venedig und Genua zu jedermanns Wiſſenſchaft, und alle nachtheiligen Gerüchte, die man von mir verbreitet hatte, wurden widerlegt.

Indeß gab es doch Leute, die mir wegen meines Stücks der Bankerutirer nicht günſtig waren, und die daher Anlaß nahmen, mich zu verleumden.

Imer, der Directeur der Truppe San Samuel, war von Herrn **Berio**, einem Genueſer, ſeinem Stiefbruder, zum Prokurator conſtituirt worden, bey der Münze in **Venedig** eine Summe von 1500 Dukaten zu heben.

Imer hätte jeden andern zum Prokurator deshalb ſubſtituiren können, allein ſeine Wahl fiel auf mich. Ich hob das Geld, ſandte 620 Dukaten durch die Gebrüder **Lembro und Simon Maruzzi**, Banquiers, von denen ich die Quittung noch habe, an Herrn **Berio**, und lieferte den Reſt der Summe an Herrn **Imer**, der mich förmlich durch einen Notar darüber quittirte.

Demohnerachtet gab man mir Schuld, ich hätte dieſe leztere Summe verſchwendet. Es war mir ein leichtes, das Gegentheil davon zu beweiſen; allein die Reden und Schriften dieſer Zeit könnten nach meinem Tode wieder aufleben: man wird mir alſo nicht verdenken, daß ich meine Vertheidigung und Rechtfertigung in dieſer Schrift aufzubehalten ſuche.

Ich habe einen Neffen, der meinen Namen führt. Kann ich ihm ſchon ſonſt kein Vermögen hinterlaßen, ſo ſoll er wenigſtens den unbeſcholtenen guten Namen eines Oheims genießen, der Vaterſtelle bey ihm vertreten und ihm eine Er-

ziehung verſchafft hat, die er auf das glücklichſte benutzte.

Ich war alſo zu Anfang des Jahres 1740 gar nicht in den beſten Umſtänden; und zum Uebermaas des Unglücks ſah ich mich plötzlich des beſten Theils meiner Einkünfte beraubt.

Um dieſe Zeit war nämlich der Krieg zwiſchen den Franzoſen und Spaniern von einer, und den Oeſterreichern von der andern Seite ausgebrochen. Man nennte ihn den Krieg des **Don Philipp**, und die Lombardey ward von fremden Truppen überſchwemmt, die dieſen Prinzen in die Staaten von **Parma** und **Piacenza** einſetzen ſollten.

Der Herzog von **Modena** hatte ſeine Truppen mit den franzöſiſchen und ſpaniſchen vereinigt, und war Generaliſſimus ihrer Armee. Um die Koſten des Kriegs beſtreiten zu können, ließ er mit der Auszahlung der Renten aus der herzoglichen Bank Luoghi di Monte einhalten.

Dieſe neue Lücke in meinen Einkünften brachte meine Beſtürzung auf das höchſte. Ich konnte unmöglich meine Wirthſchaft auf dem Fuße fortſetzen.

Ich faßte alſo den Entſchluß nach **Modena** zu gehen, um Geld zu erhalten, es koſte was es

wolle: dann nach Genua zu reiſen und Gerechtigkeit zu ſuchen. Ich ſchrieb deshalb an die Republik, ſtellte die Nothwendigkeit meiner Reiſe vor, hielt um Erlaubniß an, einen Subſtituten an meine Stelle zu ſetzen, und erwartete die Einwilligung des Senats.

In dieſer Erwartung und mitten in meinem Verdruß und meiner Verlegenheit traf mein Bruder aus Modena ein, eben ſo verdrüßlich als ich über die Vorenthaltung unſerer Renten, noch mehr aber darüber aufgebracht, daß er bey den neuen Beförderungen, die der Herzog unter ſeinen Truppen vorgenommen hatte, nicht mit fortgerückt war. Er hatte alſo geradezu die Dienſte verlaſſen, und wollte nun auf meine Koſten der Ruhe pflegen.

Von der andern Seite verlangten die Schauſpieler neue Arbeiten von mir. Das war noch mein einziger Troſt. Allein Sacchi war nicht mehr da, und die Hälfte ſeiner Kameraden war ihm nachgefolgt. Der Pantalon Golinetti hatte das Theater verlaſſen, und die beſten Schauſpieler waren ganz neu für mich.

Ich ſah mich unter ihnen nach einem Subjekt um, an dem ich den meiſten Antheil nehmen könnte, und meine Vorliebe für die Subretten machte, daß

ich Madam **Baccherini** wählte, die in dieſem Fache die Schweſter des **Sacchi** erſezte.

Sie war eine junge, artige, ſehr muntere, in die Augen fallende Florentinerin, mit einer runden, vollen Taille, einer weißen Haut, ſchwarzen Augen, großer Lebhaftigkeit und einer reizenden Ausſprache. Sie beſaß weder das Talent noch die Erfahrung ihrer Vorgängerin, aber man entdeckte in ihr glückliche Anlagen. Mit Zeit und Mühe konnte ſie es zur Vollkommenheit bringen.

Madam **Baccherini** war verheirathet, ich war es auch. Wir errichteten eine enge Freundſchaft, denn wir bedurften einander. Ich arbeitete für ihren Ruhm, und ſie zerſtreute meinen Kummer.

Es war ein altes Herkommen unter den italieniſchen Schauſpielern, daß die Subretten alle Jahre zu verſchiedenen malen Stücke aufführten, die man **Verwandlungen** nennte, z. B. **den Poltergeiſt, die Magd eine Zauberin**, und andere dieſer Art, in welchen die Aktriſſe unter verſchiedenen Geſtalten erſcheint, oft ihre Kleidung verwechſelt, verſchiedene Perſonen vorſtellt, und in mehrern Dialecten ſpricht.

Unter vierzig bis funfzig Subretten, die ich nennen könnte, gab es ſicher nicht zwey, die hierin nur erträglich waren. Die Charaktere waren falſch, die Kleidung überladen, die Sprache ein ewiges Stammeln, alle Täuſchung ging verloren: und wie konnte es auch anders ſeyn? Denn wenn ein Frauenzimmer alle dieſe Verwandlungen glücklich hätte durchführen ſollen, ſo müßte ſie wirklich die Zauberin geweſen ſeyn, die ſie in dem Stücke nur agirte.

Meine ſchöne Florentinerin konnte die Zeit nicht erwarten, wo ſie ihr artiges Geſichtchen in ſo mancherley Kopfputzen zeigen ſollte. Ich heilte ſie von ihrer Thorheit, und bemühte mich, ſie auf eine andere Art zufrieden zu ſtellen.

Ich erfand ein Luſtſpiel, in welchem ſie, ohne die Sprache oder die Kleider zu ändern, verſchiedene Charaktere durchzuführen hatte: eine Sache, die für kein Frauenzimmer, am allerwenigſten für ein Frauenzimmer von Verſtand große Schwierigkeiten hat.

Mein Stück führte den Titel: la Donna di garbo, **die brave Frau.** Es gefiel ſehr bey der Vorleſung, Madam **Baccherini** war entzückt

darüber: allein das Schauſpiel in **Venedig** ging zu Ende. Die Geſellſchaft ſollte nach **Genua** gehen, dort das Frühjahr zuzubringen, und dort ſollte mein Stück zum erſtenmale gegeben werden. Ich nahm mir vor, dieſem Debüt beyzuwohnen, allein ich ward ſchnell wieder ein Ball des Glücks. Sonderbare Vorfälle zerſtörten meine Plane, und ich bekam erſt vier Jahre darauf mein Stück zu ſehen.

Vierundvierzigſtes Kapitel.

Anſtalten zu meiner Reiſe. Forderungen meines Bruders. Brief von Genua. Tod der Baccherini. Neuer Auftrag in Venedig. Statira, eine ernſthafte Oper. Schlechtes Geſchenk von meinem Bruder. Ränke eines falſchen Hauptmanns. Mein Unſtern. Meine Abreiſe von Venedig.

Nachdem die Komödianten Venedig verlaſſen hatten, war ich ganz iſolirt, denn in der unangenehmen Lage, in der ich mich befand, war mir jede andere Geſellſchaft langweilig.

Ich beſchäftigte mich mit nichts als meiner Reiſe. Meine Mutter und Tante hatten meine Hülfe nicht nöthig, meine Frau ſollte mich begleiten; allein mein Bruder war noch übrig, und jedermann zur Laſt.

Er hatte eine ſehr hohe Meynung von ſich ſelbſt, in die ich nicht einſtimmte, worüber er ſich ſehr ärgerte.

Er foderte, zum Beyſpiel, ich ſollte ihn, während meiner Abweſenheit von Venedig, zu Vertretung meiner Stelle vorſchlagen, oder ihn nach Genua ſchicken, dort die Beſoldung für mein Amt zu ſollicitiren; allein ich hielt ihn zu keinen

von dieſen Aufträgen geſchickt, und ging meinen Weg fort, indem ich nur auf Briefe von Genua wartete, um meinen Plan auszuführen.

Dieſe Briefe kamen endlich an: ich erhielt die verlangte Erlaubniß, mein Subſtitut ward gebilligt, und ich war zufrieden. Ich nahm mir vor, nach Modena zu gehen, um die Auszahlung meiner Renten anzuhalten, dann nach Genua zu gehen, eine Beſoldung für meine Charge auszumachen, und den Proben der Donna di garbo beyzuwohnen. Ich ſtellte mir vor, daß die Baccherini meine Hülfe nöthig haben, und wie ſehr ſie erfreut ſeyn würde, mich wiederzuſehen. Die Reize dieſer liebenswürdigen Schauſpielerin trugen auch etwas zu meiner Eil bey. Ich malte mir das Vergnügen lebhaft vor, ſie dieſe wichtige Rolle in meinem Stücke ſpielen zu ſehen.

Aber, o Himmel! der Bruder der Madam Baccherini war noch in Venedig. Er kam zu mir: die Thränen ſtanden ihm in den Augen: er konnte kein Wort vorbringen. Stillſchweigend gab er mir einen Brief zu leſen, den er aus Genua bekommen hatte. Seine Schweſter war geſtorben.

Welch ein Schlag für mich! Nicht der Liebhaber war es, der ſeine Geliebte beweinte, ſondern

der Dichter, der ſeine Schauſpielerin bedauerte. Ich konnte meiner Frau meinen Schmerz nicht verheimlichen: allein ſie war vernünftig genug, ſich ganz auf mich zu verlaſſen, und der Quelle meines Kummers nicht weiter nachzuſpüren.

Dieſer traurige Vorfall änderte übrigens nichts in meinem Plane. Ich hatte blos nicht mehr ſo viel Eile, und glaubte meine Abreiſe noch etwas weiter hinausſchieben zu können.

Eine Geſellſchaft venetianiſcher Nobilis hatte das Theater San Giovan Chriſoſtomo auf fünf Jahr gepachtet, und verlangte eine Oper für die Himmelfahrtsmeſſe von mir. Ich lehnte es erſt ab; als ich aber nun Herr von meiner Zeit worden war, ſo nahm ich den Auftrag noch an, und brachte in wenig Tagen eine Oper, unter dem Titel: Statira, die ich ſchon in meinem Schreibeſchrank liegen hatte, zu Stande.

Ich wohnte den Proben und der Vorſtellung dieſes Drama bey, und bekam noch, außer dem gewöhnlichen Honorario, eine außerordentliche Belohnung von dieſen großmüthigen Unternehmern.

Ich hatte alle Urſache zufrieden zu ſeyn, daß ich meinen Aufenthalt in Venedig verlängert hatte: allein in der Folge mußte ich es theuer bezahlen,

zahlen, und die ſchreckliche Verlegenheit, in die ich gerieth, hatte ich meinem Bruder zu verdanken.

Eines Nachmittags gegen zwey Uhr kam er zu mir, und ſtieß mit ſeinem Stocke die Flügelthüre meines Kabinets auf. Den Hut hatte er tief in die Augen gerückt, ſein Geſicht glühte, ſeine Augen funkelten. Ich konnte nicht rathen, ob es Freude oder Zorn war. Er blickte mich mit einer verächtlichen Miene an, und ſagte: „Ja, ſieh „mich nur an, Bruder, du wirſt mich nicht lange „mehr über die Achſeln anſehn!“ — „Und wie „kömmſt du auf den Einfall, Bruder?“ — „Ich „mache keine Verſe,“ fuhr er fort, „aber des„halb bin ich doch zu etwas gut. Ich mache eben „eine Entdeckung ..“ — „Wenn ſie dir nützlich „ſeyn kann, ſo ſoll michs ſehr freuen.“ — „Ja, „das iſt ſie; nützlich und ehrenvoll für mich, und „noch viel nützlicher und ehrenvoller für dich.“ — „Für mich?“ — „Ja; ich habe die Bekannt„ſchaft eines raguſiſchen Hauptmanns gemacht, „eines Mannes .. wie es ihrer wenig giebt. Er „ſteht mit den vornehmſten Häuſern von Europa „in Correſpondenz, und hat große, fürchterliche „Commiſſionen. Er hat den Auftrag, Rekruten „zu einem neuen Regimente von Sklavoniern an-

„zuwerben, das 2000 Mann ſtark werden ſoll;
„aber, beym Teufel, wenn die Regierung in Venedig das geringſte davon erfährt, ſo ſind wir „verloren. Bruder! Bruder! ich habe mich ein„mal eingelaſſen, du weißt, was auf dem Spiele „ſteht, und wirſt ſchweigen.“

Ich wollte ihm Vorſtellungen machen. „Höre „mich nur an,“ fiel er mir ins Wort, „es iſt „dabey von einer Hauptmannsſtelle für mich die „Rede. Ich habe, wie du weißt, in Dalmatien „gedient: mein Freund weiß es auch, er hat mei„nen Onkel Viſinoni in Zara gekannt, und be„ſtimmt mir eine Compagnie. Und für dich,“ fuhr er fort, „für dich hat er noch ganz etwas an„ders in Petto.“ — „Für mich? Was Henker „will er aus mir machen?“ — „Er kennt dich „dem Rufe nach, er ſchätzt dich ſehr, du ſollſt Au„diteur, Oberrichter bey dem neuen Regimente „werden.“ — „Ich?“ — „Ja, du!“

In dieſem Augenblicke trat ein Bedienter herein, und meldete, daß aufgetragen wäre. „Geh „zum Teufel,“ fuhr ihn mein Bruder an, „wir „haben Geſchäfte, laß uns in Ruh.“ — „Aber,“ ſagte ich, „könnten wir die Sache nicht bis nach „Tiſche ausſetzen?“ — „Nein, nein, wir müſſen „warten.“ — „Warum aber?“ — „Weil der

„Herr Hauptmann gleich kommen wird.“ — „Du „haſt ihn alſo gebeten?“ — „Ja, du haſt doch „nichts dawider, daß ich mir die Freyheit genom„men habe, meinen Freund zu bitten?“ — „Der „Herr Hauptmann iſt alſo dein Freund?“ — „Warum ſollte ich zweifeln?“ — „Du machſt ſo „eben ſeine Bekanntſchaft, und er iſt ſchon dein „Freund? — „Wir ſind keine Hofleute, wir ſind „Soldaten. Wir kennen uns beym erſten „Wort. Ehre und Ruhm machen uns einander „bekannt, und einen Augenblick darauf ſind wir „Freunde.“

Meine Frau kam und bat uns, unſre Verhandlung abzubrechen. „Mein Gott, Madam,“ ſchrie mein Bruder, „das nenn ich mir Ungeduld.“ — „Ihre Frau Mutter,“ ſagte ſie, „iſt es, die „nicht länger warten will.“ — „Meine Mutter, „meine Mutter . . ſo mag ſie eſſen, und ſich „ſchlafen legen, wenn ſie Luſt hat.“ — „Bru„der,“ ſagte ich ihm, „das klingt verzweifelt ei„ſenfreſſeriſch.“ — „Es thut mir leid, es thut „mir leid; aber der Hauptmann muß gleich kom„men.“ Man pochte. Es war der Hauptmann. Viel Complimente, viel Entſchuldigungen, und dann zu Tiſche.

Dieſer Mann ſah mehr wie ein Hofmann, als wie ein Soldat aus. Er war ſehr geſchmeidig, ſanft und etwas geziert. Er hatte ein langes, bleiches Geſicht, eine Habichtnaſe, kleine, runde, grünliche Augen, war ſehr galant, ſehr aufmerkſam, die Damen zu bedienen, moraliſirte mit den Betagten, ſcherzte mit den Jüngern, ohne daß ihn das Reden am Eſſen hinderte. Nach Tiſche tranken wir den Kaffee, mein Bruder erinnerte mich an alle Reſte von Liqueurs, die ich noch vorräthig hatte, um ſeinen Freund damit zu regaliren. Endlich gingen wir wieder in mein Kabinet, der Raguſaner, mein Bruder und ich.

Die Empfehlung meines Bruders hatte mir eben keine vortheilhafte Meynung zum Beſten des Unbekannten beygebracht. Dieſer, dem es weder an Verſchlagenheit noch an einem durchdringenden Blicke fehlte, mochte es merken; er machte mich alſo in einem kurzen aber ſehr wohl geſezten Eingange mit ſeinem Namen, ſeinem Vaterlande, ſeiner Familie, ſeinen Titeln und Geſchäften bekannt, und legte mir endlich eine vollſtändige Vollmacht in italieniſcher Sprache vor, durch die ihm aufgetragen war, für ein neues Regiment, zum Dienſt der Macht, die ihm den Auftrag

gegeben, zweytauſend Mann Illyrier zu werben.

In dieſen offenen Briefen hieß der Raguſaner Obriſter des neuen Regiments, mit der Gewalt, nach ſeinem Gutbefinden die Offiziers, den Auditeur, die Fouriere, die Lieferanten, u. ſ. w. zu ernennen. Sie waren von dem Souverain, dem Miniſter, und dem Staatsſekretär des Kriegsdepartements unterzeichnet, und mit dem Siegel der Krone beſiegelt.

Ich war mit dieſen fremden Signaturen wenig bekannt, und ſezte Mistrauen in jeden Menſchen, den ich zum erſtenmale ſah. Ehe ich aber im Stande war, die Authenticität ſeiner Papiere näher zu prüfen, legte ich ihm einſtweilen mancherley Fragen vor, auf die ich die befriedigendſten Antworten erhielt.

Meine erſte Frage war, durch welchen Zufall gerade wir, mein Bruder und ich, ſo glücklich geweſen wären, ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen?

„Ihr Herr Bruder,“ antwortete er, „iſt ein „Mann, der mir bey meinem Plane nützliche „Dienſte leiſten kann. Er kennt Dalmatien und „Albanien, wo er gedient hat, und das ſind eben „zwey Provinzen, aus denen ich ſchöne Leute für

„mein Regiment bekommen kann. Ich habe die „Abſicht, ihn mit Briefen und Geld zu verſehn, „und ihn dorthin auf Werbung zu ſenden.“ — Hier fiel mein Bruder dem Raguſaner um den Hals — „Ja, Sie werden ſehen, Freund, Sie „werden ſehen, ich ſchaffe Ihnen Dalmatier, Al„baner, Kroaten, Morlaken, Türken und Teu„fel, laſſen Sie mich nur machen: Goſpodina, Go„ſpodina, dobro, jutro, Goſpodina.“

Der Hauptmann, ſelbſt ein Sklavonier, fing bey dieſem illyriſchen, übel angebrachten Complimente meines Bruders an zu lachen, und wendete ſich zu mir. „Was Sie anbetrifft, Herr Doctor, „ſo mache ich mir eine Ehre daraus, Sie zu bit„ten, bey meinem Regimente die Stelle eines Ge„neral-Auditeurs anzunehmen. Sie ſind ein „Rechtsgelehrter, und Ihre Charge als Conſul ‥ „aber, da fällt mir eben bey Ihrer Charge ein, „daß ich Sie um eine Gefälligkeit zu bitten habe. „Ich bin in Venedig, in einem freyen Lande, „aber mein Geſchäft iſt kitzlich, und könnte der „Regierung wegen der Nationaldalmatier nicht „gleichgültig ſeyn. Ich bin mit Spionen um„ringt, und fürchte mich überraſcht zu werden. „Wenn Sie mich in Ihrem Hauſe logiren kön-

„en, ſo wäre ich zwar vielleicht nicht gegen „alle Nachforſchungen der Republik geſichert, al„lein ich gewönne doch Zeit, ihnen mehr vorzu„beugen."

„Herr Hauptmann," ſagte ich, „meine Woh„nung iſt nicht geräumig genug . . ." „So trete „ich," fiel mir mein Bruder mit lautem Geſchrey ins Wort, „ſo trete ich dem Herrn Hauptmann „meine Stube ab." Ich wollte Einwendungen machen: alles umſonſt. Der Raguſaner zog zu mir ins Haus.

Der Umgang dieſes Mannes war ſehr angenehm. Ich war leicht zu gewinnen, und es koſtete mir Mühe, einen Verdacht auf ihm haften zu laſſen. Indeß wollte ich mir doch nichts vorzuwerfen haben. So wie ich von mehrern Perſonen hörte, die anfingen in der Sache verwickelt zu werden, ſuchte ich immer nähere Erkundigungen einzuziehen.

Ich ſah Kaufleute, welche die Montirungsſtücke für das neue Regiment liefern ſollten: ich ſprach mit Offizieren, die der zukünftige Obriſte angenommen hatte. Eines Tages erhielt er mit der Poſt einen Wechſel von 6000 Dukaten auf die Gebrü-

der Pommer, deutſche Banquiers. Der Wechſel ward zwar nicht acceptirt, weil keine Avisbriefe dabey waren, allein die Unterſchrift war doch vollkommen nachgemacht. Mit Einem Worte, ich glaubte ihm, und ging in die Schlinge.

Drey Tage darauf kam der Raguſaner ganz unruhig und beſtürzt nach Hauſe. Er ſollte, wie er ſagte, noch heut des Tages funfzehnhundert Thaler bezahlen: er hätte keine Friſt erhalten können, man würde ihn verklagen, die Schuld wäre von der Art, daß auf einmal alles entdeckt werden, alles verloren gehen müſſe. Er war in Verzweiflung. Seine Reden drangen mir durch die Seele, mein Bruder beſtürmte mich, mein Herz gab den Ausſchlag. Ich gab mir alle Mühe das Geld zuſammen zu bringen, und war ſo glücklich es zu bekommen. Ich gab es noch denſelben Tag an meinen Gaſt, der ſich den folgenden Morgen damit auf und davon machte. Man denke ſich meine Verlegenheit. Mein Bruder ſuchte ihn auf, um ihn umzubringen, glücklicherweiſe aber war er auſſer Gefahr. Mein Haus wurde der Sammelplatz aller derer, die ſich eben ſo wie ich von dem Raguſaner hatten anführen laſſen. Der klügſte Rath war, unſere Klage zu erſticken, um uns

nicht obendrein der Ahndung der Obrigkeit und dem Gelächter des Publikums auszuſetzen.

Was ſollte ich machen?. Der Betrüger hatte den 15ten September 1741 Venedig verlaſſen: ich ſchiffte mich den 18ten mit meiner Frau nach Bologna ein.

Fünfundvierzigſtes Kapitel.

Einſchiffung nach Bologna. Zufälliger Verdienſt in dieſer Stadt. Schlimme Nachricht. Reiſe nach Rimini. Meine Ankunft in dieſer Stadt. Ich werde dem Herzog von Modena vorgeſtellt. Bemerkungen über das ſpaniſche Lager. Schauſpielertruppe in Rimini. Die Welt im Monde, ein Luſtſpiel. Bewegungen der öſterreichiſchen Truppen. Rückzug der Spanier.

Traurig, tiefſinnig, nur mit meinem Kummer beſchäftigt, brachte ich eine ſchlimme Nacht in dem Poſtfahrzeuge zu, das ich ſonſt ſo bequem und anmuthig gefunden hatte.

Meine Frau war vernünftiger als ich: ſtatt ſich über ihre Lage zu beſchweren, dachte ſie auf alle Mittel, mich zu tröſten. Ihr guter Rath, ihr Beyſpiel flößten mir neuen Muth ein, und ich gab mir Mühe, den Verdruß über die Vergangenheit durch die Hofnung einer beſſern Zukunft zu verſcheuchen. Ich ſchlief endlich ein, und kam mir beym Erwachen wie ein Mann vor, der Schiffbruch gelitten hat, und ſich nun durch Schwimmen rettet.

An der Brücke Lago ſcuro über den Po, eine halbe Meile von Ferrara, nahm ich die Poſt und

kam den Abend in Bologna an. Ich kannte dieſe Stadt ſehr genau, und war auch ſehr bekannt daſelbſt. Die Directeurs der Schauſpiele kamen zu mir und baten mich um einige von meinen Stücken. Ich machte Schwierigkeiten, aber ich brauchte Geld. Sie ermangelten nicht, mir welches anzubieten, und ich ermangelte nicht, es anzunehmen.

Ich vertraute ihnen drey von meinen Originalen an, von denen ſie Abſchriften nehmen ließen. Dieß nöthigte mich zu warten; ich wartete, und verlor indeß meine Zeit nicht.

Man hatte mich in Venedig um ein Luſtſpiel für ein Jeſuitercollegium gebeten, worin keine Frauensperſon vorkäme, das aber zu militäriſchen Uebungen Veranlaſſung gäbe. Der falſche Hauptmann, der mich betrogen hatte, fiel mir hiebey ein, und gab mir den Inhalt an die Hand. Ich überſchrieb mein Stück: der Betrüger, und verfertigte es mit alle dem Feuer, das der Unwillen nur erregen kann. Ich ſchilderte meinen Bruder vom Kopf bis zu den Füßen. Ja ich ſchonte mich ſelbſt nicht, und ſezte meine alberne Gutmüthigkeit in das verdiente lächerliche Licht.

Dieſe kleine Arbeit that mir unendlich gut. Sie verſcheuchte alle ſchwarze Wolken, in welche

die Bosheit jenes Schurken meinen Geiſt verſenkt hatte. Ich hielt mich für hinlänglich gerächt.

Mein Stück war fertig, die Directeurs gaben mir meine Manuſcripte zurück, und ich ſezte meine Reiſe nach Modena fort.

In Bologna lebte ein vortreflicher Schauſpieler, der die Pantalons machte, und, da er nicht unbegütert war, die ſchöne Jahrszeit über ausruhte, und nur im Winter ſpielte.

Dieſer Mann, Namens Ferramonti, war mir bey meinem Aufenthalte in Bologna nicht von der Seite gekommen. Eine Truppe, die in Rimini im Sold des ſpaniſchen Lagers ſtand, hatte ihn engagirt: er war im Begriff abzureiſen, und kam, Abſchied von mir zu nehmen.

„Sie gehen nach Rimini,“ ſagte ich zu ihm, „und ich gehe nach Modena.“ „Was wollen „Sie thun,“ fragte er, „nach Modena wollen „Sie? Jedermann iſt dort in der größten Beſtür„zung. Der Herzog iſt fort.“ — „Wie? der „Herzog iſt fort?“ — „Er hat ſich in einen ver„derblichen Krieg eingelaſſen..“ — „Das weiß „ich wohl; aber wo iſt er?“ — „In Rimini, „im ſpaniſchen Lager, wo er den Winter zubringen „wird.“

Dieſe Nachricht raubte mir meinen lezten Troſt. „Wieder ein Plan geſcheitert, und durch „meine Schuld! Ich habe zu viel Zeit verdorben.“ „Gehn Sie,“ ſagte Ferramonti, „gehn Sie „mit mir nach Rimini. Sie finden dort eine „ziemlich gute Truppe. Ich ſtelle Sie der Geſell„ſchaft vor. Sie müſſen Sie alle kennen und „ſchätzen. Folgen Sie nur, thun Sie etwas für „uns, und wir thun alles für Sie.“

Der Vorſchlag behagte mir; aber ich wollte doch erſt die Meynung meiner Frau darüber hören. Sie war aus Genua, und wir waren auf dem Wege, ihre Verwandten zu beſuchen. Das gute Kind! Sie war die perſonifizirte Güte und Gefälligkeit. Sie fand alles gut, was ihr Mann ihr vorſchlug. Sie war zufrieden, wenn ſie mich nur zufrieden und ruhig ſah, und gab mir ſelbſt Bewegungsgründe an, meinen neuen Plan auszuführen. So gingen wir drey Tage darauf mit dem guten, alten Venetianer nach Rimini ab.

Wir hatten kaum die Wälle von Rimini erblickt, als wir von der äußerſten Poſt angehalten, und nach der Hauptpoſt eſcortirt wurden. Der Schauſpieler ward abgefertigt, ſobald er ſeinen Stand angab, meine Frau und ich aber wurden an den Hof des Herzogs von Modena geführt.

Ich kannte Perſonen von allerley Rang im Dienſte Sr. Durchlaucht, ward gut aufgenommen und ſehr diſtinguirt. Man gab mir ein Quartier, und ſtellte mich am folgenden Tage dem Herzoge vor, der mich ſehr gnädig empfing, und ſich nach dem Bewegungsgrund meiner Reiſe nach Rimini erkundigte.

Es koſtete mir nicht viel, ihm die Wahrheit zu ſagen; kaum aber hatte ich mit Einem Worte der herzoglichen Bank und der zurückbehaltenen Renten erwähnt, als Se. Durchlaucht ſogleich das Geſpräch auf das Schauſpiel, auf meine Stücke und meinen erhaltenen Beyfall lenkte. Ein paar Minuten darauf hatte die Audienz ein Ende.

Ich ſah wohl, daß von dieſer Seite nichts für mich zu hoffen war. Ich wendete mich alſo zu den Schauſpielern, und fand da meine Rechnung beſſer.

Den Mittag ſpeiſte ich bey dem Directeur, dem Ferramonti viel von mir erzählt hatte. Die ganze Geſellſchaft war beyſammen. Die erſte Liebhaberin war eine vortrefliche Schauſpielerin, aber ſehr hoch in die Jahre, und die zweite eine dumme, übel erzogene Schönheit. Colombine war eine friſche, reizende Brünette, die bald niederkommen wollte, und in Parentheſi! meine Ge-

vatterin ward. Sie war die Subrette, und alſo mein Theil.

Jedermann bat mich um neue Stücke: jeder wollte eine Hauptrolle haben. Wem ſollte ich den Vorzug geben? Der Graf von **Grosberg** zog mich aus der Verlegenheit.

Dieſer brave Offizier, Brigadier in der Armee Sr. katholiſchen Majeſtät, unter dem Regimente der Wallonergarde, war einer von den Herren, die ſich am meiſten für das Schauſpiel intereſſirten. Ganz beſonders begünſtigte er den Harlekin, und bat mich, für dieſe Rolle zu arbeiten. Ich befolgte ſeinen Befehl mit deſto größerm Vergnügen, da der Schauſpieler gut und der Gönner ſehr großmüthig und freygebig war.

Bigottini machte den Harlekin. Dieſer Schauſpieler war gut in den Rollen ſeines Fachs, allein in Verwandlungen und Verkleidungen ſuchte er ſeines Gleichen.

Herr von **Grosberg** erinnerte ſich, ein Stück in **Paris** geſehen zu haben, das den Titel führte: **Harlekin, der Kaiſer im Monde.** Er glaubte, in einem Stücke über dieſen Gegenſtand würde ſich ſein Günſtling in ſeiner ganzen Stärke zeigen können, und er betrog ſich nicht. Ich arbeitete nach meiner Phantaſie ein Stück nach dieſem Ti-

tel aus, das viel Glück machte. Jedermann war zufrieden damit, und ich auch.

Das Carneval war vorüber, und das Theater wurde geſchloſſen. Herr de Gages, nächſt dem Generaliſſimus commandirender General, hielt bey der ganzen Armee die genaueſte Polizey und die ſtrengſte Kriegszucht. Man ſah nichts von Spielen und Bällen, keine verdächtige Frauensperſon durfte ſich blicken laſſen. Man lebte in Rimini wie in einem Kloſter.

Die Spanier machten den Damen nach altcaſtiliſcher Sitte den Hof, und dieſe waren gar nicht übel damit zufrieden, die Kinder des Mars die Knie vor ſich beugen zu ſehen. Die Geſellſchaften waren zahlreich, aber ohne Geräuſch. Die Galanterie glänzte, aber im Schooße der Unſchuld.

Ich genoß, wie die übrigen, dieſer ſüßen Ruhe, hatte in den beſten Häuſern der Stadt Zutritt, machte mit der edeln Enthaltſamkeit der Spanier die Partie der Damen, beſuchte mit unter meine Gevatterin auf eine Unterhaltung voll italieniſcher Munterkeit, und erwartete die gute Jahrszeit, um nach Genua zu gehen. Aber ach! mit was für Hinderniſſen bekam ich nicht zu kämpfen, was für Vorfälle und Revolutionen trugen ſich nicht zu!

Die

Die deutſchen Truppen, die im bologneſiſchen Gebiete in den Winterquartieren lagen, machten Bewegungen, welche die Spanier beunruhigten. Dieſe hatten keine Luſt, den Feind feſten Fußes zu erwarten, und ſo wie jene nach Romagna vorrückten, zogen ſie ſich zurück, und verlegten ihr Lager zum Theil nach Peſaro, zum Theil nach Fano.

Alle Spanier, die in Ceſena, Cervia und Ceſenatico lagen, vereinigten ſich bey Rimini mit der Hauptarmee. Ich ſah mich genöthigt, meine Wohnung zu theilen: doch das iſt noch nicht alles, das iſt noch nichts.

Mein Bruder, mein liebenswürdiger Bruder, kam um dieſe Zeit mit zwey venetianiſchen Offizieren aus Venedig, dem Herrn de Gages die Errichtung eines neuen Regiments anzutragen. Mir war, wie in der Regel, die Auditeurſtelle vorbehalten. Ich war durch Erfährung mistrauiſch gegen alle Projekte worden, und ließ mich deshalb gar nicht mit ihnen ein: aber logieren und ſpeiſen mußte ich ſie doch.

Nach drey Tagen brach die Armee auf, und mein Bruder und ſeine Gefährten folgten ihr nach. Ich blieb in Rimini zurück, aber in gröſ-

ſerer Verlegenheit als jemals. Ich war ein Unterthan des Herzogs von Modena, und genueſiſcher Conſul in Venedig. Dieſe beiden Souveräns waren in dieſem Kriege auf die Seite der bourboniſchen Mächte getreten: ich hatte alſo ſehr zu fürchten, die Oeſterreicher möchten mich für einen verdächtigen Menſchen anſehen.

Ich theilte meine Beſorgniſſe Leuten in der Gegend, die ich kannte, mit: ſie fanden ſie alle ſehr gegründet, und riethen mir, meinen Stab weiter zu ſetzen. Aber wie das anfangen? Man konnte weder Pferde noch Wagen bekommen. Die Armee hatte alles mitgenommen.

Zum Glück fand ich fremde Kaufleute, die in derſelben Lage waren. Ich traf eine Einrichtung mit ihnen, wir gingen zu Waſſer, und miethen ein Fahrzeug nach Peſaro.

Das Wetter war ſchön, aber die Nacht war ſtürmiſch geweſen, und das Meer noch in Bewegung. Unſere Weiber litten viel, die meinige warf Blut aus. Wir machten deshalb an der Rhede vor la Catholica, das halben Weges liegt, Halt, und legten ihn vollends zu Lande auf einem Bauerkarren zurück. Unſere Sachen ließen wir unter der Hut einiger Bedienten zurück, die uns

nach Peſaro nachfolgen ſollten, und kamen in dieſer Stadt, wo wir Niemand kannten, und keine Wohnung auszumachen wußten, ermüdet und zerſchlagen an. Doch das iſt noch das kleinſte Ungemach von allen denen, die uns bevorſtanden!

Sechsundvierzigſtes Kapitel.

Elendes Nachtlager. Schlimme Nachricht. Gewagte Unternehmung. Traurige Begebenheit. Ermüdende Reiſe. Unerwartetes Glück.

Alles war in Peſaro in Verwirrung. Die Stadt hatte mehr fremde Gäſte, als ſie unterbringen konnte. In keinem Gaſthofe ein leeres Plätzchen, in keinem Hauſe ein Zimmer zu vermiethen!

Der Graf von **Grosberg** befand ſich in **Fano**: die Offiziere von meiner Bekanntſchaft hatten alle Hände voll zu thun. Die Perſonen im Dienſte des Herzogs von **Modena** konnten mir nichts als den Tiſch anbieten. Ein modeneſiſcher Bedienter, der auf ſeinen Theil einen kleinen Boden erhalten hatte, überließ mir für baares Geld ſein niedliches Apartement.

Den nächſten Morgen ließ ich meine Frau unter ihrem Dache, und ging an die Mündung der **Foglia**, nachzuſehen, ob unſere Sachen angekommen wären. Ich fand alle meine Reiſegefährten, die aus derſelben Urſache hieher gekommen waren, und die Nacht in noch ſchlechtern Herbergen hatten zubringen müſſen. Allein von einem Fahr-

zeuge aus Rimini war nichts zu ſehen, von unſern Sachen nichts zu hören.

Ich ging in die Stadt zurück. Der Graf von Grosberg war angekommen: er erbarmte ſich über mich, und gab mir eine Wohnung in ſeinem Hauſe. Nun war ich zufrieden, doch zwey Stunden darauf gerieth ich von neuem in die größte Beſtürzung.

Ich begegnete einem von den Kaufleuten, die ich am Ufer des Meeres geſehen hatte. Er ſchien traurig und unruhig. „Hören Sie,“ rufte ich ihn an, „haben wir noch keine Nachricht?“ — „Ach,“ ſagte er, „alles iſt verloren: die öſterrei„chiſchen Huſaren haben la Catholica eingenom„men: unſer Fahrzeug, unſere Sachen, unſere „Leute, alles iſt in ihre Hände gefallen. Hier ſe„hen Sie den Brief von einem meiner Correſpon„denten aus Rimini.“ — „O Himmel, was „fangen wir an?“ — „Ich weiß nichts anzufan„gen,“ antwortete er mir, und entfernte ſich haſtig.

Ich blieb unbeweglich wie eine Bildſäule ſtehen. Dieſer Verluſt war für mich unerſezlich. Wir waren beide, meine Frau ſowohl als ich, auf das beſte equipirt. Wir hatten drey Koffer, zwey Mantelſäcke, Kaſten und Schachteln, und auf

einmal nichts mehr, als das Hemd auf dem Leibe.

Verzweifelte Uebel erfodern verzweifelte Mittel. Ich faßte auf der Stelle meinen Entſchluß, der mir ſehr gut dünkte, und den ich meinem Gönner mittheilte. Er hatte ſchon Nachricht von der Ueberrumpelung von la Catbolica und dem Verluſte meiner Sachen. „Ich will mich auf „den Weg machen,“ ſagte ich ihm, „und ſie zu„rückfordern. Ich bin kein Soldat, ich ſtehe nicht „in ſpaniſchen Dienſten: was will man von mir? „Ich bitte nur um einen Wagen für mich und „meine Frau.“

Der Graf von Grosberg bewunderte meinen Muth, und verſchaffte mir, vielleicht um mich los zu werden, einen Paß von dem deutſchen Marſchcommiſſarius, der in dieſer Abſicht den ſpaniſchen Truppen folgte, und befahl, mir eine Chaiſe zu ſchaffen.

Die Poſten gingen in dieſer unruhigen Zeit nicht; die Fuhrleute hielten ſich verſteckt. Endlich machte man einen aus, und zwang ihn, mich zu fahren. Die Nacht über mußte er in dem Stalle des Herrn von Grosberg bleiben, und den folgenden Morgen fuhr ich in aller Frühe ab.

Ich habe ſeit dem neuen Unfalle nichts von meiner Frau geſagt, um dem Leſer keine Langeweile zu machen. Ueberdieß kann man ſich die Lage und den Gemüthszuſtand einer Frau leicht vorſtellen, die auf einmal alle ihre Kleider, ihren Schmuck und Putz einbüßt. Zum Glück war die meinige ein grundgutes, und dabey vernünftiges Geſchöpf. Wir machten uns nunmehr zuſammen auf den Weg.

Der Fuhrmann, ein ſchlauer, durchtriebener Kerl, kam zur Stunde der Abreiſe, ohne das geringſte Zeichen von Mißvergnügen, uns abzuholen, und wir traten, nach einem kleinen Frühſtücke, ſehr ruhig und ziemlich guter Laune, unſern Weg an.

Es ſind fünf Meilen von Peſaro nach la Catholica. Wir hatten ſchon drey Meilen zurückgelegt, als ein dringendes Bedürfniß meine Frau abzuſteigen nöthigte. Ich ließ halten, wir ſtiegen ab, und gingen ein paar Schritte nach einem verfallnen Gemäuer bey Seite. Dieſe Lage benutzte der ſchurkiſche Fuhrmann, lenkte die Pferde um, fuhr im Galopp nach Peſaro zurück, und ließ uns hülf- und hofnungslos mitten auf der Landſtraße.

Weit und breit war keine lebendige Seele zu ſehen. Kein Bauer auf dem Felde, keine Einwohner in den Häuſern. Jedermann fürchtete die Annäherung der beiden Armeen. Meine Frau weinte, ich erhob die Augen gen Himmel, und erhielt eine Art von göttlicher Eingebung.

„Muth gefaßt, meine Liebe,“ ſagte ich, „es „ſind noch zwey Meilen von hier nach la Catho„lica. Wir ſind geſund und ſtark genug, den „Weg zu Fuße zu machen. Von einem guten „Vorſatze darf man nicht weichen noch wanken. „Wenigſtens wollen wir uns nicht vorzuwerfen „haben, daß wir etwas unverſucht gelaſſen“ Meine Frau willigte, ohne eine verdrießliche Miene zu machen, ein, und wir ſezten unſern Weg zu Fuße fort.

Wir mochten ohngefähr eine Stunde gegangen ſeyn, als wir auf einen Bach trafen, der zu breit, um darüber hinzuſpringen, und zu tief war, als daß meine Frau hätte durchwaden können. Es war zwar eine kleine hölzerne Brücke für Fußgänger da, aber die Breter waren in der Mitte zerbrochen.

Ich ließ nicht alle Hofnung fahren. Ich kniete nieder, meine Frau ſchlang ihre Hände um meinen Hals, ich ſtand lachend auf, ging mit unausſprech-

licher Freude durch das Waſſer hindurch, und ſagte bey mir ſelbſt: OMNIA BONA MEA MECUM PORTO, ich trage alle mein Habe mit mir.

Die Füße wurden mir bis an die Schenkel naß: Geduld! wir gingen immer vorwärts, nach einer Weile kamen wir an einen ähnlichen Bach, den wir paſſiren mußten. Er war eben ſo tief, als der erſte, und die Brücke eben ſo zerbrochen. Das hinderte uns nicht, ich wadete auf dieſelbe Art, mit derſelben guten Laune hindurch.

Ein ganz anderes Ding aber war es, als wir in der Nähe von la Catholica auf einen ſehr breiten, ſchnellfließenden Gießbach ſtießen. Hier ſezten wir uns unter einen Baum, und warteten, bis die Vorſehung uns ein Mittel darbieten würde, ohne Gefahr hinüber zu kommen.

In der ganzen Gegend umher bekamen wir weder Pferde noch Wagen noch Karren zu Geſichte: eben ſo wenig war ein Wirthshaus zu finden. Wir waren müde, hatten den ganzen Tag ohne Nahrung zugebracht, und fühlten das dringendſte Bedürfniß, uns zu erfriſchen.

Ich ſtand auf, und ſuchte mich zu orientiren. „Dieſer Bach," ſagte ich, „muß ſich nothwendig „ins Meer ergießen. Wir wollen längs dem Ufer

„hingehen, ſo müſſen wir doch an die Mündung „deſſelben kommen.“

Und ſo gingen wir, getrieben von Mismuth, und aufrecht gehalten von der Hofnung immer weiter, und entdeckten in der Ferne Segel; ein Beweis von der Nähe des Meers. Wir ſchöpften Muth, und verdoppelten unſere Schritte. Je weiter wir kamen, je mehr ſahen wir, daß der Fluß ſchiffbar wurde, und als wir endlich ein Fahrzeug entdeckten, hüpften und ſchrien wir für Freude laut auf.

Es waren Fiſcher, die uns ſehr freundlich aufnahmen, an das jenſeitige Ufer überſezten, und ſich tauſendmal für den Paoli, den ich ihnen gab, bedankten.

Dieſem erſten Troſte folgte bald ein zweiter, der uns nicht weniger angenehm, und nicht weniger nothwendig war. Ein Zweig von einem Baume an ein Bauerhaus befeſtigt, verkündigte uns die Mittel, eine kleine Erfriſchung zu erhalten. Wir fanden Milch, friſche Eyer; das war mehr, als genug.

Die Ruhe und das wenige von Nahrung, das wir zu uns nahmen, gab uns Kräfte genug, den noch übrigen Weg vollends zurückzulegen. Wir ließen uns alſo durch einen Jungen aus dem

Wirthshauſe zur erſten Vorpoſt der öſterreichiſchen Huſaren bringen.

Ich zeigte meinen Paß dem Sergeanten, der mir zwey Soldaten zur Begleitung gab. Wir gingen über verwüſtete Saaten, verheerte Weinſtöcke und niedergehauene Bäume nach dem Quartier des commandirenden Obriſten.

Dieſer Offizier empfing uns anfangs, wie man Leute, die zu Fuße reiſen, zu empfangen pflegt. Nachdem er aber den Paß, den der eine von den Soldaten ihm zuſtellte, geleſen hatte, ließ er uns niederſetzen, nahm auf einmal eine freundliche Miene an, und ſagte: „Wie? Sie ſind Herr „Goldoni?“ — „Leider! bin ichs.“ — „Der „Verfaſſer des Beliſar? des venetianiſchen „Corteſano?“ — „Ja, derſelbe“ — „Und „dieß Frauenzimmer hier iſt Madam Goldoni?“ — „Ja, und das einzige, was mir übrig geblie„ben iſt.“ — „Man ſagte mir, Sie wären zu „Fuße.“ — „Das iſt leider nur zu wahr.“

Ich erzählte ihm den niederträchtigen Streich, den mir der Fuhrmann aus Peſaro geſpielt hatte, ich beſchrieb ihm unſere traurige Reiſe ausführlich, erwähnte auch der weggenommenen Sachen, und ſtellte ihm vor, daß alle meine Plane, mein Fortkommen, mit Einem Worte, mein ganzes Schick-

ſal davon abhinge, ob ich ſie wiederbekäme, oder nicht?

„Alles gut,“ ſagte der Oberſte; „aber warum „folgen Sie der Armee? Was haben Sie für Ver„bindungen mit den Spaniern?“

Da mir die Wahrheit noch niemals geſchadet hatte, im Gegentheil, da ſie immer meine Stütze und mein Schutz geweſen war, ſo erzählte ich ihm mit wenig Worten meine Begebenheiten; ich ſagte ihm von meinem genueſiſchen Conſulate; von meinen Renten in Modena; von der Abſicht meiner Reiſe, um die Auslieferung meiner Sachen anzuhalten; und von meiner traurigen Lage, daß alles für mich verloren wäre, wenn ich dieſes kleinen Reſts meiner wenigen Habſeligkeiten beraubt würde.

„Tröſten Sie ſich,“ gab er mir mit einem freundſchaftlichen Tone zur Antwort, „Sie ſollen „ſie nicht einbüßen.“ Bey dieſen Worten ſtand meine Frau auf, und weinte für Freude. Auch ich wollte ihm danken, er hörte mich aber nicht an. Er rufte nach ſeinen Leuten, und befahl, daß man meinen Bedienten und alle meine Sachen herbringen laſſen ſollte. „Doch unter einer Bedingung,“ fuhr er fort. „Sie können gehen, wohin Sie wol„len, ich verwehre Ihnen nichts, als den Weg

„nach Peſaro.“ — „Nein, gewiß nicht,“ unterbrach ich ihn; „Ihre Güte .... die Verbindlichkeit ...“ Er ließ mir nicht Zeit auszureden. Er hatte Geſchäfte; er umarmte mich, küßte meiner Frau die Hand und ging in ſein Kabinet.

Sein Kammerdiener begleitete uns in einen ganz artigen Gaſthof. Ich bot ihm eine Zechine an; er ſchlug ſie aber großmüthig aus und entfernte ſich.

Eine halbe Stunde darauf kam mein Bedienter, mit Freudenthränen in den Augen, ſich frey und uns vergnügt zu ſehen. Unſere Koffer waren offen, allein ich hatte die Schlüſſel. Ein Schlöſſer ſezte ſie in ein paar Augenblicken wieder in Stand.

Den folgenden Morgen miethete ich einen Wagen für meine Sachen. Für mich und meine Frau nahm ich die Poſt, und eilte unſern guten Freunden in Rimini entgegen.

Siebenundvierzigſtes Kapitel.

Meine Ankunft in Rimini. Glückliche Begegnung. Ehrenvolle und einträgliche Commißion. Ich entſage dem genueſiſchen Conſulate. Eine zweite noch einträglichere Commißion. Abmarſch der Deutſchen aus Rimini. Sie verfolgen die Spanier. Meine Abreiſe nach Toſkana.

Beym erſten Vorpoſten zeigte ich meinen Paß vor, worauf ich nach der Hauptwache von Rimini eſcortirt wurde. Der Hauptmann ſaß bey Tiſche; man meldete ihm, daß ein Mann und eine Frau mit der Poſt angekommen wären; er ließ uns herein kommen. Die erſte Perſon, die mir beym Eintritt in die Augen fiel, war mein Freund und Landsmann **Borſari**, erſter Sekretär des Fürſten von **Lobkowitz**, Feldmarſchalls und Generalbefehlshabers der kaiſerlichen Armee.

Herr **Borſari** wußte, daß ich den Winter in Rimini zugebracht, und es im Gefolge der Spanier verlaſſen hatte. Ich theilte ihm den Bewegungsgrund meiner Rückkehr, die ſonderbaren Auftritte meiner Reiſe, und meinen Entſchluß, nach **Genua** zu gehen, mit.

„Nein,“ ſagte er, „ſo lange wir hier bleiben, „dürfen Sie nicht daran denken, nach Genua „zu gehn.“ — „Was ſoll ich hier machen?“ — „Sich die Zeit vertreiben.“ — „Da haben Sie „Recht, das iſt das beſte Metier, das ich kenne: „aber Beſchäftigung muß man doch auch haben.“ — „Und die finden Sie gewiß bey uns. Wir „haben ein leidliches Schauſpiel.“ — „Welches „ſind ungefähr die vornehmſten Akteurs?“ — „Wir haben eine Madam Caſalini, eine ſehr „brave Schauſpielerin: wir haben eine Madam „Bonaldi...“ — „Etwa die Subrette?“ — „Ja!“ — „Vortreflich! Es wird mir viel Ver„gnügen machen, ſie wieder zu ſehen. Sie iſt „eine Gevatterin von mir.“ Indeß ich ſo mit dem Herrn Borſari plauderte, ward meine Frau, ziemlich wider ihren Willen, in ein Geſpräch mit den deutſchen Herren Offiziers verwickelt, die nicht ſo, wie die Spanier, die Kniee für den Damen beugten. Sie gab mir durch ein Zeichen zu verſtehen, daß ſie genug habe; wir empfahlen uns der Geſellſchaft: allein Borſari verließ uns nicht.

Mein Bedienter erwartete mich an der Thüre, und ſagte mir, daß mein altes Quartier beſezt wäre. Borſari verſprach, es mir wieder zu ver-

ſchaffen: ein Offizier von ſeiner Bekanntſchaft habe es inne, der es gern gegen ein anderes vertauſchen würde. Bis dahin führte er uns mit zu ſich, und bot uns ein Zimmer neben dem ſeinigen an, das wir mit Vergnügen annahmen, und drey Tage lang bewohnten.

Den folgenden Tag ſtellte mich mein Freund ſeinem Herrn vor. Der Fürſt hatte von mir reden hören: er theilte mir ſeinen Plan zu einer Feyerlichkeit mit, und trug mir die Beſorgung auf.

Die Kaiſerin Königin, **Maria Thereſia**, war im Begriff die Erzherzogin, ihre Schweſter, an den Prinzen Karl von Lothringen zu vermählen. Der Fürſt **Lobkowitz** wollte, daß auch **Rimini** Freudensbezeigungen über dieſe hohe Vermählung anſtellen ſollte. Er befahl mir, eine Cantate zu verfertigen. Die Wahl des Componiſten und die Anzahl und Beſchaffenheit der Stimmen überließ er ganz dem **Borſari** und mir. Wir hatten in allem freye Hände, er empfahl uns nichts, als Ordnung und Geſchwindigkeit.

Es wohnte ein Muſikmeiſter, ein Neapolitaner, Namens Ciccio Muggiore, in **Rimini**; freylich kein Künſtler vom erſten Range, mit dem man aber doch in Kriegszeiten vorlieb nehmen

men konnte. Dieſem trugen wir die Beſorgung auf, und ließen zwey Sänger und zwey Sängerinnen aus Bologna kommen. Ich verfertigte den Text auf eine alte Muſik unſers Componiſten, und nach Verlauf eines Monats ward die Cantate auf dem Theater der Stadt, zur Zufriedenheit des Fürſten, und mit dem Beyfall der fremden Offiziers und des einheimiſchen Adels aufgeführt.

Wir erhielten beide, der Componiſt ſowohl als ich, eine reichliche Belohnung von dem deutſchen General. Der ſchlaue Neapolitaner aber ſchlug mir gleich anfangs ein Mittel vor, das er vielleicht ſelbſt aus Erfahrung kannte, und das unſern Gewinn um ein anſehnliches vergrößerte.

Wir ließen eine beträchtliche Anzahl Exemplare von unſerer gedruckten Cantate ſauber binden, dann ſezten wir uns in eine ſchöne Caroſſe, präſentirten ſie allen Stabsoffizieren der verſchiedenen Regimenter, die in der Stadt und der Gegend umher im Quartiere lagen, und brachten eine mit venetianiſchen Zechinen, ſpaniſchen Piſtolen und portugieſiſchen Quadrupeln reichlich geſpickte Börſe nach Hauſe, die wir dann in Friede und Einigkeit mit einander theilten.

Um dieſe Zeit ſchrieb man mir aus Genua, ein venetianiſcher Kaufmann habe, in dem Fall

daß ich meine Stelle als Conſul nicht länger behalten wolle, darum nachgeſucht. Er habe ſich erboten, ohne Beſoldung zu dienen, und wäre mit einem Titel zufrieden, der ihm, bey ſeinem Stande und Gewerbe, viel nützlicher werden könne, als mir. Das hieß, der Senat dankte mich nicht gerade zu ab, aber er ſezte mich doch in die Nothwendigkeit, mich ſelbſt zurückzuziehen, oder umſonſt zu dienen. Ich wählte ohne Bedenken das erſte, dankte der Republik, und dachte nicht mehr daran.

Ueberdieß hatte ich die Zeit her ſo viel ausgeſtanden, daß es mir ſehr lieb war, eine Weile der Ruhe pflegen zu können. Ich hatte Geld, keine Geſchäfte, und war glücklich.

Niemand, der Rimini während dem Aufenthalte der Spanier geſehen hatte, würde es jezt wieder erkannt haben. Man hatte Beluſtigungen aller Art, Bälle, Concerts, öffentliche Spiele, glänzende Geſellſchaften, galante Mädchen. Jedermann, er mochte einen Charakter und Stand haben, welchen er wollte, fand hier ſeine Rechnung. Ich liebte meine Frau, und theilte meine Vergnügungen mit ihr: ſie folgte mir allenthalben.

Nur zu meiner Gevatterin folgte ſie mir nicht, ob ſie mich gleich nicht hinderte, hinzugehen. Dieſe

Schauſpielerin war nicht nach ihrem Geſchmack, und über den Geſchmack läßt ſich nicht ſtreiten.

Endlich ſah ſich meine arme Gevatterin doch genöthigt, ihren Stab weiter zu ſetzen. Die deutſchen Offiziers wollten das Carneval über eine Oper haben; die Komödianten waren alſo gezwungen, Platz zu machen.

Der Graf Novati, ein Mailänder und Generallieutenant der Armee Sr. kaiſ. königlichen Majeſtät, hatte die Beſorgung des neuen Schauſpiels über ſich genommen, und mir erzeigte er die Ehre, mir die Direction deſſelben anzutragen. Ich nahm den Vorſchlag mit Vergnügen an, und hatte nicht Urſache, es zu bereuen. Dieſer großmüthige Herr belohnte mich reichlicher, als ich nur erwarten durfte.

So ging es immer beſſer und beſſer mit mir: das Glück ſchien ſeine Laune in Rückſicht meiner geändert zu haben. Und wirklich bin ich ſeit dem leztern Unfalle bey la Catholica und dem auf meiner Rückreiſe nach Rimini, nie wieder in eine von den ſchrecklichen Lagen gekommen, die mir einen gänzlichen Untergang drohten!

Mit dem Carneval ging auch die Oper zu Ende, und nach dieſen beluſtigenden Zerſtreuun-

gen bekam man wieder von politiſchen und kriegeriſchen Vorfällen zu hören.

Mit Anfang der Faſten zog der öſterreichiſche Feldmarſchall alle ſeine Truppen, die in Romagna in den Winterquartieren gelegen hatten, zuſammen, und ich genoß den herrlichen Anblick einer Generalmuſterung über vierzigtauſend Mann.

Dieß war das Zeichen zum Aufbruch der Oeſterreicher. Ich nahm von meinem Freunde Borſari Abſchied, und vierzig Tage nachher ſah man keinen Deutſchen mehr in dieſem Lande, das heutzutage Romagna heißt, und zur Zeit der römiſchen Kaiſer das Exarchat von Ravenna hieß.

Ich dachte nun auch an die Abreiſe. Die Reiſe nach Genua war nunmehr unnütz worden, ich war frey, Herr meines Willens, hatte hinreichend Geld und führte einen Plan aus.

Ich wollte Toſcana ſehen, durchwandern, und eine Weile dort wohnen. Ich hatte den Umgang der Einwohner von Florenz und Siena, die lebendige Bücher der guten italieniſchen Sprache ſind, nöthig. Ich ſprach mit meiner Frau davon, ich ſtellte ihr vor, daß dieſer Weg uns Genua näher brächte. Sie ſchien damit zufrieden, und ſo war unſere Reiſe nach Florenz feſtgeſezt.

Achtundvierzigſtes Kapitel.

Meine Ankunft in Florenz. Ein paar Worte über dieſe Stadt. Reiſe nach Siena. Bekanntſchaft mit dem Ritter Perfetti und ſeinem außerordentlichen Talente. Geſellſchaften in Siena. Weg nach Volterra. Anblick der Catacomben. Vereinigte Seltenheiten in dieſem Lande und in Peccioli. Meine Ankunft in Piſa.

Die neue Straße von **Bologna** nach **Florenz** war im Jahre 1742 noch nicht offen. Jezt kömmt man in Einem Tage dahin, da man ſonſt wenigſtens zwey nöthig hatte, die hohen Berge, die das toſcaniſche Gebiet einſchließen, zu überſteigen.

Der böſe Weg war nicht zu vermeiden; ich wählte alſo wenigſtens den kürzeſten, und vertraute meine Sachen einen Maulthiertreiber an.

Mit meiner Frau nahm ich die Poſt nach **Caſtreccaro**. Von da beſtiegen wir zu Pferde die **St. Benedikts-Alpen**, und kamen in das ſchöne Land, dem man das Wiederaufblühen der Wiſſenſchaften zu danken hat.

Bey der Schönheit und den Annehmlichkeiten der Stadt **Florenz** werde ich mich nicht verweilen.

Alle Schriftſteller, alle Reiſende laſſen ihr Gerechtigkeit wiederfahren. Schöne Straßen, koſtbare Paläſte, reizende Gärten, prächtige Spaziergänge, viel Geſellſchaften, viel Gelehrte, viel Seltenheiten: die Künſte im Anſehen, Talente geſchäzt, ein vortreflicher Landbau, herrliche Produkte, ein begünſtigter Handel; ein breiter Fluß, der durch die Stadt fließt; ein beträchtlicher Seehafen, ſchöne Männer, ſchöne Weiber, Fröhlichkeit, Wiz, Fremde von allen Nationen, Beluſtigungen aller Art ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ mit Einem Worte, ein herrliches Land!

Ich brachte vier Monate mit wahrem Vergnügen in dieſer Stadt zu, und machte ſehr intereſſante Bekanntſchaften. Z. B. die des Senators **Ruſcellai**, Gerichtsauditors — des Doctor **Cocchi**, eines theoretiſchen Arztes und angenehmen Philoſophen, — des Abbe' **Gorri**, eines gelehrten und in der etruſciſchen Sprache ſehr bewanderten Alterthumskenners — des Abbe' **Lami**, Verfaſſers eines litterariſchen Journals, der beſten Arbeit, die man von dieſer Art in Italien geſehen hat.

Ich hatte mir vorgenommen, den Sommer in **Florenz** und den Herbſt in **Siena** zuzubringen; allein das Verlangen, das ich empfand, den

Ritter Perfetti zu hören, machte, daß ich ſchon in den erſten Tagen des Monats Auguſt dahin abging.

Perfetti gehörte unter die Art von Dichtern, die Verſe aus dem Stegreif herſagen, und die man nur in Italien findet; allein er nahm die erſte Stelle unter ihnen ein, und verband mit ſeinem leichten Versfluſſe ſoviel Gelehrſamkeit und Anmuth, daß er verdient hatte, in Rom auf dem Capitol gekrönt zu werden. Eine Ehre, die nach dem Petrarch niemand weiter wiederfahren iſt!

Dieſer berühmte Mann war ſehr alt, und ließ ſich ſelten in Geſellſchaften, und noch ſeltener öffentlich ſehen. Ich hatte gehört, daß er am Himmelfahrtstage der heil. Jungfrau in der Akademie der Intronati in Siena erſcheinen würde, und reiſte alſo ohne Verzug mit meiner treuen Gefährtin dahin ab. Als Fremde erhielten wir ohne Schwierigkeit Zutritt und einen Platz in der Akademie. Perfetti ſaß auf einer Art von Kanzel: einer von den Akademiſten hielt eine Anrede an ihn, und da er ſich nicht von dem Gegenſtande der Feyer dieſes Tages, um derentwillen ſich die Akademie verſammelt hatte, entfernen konnte, ſo ſchlug er ihm zum Stoff ſeines Liedes, die Freude

der Engel bey der Annäherung des unbefleckten Körpers der heil. Jungfrau vor.

Der Dichter ſang eine ganze Viertelſtunde in Strophen nach Art des **Pindar**. Man kann ſich nichts ſchöners, nichts überraſchenders denken. Man glaubte den **Petrarch**, den **Milton**, den **Rouſſeau**, ja den **Pindar** ſelbſt zu hören. Ich war recht vergnügt darüber, ihn gehört zu haben, und machte ihm den Tag darauf meinen Beſuch. Durch ihn wurde ich mit noch mehr Perſonen bekannt: die Geſellſchaften in **Siena** waren ganz nach meinem Geſchmack. Ehe man zu den Karten griff, wurden erſt litterariſche Gegenſtände beſprochen. Jedes las etwas eigenes, oder einen fremden Aufſatz ab, und die Damen nahmen ſo gut Antheil hieran, als die Herren. So war es zu meiner Zeit, ob es jezt noch ſo iſt, kann ich nicht ſagen. Vielleicht hat auch hier, ſo wie in dem ganzen übrigen Italien, die Galanterie den ausſchließenden Vorzug erhalten.

Die Neugierde trieb mich, nun auch die übrigen Theile von **Toſcana** zu durchwandern; ich nahm alſo von **Siena** aus meinen Weg nach dem ſumpfigten Landſtrich, den man **le Maremme** nennt. Ein großer Theil dieſer wüſten Gegend iſt von dem Marcheſe **Ginori** von **Florenz**, der

hier eine Porzelanfabrik angelegt hat, urbar gemacht worden. Wir erreichten Volterra, eine von den alten toſkaniſchen Republiken, die auf dem ſehr hohen und ſteilen Gipfel eines Berges liegt.

Dieſes Land, das wenig Reiſende beſuchen, iſt doch ſehr merkwürdig, ſo wohl wegen ſeiner Lage, als wegen der Spuren von den Denkmålern der Etruſker und des Heidenthums, das ihre Religion war.

Ich ging auch auf Hånden und Fůßen in die Catacomben hinein: durchkroch ſie bey dem Glanz von Wachskerzen, und lernte da meine Feigherzigkeit in ihrem ganzen Umfange kennen. Die beiden Wegweiſer, die vor mir hergingen, beſprachen ſich mit einander ůber die Wege in dieſem unterirdiſchen Aufenthalte. „Dorthin wollen wir nicht „gehen," ſagte der eine, „die Decke iſt da vor „kurzem eingefallen." — „So wollen wir dadurch „gehen," ſagte der andere. — „Aber, aber," fragte ich meine Begleiter zitternd, „wenn dieſe „Decke nun auch einfiele ; ; ; ; ? „Ey," verſezte der eine mir zum Troſt, „das geſchieht nicht alle „Tage." — Gott ſey Dank! endlich kam ich wieder heraus an das Licht, mit dem feſten Vorſatz, nicht zum zweitenmal hieher zu kommen.

Und was ſah ich? Nichts. Die Neugierde machte mich zum Narren. Doch habe ich im Grunde nichts gethan, was nicht ſo viel andere Leute vor mir auch gethan haben.

Mit mehr Vergnügen und ohne Gefahr, ſah ich die Haufen Muſcheln auf dieſen hohen Bergen, in einer Gegend, die wenigſtens eine Stunde hoch über dem mittelländiſchen Meere liegt. Hier ſah ich zum erſtenmale dieſen überzeugenden Beweis von großen Revolutionen, die ſich mit unſerer Erde zugetragen haben müſſen. Die Zeit, wenn ſich dieß ereignet, iſt ſo ungewiß, als die Art und Weiſe, wie es hat geſchehen können, unbegreiflich iſt.

Ich nahm einige von dieſen Muſcheln, und auch ein paar ziemlich gut gearbeitete Gefäße aus volterriſchen Alabaſter, der durchſichtig und doch ſehr weich iſt, mit mir.

Dieſe meine neuen Reichthümer vermehrte ich noch mit einigen kleinen Neſtern, die von Inſekten, welchen ſie den Winter über zur Zuflucht dienen, verfertigt werden, und die man nur hier in Peccioli findet. Mit einbrechender Nacht befand ich mich vor den Thoren von Piſa, wo ich mich in das Poſthaus einlogirte.

Neunundvierzigſtes Kapitel.

Ein paar Worte über die Stadt Piſa. Mein Abentheuer in der Kolonie der Arkadier. Neue Beſchäftigungen. Mein Beyfall und meine Zerſtreuungen.

Piſa iſt ein ſehr intereſſantes Land. Der Arno, der durch die Stadt fließt, iſt hier ſchiffbarer, als in Florenz, und der Communicationskanal zwiſchen dieſem Fluſſe und dem Hafen von Livorno verſchaft dem Staat beträchtliche Vortheile.

Die Univerſität in Piſa iſt ſo alt und wird ſo häufig beſucht, als die Univerſitäten in Pavia, Padua und Bologna.

Der Orden der St. Stephansritter, der im Jahre 1562 von Coſmus von Medicis geſtiftet wurde, hat alle drey Jahre ſein Generalkapitel in dieſer Stadt.

Die Bäder in Piſa ſind ſehr heilſam, die Luft in der Stadt und der umliegenden Gegend wird für die beſte in Italien gehalten. Das Waſſer iſt hier ſo rein, ſo leicht und ſo verdaulich als in Nocera.

Ich hatte mir vorgenommen, höchſtens ein paar Tage in Piſa zu bleiben, und blieb drey Jahre nach einander hier. Ich fixirte mich, ohne es zu wollen, und engagirte mich, ohne daran zu denken. Meine komiſche Laune war nicht erloſchen, aber halb erſtickt. Thalia, ſehr unzufrieden mit meiner Entfernung von ihr, ſchickte von Zeit zu Zeit Abgeordnete ab, mich unter ihre Fahne zurück zu bringen. Ich ergab mich endlich der ſüſſen Gewalt einer angenehmen Verführung, und vertauſchte zum zweitenmale den Tempel der Themis für den Tempel des Apollo.

Ich werde mein möglichſtes thun, die Geſchichte dieſer drey Jahre, die allein einen Band erfordertten, in wenig Worte zuſammen zu drängen.

Die erſten Tage nach meiner Ankunft in Piſa machte ich mir das Vergnügen, die Merkwürdigkeiten des Orts, die der Mühe lohnten, zu beſehen, als z. B. die an Marmor und Gemälden ſo reiche Cathedralkirche, den ſonderbaren Thurm, der von außen ſehr nach einer Seite hängt, und von innen ganz gerade ſcheint, den Gottesacker, der mit einem prächtigen Porticus umgeben iſt, und einen Boden von Erde hat, die ſo ſehr mit alkaliſchen Theilchen geſchwängert iſt, daß ſie die todten Leichname binnen vierundzwanzig Stun-

den in Aſche auflößt. Und doch fing ich an, Langeweile zu empfinden, denn ich kannte Niemand.

Ich ging eines Tages an der Seite des Schloſſes ſpatzieren, und ſah eine große Thorfahrt, Caroſſen, die ſtill hielten, und Leute, die in das Haus gingen. Ich blickte hinein, und ſah einen weitläuftigen Hof, an dem Ende deſſelben einen Garten, in dem eine große Anzahl Perſonen unter einer Art von Laube ſaßen.

Ich trat näher, und wurde einen Menſchen in Livree gewahr, der aber ganz das Anſehen und den Anſtand eines Mannes von Bedeutung hatte. Ich fragte ihn, wem das Haus gehöre, und zu welchem Zwecke ſich hier ſo viel Perſonen verſammelt hätten?

Dieſer höfliche und gar nicht unwiſſende Bediente befriedigte meine Neugierde. „Die Geſellſchaft, die Sie hier ſehen,“ ſagte er, „iſt eine „Colonie der Arkadier von Rom, die la Colo„nia Alfea heißt.“ (**Die alpheiſche Colonie. Alpheus**, ein ſehr berühmter Fluß in Griechenland, der an dem alten **Piſa** in **Aulis** vorbey floß.)

Ich erkundigte mich, ob ich von der Geſellſchaft ſeyn dürfe? „Sehr gern!“ verſezte der

Thürſteher, und begleitete mich ſelbſt bis zu dem Eingang des Gartens. Hier ſtellte er mich einem Diener der Akademie vor, der mir einen Platz in dem Zirkel anwieß. Ich war ſehr aufmerkſam, bekam Gutes und Schlechtes zu hören, und bezeigte über beides gleich ſtark meinen Beyfall.

Jedermann betrachtete mich, und ſchien neugierig zu ſeyn, zu wiſſen, wer ich wäre. Ich bekam Luſt, dieſe Neugierde zu ſtillen. Der Menſch, der mir meinen Platz angewieſen hatte, ſtand nicht fern von meinem Stuhle. Ich rufte ihn, und bat, den Vorſteher der Geſellſchaft zu fragen, ob es einem Fremden erlaubt ſey, das Vergnügen, das er eben genoſſen habe, in Verſen an den Tag zu legen. Der Vorſitzer trug meine Bitte laut vor, und die ganze Verſammlung willigte ein.

Ich hatte ein Sonnett im Kopfe, das ich in meiner Jugend, bey einer ähnlichen Gelegenheit, verfertigt hatte; ich änderte in der Geſchwindigkeit einige Worte, die hieher nicht paßten, und ſagte meine vierzehn Verſe mit einem Tone und mannigfaltigen Beugungen der Stimme her, die dazu dienen ſollten, die Empfindung und die Reime hervorſtechender zu machen. Das Sonnett ſchien auf der Stelle verfertigt zu ſeyn, und erhielt außerordentlichen Beyfall. Ich weiß nicht,

ob die Sitzung ſonſt vielleicht länger gedauert haben würde, aber mit einemmale ſtand die ganze Verſammlung auf, und trat um mich herum.

Hier machte ich in wenigen Augenblicken eine Menge Bekanntſchaften. Auf einmal hatte ich die Wahl unter den beſten Geſellſchaften. Die Bekanntſchaft mit dem Herrn Fabri ward für mich die nützlichſte und angenehmſte. Er war Kanzler in den Gerichten des St. Stephansordens, und Vorſitzer der Geſellſchaft der Arkadier, unter dem Schäfernamen il Guardiano. (der Hirt.)

Ich beſuchte der Reihe nach alle arkadiſche Schäfer, die ich in der Verſammlung geſehen hatte. Bey dieſem ſpeiſte ich zu Mittag, bey jenem zu Abend. Die Piſaner ſind ſehr dienſtfertig gegen die Fremden: ſie faßten Freundſchaft und Hochachtung gegen mich. Ich hatte mich als einen venetianiſchen Advokaten angekündigt, und einen Theil meiner Begebenheiten erzählt. Sie ſahen daß ich ein Mann ohne Geſchäfte, aber ſehr wohl im Stande wäre, Geſchäfte zu beſorgen. Sie ſchlugen mir vor, wieder in den Advokatenſtand, den ich verlaſſen hatte, zu treten, und verſprachen mir Clienten und Bücher. In Piſa darf jeder Fremde, wenn er nur Doctor iſt, prozeſſiren; ich

ließ mich alſo kühn und keck als Civil- und Criminaladvokat einſchreiben.

Die Piſaner hielten mir in allem Wort, und ich hatte das Glück, ihre Erwartungen zu befriedigen. Ich arbeitete Tag und Nacht, man bot mir mehr Prozeſſe an, als ich annehmen konnte. Endlich fand ich ein gutes Mittel, die Zahl derſelben, zur großen Zufriedenheit der ſtreitenden Parteyen zu verringern. Hatten ſie Unrecht, ſo ſuchte ich ihnen ihr Unrecht zu beweiſen, und ſie mit ihrem Gegentheil zu vergleichen. Sie bezahlten mir gern meine Conſultationen, und wir waren alle zufrieden.

Indeß meine Sachen täglich beſſer liefen, und mein Kabinet beſtändig ſo voll war, daß es den Neid aller meiner Collegen erregte, führte der böſe Feind eine Schauſpielertruppe nach Piſa. Ich konnte es nicht über das Herz bringen, ſie nicht zu beſuchen, und der Kitzel ſtach mich ſo, daß ich ihnen ſogar eines von meinen Stücken gab. Doch waren ſie zu mittelmäßig, als daß ich ihnen ein Charakterſtück hätte anvertrauen ſollen, ich gab ihnen alſo das ſkizzirte Luſtſpiel: **die hundertundvier Abentheuer Einer Nacht.** Bey dieſer Gelegenheit bekam ich die Worte zu hören,

die

die ich oben im einundvierzigſten Kapitel erwähnt habe.

Der ſchlechte Beyfall meines Stücks machte mich ſo mismuthig, daß ich mir feſt vornahm, die Komödianten nicht wieder zu ſehen, und nicht wieder an das Schauſpielhaus zu denken. Dafür verdoppelte ich meinen Eifer in juriſtiſchen Arbeiten, und gewann einmal drey Prozeſſe in Einem Monat.

Eine Criminal-Defenſion machte mir vorzüglich viel Ehre. Ein junger Menſch von guter Familie hatte ſeinen Nachbar beſtohlen. Er hatte eine Thüre mit Gewalt eröfnet, und ſollte zu den Galeeren verdammt werden.

Seine Familie verdiente alle Achtung, er war einziger Sohn, hatte Schweſtern, die dadurch auf immer hätten ledig bleiben können: war es ſonach nicht Pflicht, ihn zu retten?

Vor allen Dingen mußte der klagende Theil entſchädigt werden. Dann ließ ich das Schloß an der Thüre im erſten Stocke, wo der Diebſtahl verübt worden war, ändern. Nunmehr ſchloß der Schlüſſel des zweiten Stocks auch im erſten. Der junge Menſch, hieß es, hat ſich in dem Stockwerke geirrt, und aus Verſehen die Thüre geöffnet. Das Geld lag offen da, und die Gelegenheit hat ihn verführt.

Ich fing meine Vertheidigungsſchrift mit dem ſiebenten Verſe des fünfundzwanzigſten Pſalms an: Delicta juventutis meas et ignorantias meas ne memineris, Domine. „**Gedenke nicht der Sünden meiner Jugend, und meiner Uebertretung.**“ Ich ſchmückte ſie ferner mit Autoritäten aus den klaſſiſchen Schriftſtellern aus, und unterſtützte meine Sache mit Entſcheidungen der Rota romana und des florentiner Criminalgerichts, das man il Magiſtrato degli Otto, (**das Tribunal der Achte**) nennt: ich ſuchte zu überzeugen und zu rühren. Ich vertheidigte keinen Verbrecher, der ans Laſter gewöhnt war, und ſein Verbrechen zu beſchönigen ſuchte, ſondern einen unbeſonnenen Menſchen, der ſeinen Fehler geſtand, bereute, und nur in Rückſicht auf ſeinen würdigen Vater und zwey liebenswürdige Schweſtern, die im Begriff ſtanden, verheirathet zu werden, um Gnade bat.

Daß ichs kurz mache, mein kleiner Dieb wurde zu dreymonatlicher Gefängnißſtrafe verdammt: Die Familie war ſehr zufrieden mit mir, und der Criminalrichter wünſchte mir Glück.

So wurde ich immer mehr und mehr mit einem Geſchäfte vertrauter, das mir zu gleicher Zeit

viel Ehre, viel Vergnügen und einen billigen Gewinn verſchaffte.

Mitten in dieſen Arbeiten und Beſchäftigungen erhielt ich einen Brief von **Venedig**, der mich zerſtreute und mein Blut und alle meine Lebensgeiſter in Bewegung ſezte. Es war ein Brief von **Sacchi**.

Dieſer Schauſpieler war nach Italien zurückgekommen. Er erfuhr, daß ich in Piſa war, und gab mir den Stoff zu einem Luſtſpiele an die Hand, das ich nach freyem Gefallen bearbeiten ſollte.

Welch eine Verſuchung für mich! **Sacchi** war ein vortreflicher Schauſpieler, und das Luſtſpiel war von jeher meine Leidenſchaft geweſen. Ich fühlte, daß der ehemalige Geſchmack, daſſelbe Feuer, derſelbe Enthuſiaſmus wieder in mir erwachte. Der Gegenſtand, den er mir vorſchlug, war: **der Diener von zweyen Herren.** Ich hatte ſchon den Plan gemacht, wie ich dieſen Stoff benutzen wollte, ich ſah den Hauptakteur, der das Stück ſpielen ſollte, im Geiſt vor mir: ich brannte vor Begierde, noch Einen Verſuch zu wagen . . . Aber wie ſollte ich es machen? Die Prozeſſe, die Clienten ſtrömten mir von allen Seiten zu . . . Und doch, dachte ich, mein armer **Sacchi**! . . . Der Diener zweyer Herrn! . . . Nur dieſes ein-

zigemal noch, ⸗ ⸗ Aber nein! ⸗ ⸗ aber ja! ⸗ ⸗ Kurz, ich ſchrieb, ich antwortete, ich verſprach es ihm.

Den Tag über arbeitete ich in meinen Geſchäften, und die Nacht über an meinem Luſtſpiel. Ich wurde fertig damit, und ſchickte es nach Venedig. Niemand wußte darum: meine Frau allein war meine Vertraute: auch litt ſie ſo viel dabey, als ich ſelbſt. Denn, man denke! ich war die Nächte über auf.

Funfzigſtes Kapitel.

Meine Aufnahme unter die römiſchen Arkadier. Mein neues Luſtſpiel Harlekins verlornes und wiedergefundenes Kind. Intereſſanter Rechtsfall in Piſa. Ein anderer Rechtsfall in Florenz. Meine Reiſe nach Lucca. Außerordentliche Muſik. Reizende Oper. Anmuthiger Weg.

So lange ich an meinem Stück arbeitete, ließ ich, ſobald es dunkel ward, meine Thüre verſchließen, und brachte meine Abende nicht, wie gewöhnlich, auf dem Kaffeehauſe der Arkadier zu.

Das erſtemal, als ich wieder erſchien, mußte ich viele Vorwürfe anhören. Ich entſchuldigte mich mit Berufsarbeiten. Die Herren ſahen mich gern beſchäftigt, aber ſie wollten nicht, daß ich darüber den ergötzenden Zeitvertreib der Dichtkunſt vergeſſen ſollte.

Herr **Fabri** kam. Er freute ſich, mich zu ſehen, zog ein großes Paket aus ſeiner Taſche, und überreichte mir zwey Diplomen, die er für mich hatte kommen laſſen. Durch das eine wurde ich zum Mitglied der Arkadier, unter dem Namen **Poliſſeno**, aufgenommen; durch das andere mit

den phegäiſchen Gefilden *) belehrt. Die ganze Verſammlung begrüßte mich nun im Chor unter dem Namen Polinisso Fegeio, und umarmte mich als ihren Mithirten und Mitbruder.

Wir Arkadier ſind recht reich, wie du ſiehſt, lieber Leſer. Wir beſitzen Güter in Griechenland: wir benetzen ſie mit unſerm Schweiße, um Lorbern davon einzuärnten, indeß die Türken dort Korn ſäen, Reben pflanzen und ſich über unſere Titel und unſere Lieder luſtig machen.

Meine Beſchäftigungen hinderten mich nicht, von Zeit zu Zeit, Sonnette, Oden und andere lyriſche Gedichte, für die Sitzungen unſerer Akademie zu verfertigen.

Allein die Piſaner mochten immerhin mit mir zufrieden ſeyn, ich ſelbſt war es nicht. Ich laſſe mir nicht mehr als Gerechtigkeit wiederfahren, wenn ich ſage, daß ich niemals ein guter Dichter geweſen bin. Vielleicht war ich es, was die Erfindung betrift; das Theater iſt ein Beweis davon; wenigſtens hing mein ganzes Genie nach dieſer Seite.

Sacchi meldete mir einige Zeit darauf den Beyfall, den mein Stück erhalten habe. Der

*) Phegä. Eine kleine Landſchaft in Attica.

Diener von zweyen Herren war beklatſcht worden, und hatte ganz unglaublichen Zulauf gehabt. Zugleich ſchickte er mir ein Geſchenk, das ich nicht erwartet hatte; allein er forderte auch noch ein neues Stück. In der Wahl des Gegenſtandes ließ er mir freye Hände, unterdeſſen wünſchte er doch, daß ich, da mein leztes Stück blos auf das Lachen angelegt geweſen wäre, dieſesmal eine intereſſante Fabel zum Grunde legen möchte, die der Empfindungen und alles Pathos, das dem Luſtſpiel angemeſſen iſt, fähig wäre.

Das hieß wie ein Mann geſprochen. O ich kannte ihn wohl, ich hatte große Luſt, ihm zu willfahren; ſein großmüthiges Betragen war eine Verbindlichkeit mehr für mich ‥ allein meine Aktenſtube ‥ Ich wußte nicht, wozu ich mich entſchließen ſollte. Bey dem lezten Stücke hatte ich geſagt, nur dieſes einzigemal noch ‥‥ Ich hatte noch drey Tage Bedenkzeit. Dieſe drey Tage über dachte ich im Gehen und Stehen, im Wachen und Schlafen an nichts, als an Sacchi. Ehe ich zu etwas anderm fähig werden konnte, mußte ich mir vorher dieſen Gedanken aus dem Kopfe ſchaffen.

Ich arbeitete alſo jenes in Frankreich ſo gut als in Italien bekannte Stück aus, das den Titel

führt: Harlekins verlornes und wiedergefundenes Kind. Der Beyfall, den dieſe Kleinigkeit erhielt, überſteigt allen Glauben. Sie iſt es, die mich nach Paris brachte. Ein glückliches Stück für mich, das demohnerachtet bey meinen Lebzeiten nicht das Licht erblicken, und niemals in meinem italieniſchen Theater eine Stelle erhalten wird.

Ich verfertigte dieſes Stück zu einer Zeit, wo mein Geiſt in großer Unruhe und Bewegung war. Ich gab ihm intereſſante Situationen, aber ich hatte nicht Zeit, ſie mit der Kunſt herbeyzuführen, die eine gute Arbeit dieſer Art charakteriſiren muß. Es waren vielleicht Diamanten, aber in Kupfer gefaßte Diamanten: man ſah, daß die einzelnen Scenen von einem geübten Manne herrühren mußten, allein das Ganze ſchien das Werk eines Schülers zu ſeyn. Ich geſtehe es, die Entwickelung dieſes Stücks könnte vielleicht für ein Meiſterſtück der Kunſt gelten, wenn nicht weſentliche Fehler gegen das Ganze einnähmen. Sein hauptſächlichſter Fehler iſt Mangel an Wahrſcheinlichkeit, der durchaus ſichtbar iſt. Ich habe dieſes Stück immer mit kaltem Blute beurtheilt, und mich niemals durch den Beyfall, den es erhalten, verführen laſſen.

Sobald ich fertig damit war, las ich es mit Aufmerkſamkeit durch. Ich fühlte alle Schönheiten, die es angenehm machen konnten, und alle Fehler, mit denen es angefüllt war: indeß ſchickte ich es doch an den Ort ſeiner Beſtimmung ab.

Italien hatte nur noch die erſten Verſuche meiner vorhabenden Reform erhalten. Es gab noch Anhänger genug von der alten Komödie, und ich konnte ſicher darauf rechnen, daß mein Stück, ohne ſich viel von dem gewöhnlichen, betretenen Wege zu entfernen, gefallen, und ſogar durch die Miſchung des Komiſchen und Pathetiſchen, die ich mit vieler Kunſt getroffen hatte, überraſchen werde.

In der Folge erfuhr ich, wie glänzend der Beyfall, den es erhalten, geweſen wäre, und ich wunderte mich nicht darüber. Allein wie groß war nicht mein Erſtaunen, als ich bey meiner Ankunft in Frankreich ſah, daß mein Stück auf dem Theater der italieniſchen Komödie Zulauf hatte, Beyfall erhielt, und faſt bis an den Himmel erhoben wurde.

Es iſt eine ausgemachte Sache, daß die Zuſchauer immer mit eigenen Ideen und mancherley Vorurtheilen das Theater beſuchen. So beklatſchten die Franzoſen vor der italieniſchen Bühne ein

Stück, das ſie auf dem Theater ihrer Nation verdammt haben würden.

Nachdem ich den **Sohn des Harlekin** an **Sacchi** geſchickt hatte, der Vaterſtelle bey demſelben vertreten ſollte, ſezte ich meine gewöhnlichen Beſchäftigungen wieder fort. Ich hatte verſchiedene Sachen liegen, und machte den Anfang mit der, die mir am wichtigſten dünkte.

Der Client, den ich zu vertheidigen hatte, war zwar nur ein Bauer, aber die Bauern im Toskaniſchen ſind ſehr wohlhabend, ſehr ſtreitſüchtig, und bezahlen ſehr gut.

Sie ſitzen faſt alle in Pachtungen, die ſich auf ſie, ihre Kinder und Kindeskinder erſtrecken. Beym Antritt des Pachtes erlegen ſie eine gewiſſe Summe, jährlich eine beſtimmte Abgabe, und ſehen dann dieſe Güter als ihr Eigenthum an. Sie ſorgen dafür, ſie zu verbeſſern, und am Ende des Pachts hat der Grundbeſitzer den Gewinn davon.

Mein Kläger hatte es mit dem Prior eines Kloſters zu thun, der, unter dem Vorwande, daß die Ordensgeiſtlichen immer minorenn blieben, und daß man die Güter beſſer benutzen könne, den Pacht vor der Zeit aufheben wollte. Ich entdeckte den Zuſammenhang der Sache bald. Eine junge Wittwe hatte den Plan gemacht, durch die Protection

des ehrwürdigen Vaters den Bauer aus ſeinem Beſitze zu vertreiben.

Ich ſezte eine Schrift auf, welche die ganze Nation intereſſirte, und worin ich zeigte, wie wichtig die Beybehaltung der emphyteutiſchen Pachtungen für den Staat wäre. Ich gewann den Prozeß, und legte mit meiner Klagſchrift viel Ehre ein.

Einige Tage nachher ſah ich mich genöthigt, nach Florenz zu gehen, und dort um einen Befehl der Regierung anzuhalten, daß ein lediges Frauenzimmer, während der Verhandlung des Prozeſſes, in ein Kloſter eingeſchloſſen werden möchte.

Dieſes Frauenzimmer war eine volljährige, reiche Erbin, die einen Heirathscontract mit einem florentiniſchen Edelmanne, der in toſcaniſchen Dienſten ſtand, unterzeichnet hatte, und nun einen jungen Menſchen, der ihr beſſer gefiel, heirathen wollte.

Indeß ich mich mit meinem Clienten in der Hauptſtadt befand, arrangirte ſich das Frauenzimmer mit ihrem neuen Bräutigam auf eine Art, die alle unſere Schritte unnütz machte.

Der Prozeß änderte ſeine Geſtalt, und hätte ernſthaft werden können. Wir gaben alſo den Vorſchlägen, die uns gethan wurden, Gehör. Das

Frauenzimmer war reich, und die Sache wurde in der Güte beygelegt.

Bey meiner Rückkunft nach Piſa rief mich eine andere Rechtsſache nach Lucca. Es war mir lieb, daß ich bey dieſer Gelegenheit dieſe Republik zu ſehen bekam, die weder groß noch mächtig, aber reich und angenehm iſt, und ſehr weiſe regiert wird.

Ich nahm meine Frau mit, und wir brachten dort ſechs Tage auf die angenehmſte Weiſe von der Welt zu. Es war Anfang May's. Der Tag der Erfindung des heiligen Kreuzes iſt das Hauptfeſt dieſer Stadt. In der Cathedralkirche befindet ſich ein Bild unſers Erlöſers, das man il volto ſanto (das heilige Bild) nennt, und an dieſem Tage mit der größten Pracht, und unter einer ſo zahlreichen Vokal- und Inſtrumentalmuſik zur Schau legt, daß ich niemals, weder in Rom noch in Venedig, etwas ähnliches geſehen habe.

Es exiſtirt eine Stiftung von einem reichen Einwohner aus Lucca, die befiehlt, daß man an dieſem Tage alle Tonkünſtler, die ſich nur melden, bey der Cathedralkirche annehmen, und ſie, nicht nach Verhältniß ihrer Talente, ſondern nach dem Verhältniß der Weite des Weges, den ſie gemacht

haben, bezahlen muß. Dieſe Belohnung iſt nach einem gewiſſen Preis für die Meile oder Stunde beſtimmt.

Dieſe Muſik war, wie man denken kann, mehr rauſchend und lärmend, als angenehm. Deſto beſſer war die Oper beſtellt, die man um dieſelbe Zeit in Lucca gab. Die reizende Gabrielli verſchönerte dieſes harmoniſche Schauſpiel. Sie war immer guter Laune, denn der berühmte Guadagni, der auf der Bühne und im Schlafgemach ihr Held war, hatte den Eigenſinn dieſer Virtuoſin der Gewalt der Liebe unterworfen. Er machte, daß ſie alle Tage ſang, und daß das Pulikum, das gewohnt war, ſie immer mürriſch und mit jedermann ſo unzufrieden zu ſehen, als jedermann es mit ihr war, nun ihrer ſchönen Stimme und ihres ganz eigenen Talents auf das vollkommenſte genießen konnte.

Meine Geſchäfte waren nunmehr beendigt, meine Neugierde befriedigt, und doch verließ ich ſehr ungern dieſes ſchätzenswürdige Land, welches jezt unter dem Schutze des Kaiſers einer ruhigen Freiheit genießt, und ſich der ſtrengſten Polizey und der genauen Ausübung heilſamer Geſetze befleißigt.

Bey dieſer Gelegenheit nun auch noch einen andern intereſſanten Theil von Toſcana zu ſehen, und meiner Frau ſehen zu laſſen, ging ich durch das Gebiete von Peſcia, Piſtoja und Prato.

Es muß nirgend ſchöner gelegene Hügel, beſſer angebautes Land, und lachendere, anmuthigere Fluren geben, als hier; und wenn Italien der Garten von Europa iſt, ſo iſt Toſcana der Garten von Italien.

Einundfunfzigſtes Kapitel.

Meine Rückkehr nach Piſa. Ankunft meines Schwagers aus Genua. Er nimmt meine Frau mit ſich dahin. Unannehmlichkeiten in meinem Beruf. Mein Eifer erkaltet. Sonderbare Unterredung mit einem Schauſpieler. Ein neues auf ſein Verlangen verfertigtes Stück. Meine Reiſe nach Livorno.

Ein paar Tage nach meiner Ankunft in Piſa traf der ältere Bruder meiner Frau aus Genua ein. Er hatte von der Familie den Auftrag, uns an unſer gegebenes Verſprechen, ſie zu beſuchen, zu erinnern.

Ich hatte mich zweymal in Geſchäften von meinem Kabinet entfernt, deſto weniger durfte ich mich ein drittesmal, blos zu meinem Vergnügen, entfernen. Meine Frau ſagte nichts, aber ich kannte ihre Sehnſucht, ihre Familie wiederzuſehen, und konnte mir den Verdruß meines Schwagers leicht vorſtellen, wenn er ſich genöthigt ſähe, allein zurückzukehren. Ich richtete alſo die Sachen zu unſer aller Zufriedenheit ſo ein, daß meine Frau mit ihrem Bruder nach Genua ging, und ich allein und ruhig bey meinen Geſchäften im Kabinette blieb.

Ich hatte vor allen Tribunalen der Stadt zu thun, und Clienten aus allen Ständen. Edelleute vom erſten Range, die reichſten Bürger, die angeſehenſten Handelsleute, Geiſtliche, Mönche, reiche Pachter, ſogar einer von meinen Collegen, der mich, als er in einen Criminalprozeß verwickelt wurde, zu ſeinem Defenſor wählte.

Auf dieſe Weiſe war die ganze Stadt für mich: wenigſtens glaubte es jedermann, und ich glaubte es ſelbſt ſo lange, bis ich die Erfahrung machte, daß ich mich betrogen habe. Freundſchaft und Achtung hatten mich in den Herzen einzelner Perſonen naturaliſirt, allein wenn dieſelben Individuen als Ein Körper handelten, betrachtete man mich immer noch als einen Fremden.

Um dieſe Zeit ſtarb ein alter Advokat in Piſa, der, nach Landesgebrauch, beſoldeter Syndicus von verſchiedenen religiöſen Gemeinheiten, Künſtlerinnungen und Handwerkszünften und mehrern Häuſern in der Stadt geweſen war. Dieß brachte ihm zuſammen an Wein, Korn, Oel und Geld eine ziemliche Summe ein, und verſchaffte ihm überdieß freye Wohnung.

Ich ſuchte nach ſeinem Tode um alle dieſe Stellen an, in der Hofnung, wenigſtens einige davon

von zu erhalten: allein die Piſaner erhielten ſie alle, der Venetianer nicht eine einzige.

Man ſuchte mich dadurch zu tröſten, daß man mir ſagte, ich wäre erſt drittehalb Jahr in Piſa, da meine glücklichern Mitwerber wenigſtens ſchon ſeit vier Jahren ſich um die Anwartſchaft auf die Aemter dieſes alten Mannes beworben hätten. Sie wären größtentheils ſchon längſt verſagt geweſen, dafür aber würde man gewiß bey der erſten Gelegenheit an mich denken.

Alles das konnte wahr ſeyn: aber von zwanzig ledigen Stellen auch nicht eine für mich! Dieſer Vorfall machte mich mismuthig, und kühlte meinen Eifer ſo ab, daß ich mein Amt in der Folge nur als ein kurzes, einſtweiliges Etabliſſement betrachtete.

Eines Tages, als ich in Betrachtungen vertieft auf meinem Zimmer ſaß, meldete man einen Fremden an, und ich ſah einen ſechs Fuß hohen, und nach Verhältniß dicken und ſtarken Mann, mit einem Rohre in der Hand, und einem runden engliſchen Hute, über den Saal kommen.

Er trat mit abgemeſſenen Schritten in mein Kabinet: ich ſtand auf, er aber gab mir durch eine ausdrucksvolle Geberde zu verſtehen, daß ich mich nicht geniren möchte. Er trat näher, ich

hieß ihn niederſetzen, und ſo erhob ſich folgendes Geſpräch.

„Mein Herr,“ ſagte er, „ich habe nicht die „Ehre, von Ihnen gekannt zu ſeyn; aber meinen „Vater und Onkel in **Venedig** müſſen Sie ken„nen. Ich bin Ihr gehorſamer Diener **Dar„bes**.“ — „Wie? Herr **Darbes**? Der Sohn „des friauliſchen Poſtdirektors? Das Kind, das „man für verloren achtete, das man ſo lange ge„ſucht und beweint hat?“ — „Ja, mein Herr, „der verſchwenderiſche, ausſchweifende Sohn, der „ſich noch nicht zu den Füßen ſeines Vaters gewor„fen hat.“ — „Warum zögern Sie, ihm dieſe „Freude zu machen?“ — „Meine Familie, meine „Aeltern, mein Vaterland ſollen mich nicht an„ders, als mit Lorbeern gekrönt, wiederſehen...“ „Und was ſind Sie?“

Bey dieſen Worten ſtand er auf, ſchlug mit der Hand auf ſeinen runden, anſehnlichen Bauch, und ſagte mit einem Tone, der aus Stolz und Scherz zuſammen geſezt war: „Herr, ich bin ein „Schauſpieler.“ — „Jedes Talent,“ erwiederte ich, „verdient geſchäzt zu werden, wenn derjenige, „der es beſitzt, ſich auf irgend eine Art auszeich„net.“ — „Ich bin,“ ſagte er, „der Pantalon „bey der Geſellſchaft, die jezt in **Livorno** iſt, und

„nicht der ſchlechteſte unter meinen Kameraden; „wenigſtens drängt ſich das Publikum zu den „Stücken, in denen ich auftrete. **Medebac**, „unſer Directeur, iſt mir hundert Meilen nach- „gereiſt, um mich ausfindig zu machen. Mit Ei- „nem Worte, ich mache meinen Aeltern, meinem „Vaterland und meiner Profeſſion keine Schande „und ohne mich zu rühmen,“ (hier ſchlug er noch einmal auf ſeinen Bauch) „**Sarelli** iſt todt, aber „**Darbes** erſezt ihn.“

Ich wollte ihm ein Compliment hierüber ma- chen, allein er nahm eine ſo komiſche Stellung an, daß ich mich des Lachens nicht enthalten, und nichts vorbringen konnte.

„Nicht aus eitler Ruhmſucht,“ fuhr er fort, „habe ich Ihnen alle Vorzüge, deren ich in mei- „ner Lage genieße, hergerechnet; allein ich bin „ein Schauſpieler, ich ſpreche mit einem Dichter, „und bedarf ſeiner ⸗ ⸗ ⸗“ — „Wie,“ fiel ich ihm ins Wort, „Sie bedürfen meiner?“ — „Ja, „denn ich komme, Sie um ein neues Stück zu „bitten. Ich habe meinen Kameraden ein Stück „von **Goldoni** verſprochen, und ich will meinen „Kameraden Wort halten.“

„Das wollen Sie?“ ſagte ich lachend. — „Ja, mein Herr, ich kenne Sie dem Rufe nach.

„Ich weiß, daß Sie eben ſo dienſtfertig, als ge„ſchickt ſind. Sie ſchlagen mirs nicht ab.“ — „Ich habe Beſchäftigungen, ich kann nicht.“ — „Allen Reſpekt für Ihre Beſchäftigungen. Sie „ſollen ganz freye Hände haben, **wann** und „**wie**.“

Mitten im Sprechen griff er nach meiner Doſe, nahm eine Priſe Tabak heraus, ließ ein paar Dukaten hineinfallen, machte ſie dann wieder zu, und ſezte ſie mit einer von den Geberden auf den Tiſch, die das Anſehn haben, als wenn ſie das verſtecken wollten, was man gern ſehen laſſen will, Ich machte die Doſe auf, und bezeigte wenig Gefallen an dieſem Scherze. „Um Verzeihung, um „Verzeihung,“ ſagte er, „werden Sie nicht böſe. „Es ſoll blos etwas auf Abſchlag für das Papier „ſeyn.“ Ich wollte das Geld zurückgeben, er lehnte es aber durch eine Menge tiefer Reverenzen und ſeltſamer Lazzi's ab, ſtand auf, ging rückwärts nach der Thüre, machte ſie auf, und verſchwand.

Was ſollte ich unter dieſen Umſtänden thun? Ich wählte, wie mich dünkt, das klügſte, ſchrieb dem **Darbes**, daß er auf das verlangte Stück rechnen könne, und bat ihn, mir zu ſagen, ob er

die Rolle des Pantalon mit oder ohne Maſke verlange.

Seine Antwort blieb nicht lange aus. In einem Briefe konnte er freylich keine Poſturen und Verdrehungen anbringen, deſto reicher war er an andern Sonderbarkeiten.

„Ich werde alſo," ſchrieb er unter andern, „ein Stück von Goldoni bekommen. Dieß ſoll „die Lanze und der Schild ſeyn, mit denen ich alle „Theater in der Welt zum Kampf herausfodern „will. . . . Wie glücklich bin ich nicht! Ich habe „mit meinem Directeur um hundert Dukaten ge„wettet, daß ich ein Stück von Goldoni bekom„men wollte: wenn ich die Wette gewinne, ſo muß „der Directeur zahlen, und das Stück iſt mein. . . . „Ich bin noch jung, und wenig bekannt, und „doch traue ich mir nunmehr in Venedig die „Pantalons Rubini auf dem St. Lucas- und „Corrini auf dem St. Samuel-Theater zum „Wettſtreit aufzufodern. Ich gehe, dem Fer„ramonti in Bologna die Spitze zu bieten, dem „Paſini in Mailand, dem Bellotti, genannt „Tiziani in Toſcana, ja ſelbſt dem Gollinetti „in ſeiner Entfernung vom Theater, und dem Ga„relli im Grabe."

Am Ende ſagte er noch, daß er wünſche, die Rolle eines jungen Menſchen ohne Maſke zu haben, und ſchlug mir zum Muſter ein altes, unregelmäßiges Luſtſpiel vor, das den Titel Pantalon Paroncin führt.

Das Wort Paroncin entſpricht ſowohl in einer wörtlichen Ueberſetzung als dem Charakter des Subjekts zufolge, genau dem franzöſiſchen Petit-Maitre: denn Paron bedeutet im venetianiſchen Dialekt eben das, was Patrone im Toſcaniſchen und Maitre im Franzöſiſchen bedeutet: und Paroncin iſt das Diminutiv von Paron und Patrone, wie Petit-Maitre es von Maitre iſt.

Die venetianiſchen Paroncini ſpielten zu meiner Zeit dieſelbe Rolle in Venedig, welche die Petit-Maitres in Paris ſpielten; allein es ändert ſich alles.

Jezt giebt es weder in Venedig Paroncino's, noch in Paris Petit-Maitres mehr.

Das Stück, das ich für Darbes verfertigte, erhielt die Aufſchrift Tonin Belin Gratia, das man durch Toinet-le-Gentil ins Franzöſiſche überſetzen könnte. *)

*) Der deutſche Ausdruck, der dieſen beiden am nächſten kömmt, wäre wohl: Schön Antonchen.

In drey Wochen war ich mit dieſer Arbeit fertig, und brachte ſie ſelbſt nach Livorno. Ich war ſehr bekannt in dieſer Stadt, die nur vier Stunden von Piſa liegt, und hatte Freunde, Clienten und Correſpondenten hier. Darbes, dem ich von meiner Ankunft im voraus Nachricht gegeben hatte, beſuchte mich in dem Gaſthofe, wo ich logirte. Ich las ihm mein Stück vor, er ſchien ſehr damit zufrieden, und ſtellte mir, unter einer Menge Ceremonien, Reverenzen und abgebrochenen Worten, artig genug, die ganze Wette zu, die er von dem Directeur gewonnen hatte. Meinem Dank auszuweichen, entfernte er ſich unter dem Vorwande, das Stück dem Directeur mitzutheilen.

Von dieſem Stücke werde ich bey Gelegenheit ſeines Debüts in Venedig weiter reden; jezt habe ich meine Leſer mit etwas intereſſanterm zu unterhalten.

Zweyundfunfzigſtes Kapitel.

Beſuch des Herrn Medebac, der mich abholt, den Mittag bey ihm zu ſpeiſen. Porträt der Madam Medebac. Ich ſehe mein Luſtſpiel la Donna di Garbo zum erſtenmale. Zergliederung dieſes Stücks. Ich engagire mich bey Medebac. Mein Abſchied in Piſa. Meine Abreiſe.

Nach der Unterredung, die ich mit **Darbes** gehabt hatte, ſah ich nach der Uhr. Es hatte zwey geſchlagen, und war zu ſpät, mich bey einem meiner Freunde zu Gaſte zu bitten; ich foderte alſo in meinem Gaſthofe eine Mahlzeit.

Man deckte eben die Tafel, als ſich Herr **Medebac** melden ließ. Er kam herein, überhäufte mich mit Höflichkeiten, und bat mich, bey ihm zu eſſen. Man trug die Suppe eben auf, ich dankte ihm alſo. **Darbes** aber, der mit dem Directeur zurückgekommen war, griff nach meinem Hut und Stock, und gab mir ſie in die Hand. Auch **Medebac** beſtand auf ſeiner Bitte: **Darbes** faßte mich am linken, **Medebac** am rechten Arm, und ſo nahmen ſie mich mit ſich fort.

Im Hauſe des Directeurs empfing uns Madam **Medebac** an der Thüre des Vorzimmers, Dieſe ſowohl ihrer Sitten als ihrer Talente wegen

ſchätzenswürdige Schauſpielerin war jung, artig und wohlgebaut. Mein Empfang konnte nicht freundlicher und freundſchaftlicher ſeyn. Wir ſez-ten uns zu Tiſche, zu einem Familienmahl, das nicht prächtig, aber auserleſen war.

Man hatte für heute eine Farſſe angekündigt, aus Galanterie für mich aber ließ man andere Zeddel anſchlagen, und gab Griſelda, mit dem Zuſatz, ein Trauerſpiel vom Herrn Goldoni. Ob nun gleich dieſes Stück nichts weniger, als ganz von mir war, ſo ſchmeichelte es doch meiner Eigenliebe ein wenig, und ich begab mich in die für mich beſtimmte Loge.

Madam Medebac ſpielte die Rolle der Griſelda zu meiner großen Zufriedenheit. Ihre natürliche Schönheit, ihre rührende Stimme, ihre Einſicht, ihr Spiel, machten ſie in meinen Augen zu einer achtungswürdigen Schauſpielerin, und ſezten ſie weit über alle, die ich noch gekannt hatte, hinweg.

Allein für den folgenden Tag ſtand mir noch ein größeres Vergnügen bevor. Man gab la Donna di Garbo, die brave Frau, die bis jezt mein Lieblingsſtück geweſen war.

Ich verfertigte dieſes Stück in Venedig für Madam Baccherini. In Genua ſollte ich es

zum erſtenmale geben ſehen, die Aktriſſe ſtarb aber vor der Vorſtellung, und meine Reiſe nach Genua unterblieb. Heut war es alſo das erſtemal, daß die brave Frau vor meinen Augen auftrat. Wie groß war mein Vergnügen, ſie und ſo gut geſpielt zu ſehen!

Hier iſt der rechte Ort, die Zergliederung dieſes Stücks, die ich oben im dreyundvierzigſten Kapitel verſprochen habe, einzurücken.

Roſaura, die Tochter einer Spitzenwäſcherin in Pavia, ſah bey ihrer Mutter viele Studenten und einige Profeſſoren der Akademie, war in einer günſtigen Lage, ihre Talente für die Wiſſenſchaften auszubilden, und zugleich ſich ein anſtändiges Etabliſſement zu verſchaffen. Sie ward von einem jungen Menſchen betrogen, der ihr alles verſprach, und ſie hernach für eine andere verließ.

Roſaura geht ihrem Geliebten nach, kömmt noch vor ihm an, tritt durch Hülfe eines Bedienten, den ſie kennt, als Kammerfrau in die Dienſte der Schwägerin ihres Ungetreuen, bemüht ſich, jedermann auf ihre Seite zu bringen, und wirklich gelingt es ihr, die ganze Familie in ihr Intereſſe zu verwickeln. Der Vater iſt ein Advokat, und ſi'iſt mit dem römiſchen Rechte und der gerichtlichen Praxis bekannt.

Der älteſte Sohn hat die Lottoſucht, und Roſaura ſchwazt ihm von den Phaſen des Mondes, von Influenzen, Conſtellationen, Träumen, von Cabbala und Combinationen vor.

Die Frau iſt kokett: Roſaura lehrt ihr eine Menge Künſte, durch die ſie ihre Reize in ein weit vortheilhafteres Licht ſezt.

Die Tochter hat eine heimliche Leidenſchaft, Roſaura wird es gewahr, lockt ihr das Geheimniß ab, verſpricht ihr ihren Beyſtand, flößt dem furchtſamen Liebhaber Muth ein, und dringt in ihn, um ihre Vereinigung anzuhalten.

Brighella iſt ein ſchlauer Bedienter: ſie aber übertrifft ihn an Ränken. Harlekin iſt ein tölpelhafter Bedienter, ihm zu Gefallen begeht ſie eine Menge Affenſtreiche. Sie amüſirt dieſe, ſchmeichelt jene, aber ihr Hauptzweck iſt, den Herrn des Hauſes zu gewinnen, und es glückt ihr ſo wohl, daß er ſie ſelbſt heirathen will.

Florindo kömmt endlich an; (dieß iſt der Name des treuloſen Liebhabers.) Der Vater erklärt ſeine Neigung und ſeinen Plan. Der Sohn widerſezt ſich. Er ſoll die Gründe ſeiner Widerſezlichkeit angeben, und ſieht ſich genöthigt, ſeine Verbindung mit der Kammerfrau ſeiner Schwägerin zu entdecken. Der Vater ſieht die Unmöglichkeit,

ſie zu heirathen, und nöthigt nun ſeinen Sohn, der jungen Perſon, die er betrogen hat, Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, und ſein gegebenes Wort zu halten.

Florindo will ſich nicht geben: aber jedermann iſt gegen ihn. Er erröthet, ergiebt ſich, und heirathet ſie.

So trägt endlich Roſaura den Sieg davon. Iſt ſie aber auch eine brave Frau? Dieſer Titel hat viel Kritiken veranlaßt, und doch habe ich ihn nicht geändert. Roſaura rechtfertigt ſich am Ende des Stücks ſelbſt.

Jedermann, ſagt ſie, hat mich bis jezt ein braves Frauenzimmer genannt, weil ich die Kunſt beſaß, ihren Leidenſchaften zu ſchmeicheln, und weil ich mich in ihren Charakter und in ihren Geſchmack zu finden wußte. Ich geſtehe, daß dieſer Titel mir nicht gebührt. Ich hätte, um ihn zu verdienen, aufrichtiger und weniger verführeriſch ſeyn müſſen.

Iſt ſchon Roſaura das ganze Stück hindurch blos ein verſchlagenes und liſtiges Mädchen geweſen, ſo wird ſie doch durch ihre lezten Worte ein vernünftiges, braves Mädchen.

Man fand noch etwas anders an meinem Stück auszuſetzen. Man ſagte, Roſaura iſt für ein Frauenzimmer zu gelehrt. In dieſem Punkte gab

ich meine Vertheidigung in die Hände des ſchönen Geſchlechts, und viele von ihnen widerlegten durch ihr eigenes Beyſpiel dieſen ungerechten und ungegründeten Einwurf.

Die Aufführung dieſes Stücks hatte meinen vollen Beyfall, und ich machte dem Herrn und der Madam Medebac mein Compliment darüber. Dieſer Mann, der meine Arbeiten kannte, und dem ich alle Unannehmlichkeiten, die ich in Piſa erfahren müſſen, erzählt hatte, that mir einige Tage darauf ſehr ernſthafte und für mich ſehr intereſſante Vorſtellungen. Es iſt unumgänglich nothwendig, daß ich ſie meinen Leſern in der Kürze mittheile, denn dieſe Unterredung mit Medebac bewog mich, das Geſchäfte, das ich drey Jahr über getrieben hatte, aufzugeben, und den verlaſſenen Weg wiederum zu betreten.

„Wenn Sie," ſagte Medebac, „entſchloſſen „ſind, Toſcana zu verlaſſen, und in den Schoos „Ihrer Landsleute, Anverwandten und Freunde „zurückzukehren, ſo will ich Ihnen einen Plan mit„theilen, der Ihnen wenigſtens beweiſen wird, wie „hoch ich Ihre Perſon und Ihre Talente ſchätze. „Es giebt, wie Sie wiſſen, in Venedig zwey „Theater, auf welchen Luſtſpiele gegeben werden: „ich verſpreche Ihnen, ein drittes auszumachen,

„es auf fünf oder ſechs Jahr zu pachten, wenn Sie „mir die Ehre erzeigen wollen, für mich zu arbeiten.“

Der Antrag kam mir ſehr ſchmeichelhaft vor, und es koſtete überhaupt wenig Mühe, mich in den Tempel Thaliens zu locken. Ich dankte dem Directeur für das gütige Zutrauen, das er in mich ſetze, und nahm den Vorſchlag an. Wir machten die Bedingungen, und der Contract wurde auf der Stelle aufgeſezt.

Doch unterzeichnen that ich ihn noch nicht, da ich meiner Frau, die noch nicht wieder zurück war, erſt ein Wort davon ſagen wollte. Zwar kannte ich ihre Nachgiebigkeit, allein ich war ihr dieſen Beweis von Achtung und Freundſchaft ſchuldig. Sie kam, billigte meinen Plan, und ich ſchickte die Unterſchrift nach Livorno.

Und ſo ſtanden meine Muſe und meine Feder im Sold einer Privatperſon. Franzöſiſche Schriftſteller werden vielleicht ein ſolches Engagement ſonderbar finden. Ein Gelehrter, wird man ſagen, muß frey ſeyn, und alle Abhängigkeit und allen Zwang verachten.

Wenn dieſer Gelehrte wohlhabend iſt, wie Voltaire, oder ein Cyniker, wie Rouſſeau, ſo habe ich nichts dagegen einzuwenden: iſt er aber einer von denen, die einen Theil von der Einnahme und dem Gewinn des Druckes nicht verſchmähen,

ſo bitte ich ihn um die Gefälligkeit, meine Recht- fertigung anzuhören.

Der höchſte Preis für den Eintritt in die Ko- mödie überſteigt in Italien nicht einen römiſchen Paoli, d. i. zehn franzöſiſche Sous.

Es iſt wahr, diejenigen, die in die Logen ge- hen, bezahlen noch einmal ſo viel, allein die Logen ſind abonnirt, und die übrige Einnahme beträgt ſo wenig, daß es ſich für den armen Autor nicht der Mühe lohnen würde, den Fuß darum aufzu- leben.

In Frankreich giebt es eine Menge Unter- ſtützungen für Gelehrte und Leute von Genie, Ge- ſchenke vom Hof, Penſionen und andere Wohltha- ten des Königs. In Italien findet nichts von alle dem Statt, und daher kömmt es, daß diejenigen Perſonen, die vielleicht am erſten dazu gemacht wä- ren, vortrefliche Geiſteswerke zu liefern, in Träg- heit und einer Art von Lethargie verſchmachten.

Bisweilen gerathe ich in Verſuchung, mich als eine Art von Phänomen zu betrachten. Ohne Ue- berlegung habe ich mich dem komiſchen Genius über- laſſen, der mich mit ſich hinriß: drey- bis viermal habe ich die herrlichſten Gelegenheiten, mein Glück zu machen, verſäumt, und bin immer von neuem in dieſelbe Schlinge gefallen. Doch müßte ich hi-

gen, wenn ich ſagen wollte, es thäte mir leid. Vielleicht würde ich ſonſt allenthalben ein bequemeres Auskommen gehabt, aber ſchwerlich würde ich vergnügter gelebt haben.

Ich war ſehr zufrieden mit meiner Lage und mit den Bedingungen, die Medebac eingegangen war. Meine Stücke wurden angenommen, ohne daß ich nöthig hatte, ſie nur vorzuleſen, und wurden bezahlt, ohne den Erfolg abzuwarten. Eine einzige Vorſtellung brachte mir ſo viel wie funfzig ein. Wandte ich indeß mehr Aufmerkſamkeit und Fleiß auf meine Arbeiten, als ich nöthig zu haben ſchien, ſo war es die Ehre, die mich anſpornte, und der Ruhm, der mich belohnte.

Es war im Monat September, daß ich meinen Contract mit Medebac machte, und im Monat April des folgenden Jahres ſollte ich ihn erſt in Mantua aufſuchen: ich hatte alſo ſechs volle Monate Zeit, meine Geſchäfte in Piſa in Ordnung zu bringen; meine angefangenen Prozeſſe auszuführen, diejenigen, die ich nicht fortſetzen konnte, andern zu überlaſſen; von meinen Richtern und Clienten Abſchied zu nehmen, und der Akademie der Arkadier ein poetiſches Lebewohl zu ſagen. Ich erfüllte alle meine Schuldigkeiten, und reiſte nach Oſtern von Piſa ab.

Drey=

Dreyundfunfzigſtes Kapitel.

Mein Abſchied von Florenz. Der Sibillone, eine litterariſche Beluſtigung. Meine Abreiſe von Toſkana, das ich ungern verließ. Weg über die Apenninen. Und durch Bologna und Ferrara. Meine Ankunft in Mantua. Unbequemlichkeiten. Abreiſe nach Modena. Beſorgung meiner Angelegenheiten bey der herzoglichen Bank. Reiſe nach Venedig.

Ehe ich Toſkana verließ, wollte ich doch vorher noch einmal Florenz, die Hauptſtadt des Landes, ſehen.

Ich machte den Perſonen von meiner Bekanntſchaft die Abſchiedsviſiten, und man ſchlug mir vor, in die Akademie der Apathiſten zu gehen. Sie war mir nicht unbekannt, aber jezt war die Rede von dem Sibilone, einer gelehrten Beluſtigung, die man von Zeit zu Zeit anzuſtellen pflegt, und der ich noch nicht beygewohnt hatte.

Der Sibilone, oder die groſſe Sibille iſt nichts anders, als ein Kind von zehn bis zwölf Jahren, das man mitten im Saale der Verſammlung auf eine Art von Kanzel ſtellt. Aus der Zahl der Umſtehenden wird auf gerathewohl eine Perſon gewählt, die irgend eine Frage an dieſe junge Si-

bille thut. Das Kind muß auf der Stelle ein Wort ausſprechen. Dieſes iſt das Orakel der Prophetin, die Antwort auf die vorgelegte Frage.

Dieſe Antworten, dieſe Orakelſprüche, die ein junger Schüler, ohne daß er Zeit hat, die mindeſte Ueberlegung anzuſtellen, giebt, haben gewöhnlich nicht den geſunden Menſchenverſtand. Dafür ſteht nun neben der Sibille ein Akademiker, der hervortritt und behauptet, das Orakel habe ſehr gut geantwortet, und der es über ſich nimmt, deſſen Ausſpruch auf der Stelle zu erläutern.

Um dem Leſer einen Begriff zu geben, wie weit die Einbildungskraft und Kühnheit eines witzigen Italieners ſich erſtreckt, will ich hier von der Frage, von der Antwort, und der Erläuterung, die ich eben zu hören bekam, Rechenſchaft geben.

Ein anweſender Fremder legte der Sibille die Frage vor, und bat ſie, ihm zu ſagen: woher es käme, daß die Weiber öfter und leichter weinten als die Männer? — Die ganze Antwort der Sibille beſtand in dem einzigen Worte: Stroh. Der Ausleger nahm nun das Wort, wendete ſich gegen den Urheber der Frage, und behauptete, der Orakelſpruch hätte nicht entſcheidender und befriedigender ausfallen können.

Dieſer gelehrte Akademiker, ein großer und ſtarker Abbee von ungefähr vierzig Jahren, mit einer hellen, angenehmen Sprache, hielt eine Rede, die gut drey Viertelſtunden dauerte. Er analyſirte alle leichten und dünnen Pflanzen, und bewies, daß Stroh die hinfälligſte unter allen wäre. Vom Stroh ging er auf die Weiber über, und entwarf mit eben ſo viel Geſchwindigkeit als Klarheit eine Art von anatomiſchen Verſuch über den menſchlichen Körper. Er entdeckte die Quelle der Thränen bey beiden Geſchlechtern: er bewies die Zärtlichkeit der Fibern bey dem einen, und ihre Feſtigkeit bey dem andern Geſchlechte. Er beſchloß mit einer Schmeicheley für die anweſenden Damen, indem er der Schwäche die Vorzüge der größern Empfindſamkeit gab, und ſich wohl hütete, der kleinen erzwungenen Thränen, die den Damen, wenn ſie wollen, zu Gebote ſtehen, zu erwähnen.

Ich geſtehe, daß mich dieſer Mann in Erſtaunen ſezte. Es iſt unmöglich mehr Wiſſenſchaft, mehr Gelehrſamkeit und Präciſion bey einem Gegenſtande anzuwenden, der alles deſſen ſo wenig fähig ſcheint. Freylich läuft manches Erkünſtelte und Gezwungene mit unter, und das Ganze iſt ſo ziemlich in dem Geſchmack des chef d'oeuvre d'un

inconnu *): doch iſt es nicht weniger richtig, daß dieſe ſeltenen Talente Achtung verdienen, und daß ihnen nichts als Aufmunterung fehlt, ſich auf nützliche Gegenſtände zu appliciren, und ihre Namen auf die Nachwelt zu bringen.

Als ich in mein Quartier zurückkam, fand ich einen Brief und den Wagen, den ich aus Piſa erwartet hatte. Meine Koffer ſtanden auf dem Zollhauſe in Florenz, ich ſchickte ſie den folgenden Tag von da nach Bologna, und folgte ihnen gleich nach.

Von dem Thore der Stadt, die ich ungern verließ, bis nach Capagiuolo, ein Luſthaus des Großherzogs, ſieben Meilen von der Hauptſtadt, genoß ich noch des Anblicks der angenehmen Gegenden und des induſtriöſen toſcaniſchen Landbaues; ſobald

*) Eine Anſpielung auf die berühmte Satyre des Saint Hyacinthe, oder, wie er eigentlich heißt, de Belaire, das chef d'oeuvre d'un Inconnu, poeme heureuſement decouvert & mis au jour avec des remarques ſavantes & recherchées par Mr. le Docteur Chriſoſtome Matanaſius, à la Haye 1714. 8. Eine blutige Satyre auf die pedantiſchen Commentatoren, die bey jeder unbedeutenden Veranlaſſung, die oft nicht ein Wort verdiente, alles mit der Sache in Verbindung ſtehende und nicht in Verbindung ſtehende zuſammenſchleppen.

wir aber an den Fuß der Apenninen kamen, bemerkte ich eine auffallende Veränderung im Boden, in der Luft und der ganzen Natur. Mit nicht ſehr angenehmen Vergleichungen erſtieg ich die drey hohen Berge, den Giogo, den Uccellatojo und die Raticoſa, wobey mir der Wunſch aufſtieg, daß doch die Florentiner und Bologneſer auf ein Mittel denken möchten, dieſen ſteilen unangenehmen Weg, der die Communication zwiſchen zwey ſo merkwürdigen Ländern erſchwert, zugänglicher zu machen. Wie ich hörte, ſo wurde dieſer fromme Wunſch einige Zeit hernach erfüllt.

Wir kamen in **Bologna** an, wo wir niemand ſahen, ſondern der Ruhe pflegten, die wir ſo nöthig hatten. Nach vierundzwanzig Stunden ſezten wir unſern Weg fort, und kamen mit Ende Aprils in Mantua an.

Medebac, der mich mit Ungeduld erwartete, und auf das freundſchaftlichſte empfing, hatte mir ein Quartier bey Madam Balletti beſorgt. Dieſe Perſon war eine alte Schauſpielerin, die unter dem Namen Favoletta, in Soubrettenrollen ſich ausgezeichnet hatte; nun, nach ihrer Entfernung vom Theater, ein ziemlich bequemes Leben genoß,

und in ihrem fünfundachtzigſten Jahre noch einige Spuren von ihrer Schönheit und einen lebhaften Schimmer ihres anmuthigen Geiſtes erhalten hatte.

Sie war die Stiefmutter der Demoiſell **Silvia**, der Zierde der italieniſchen Komödie in **Paris**, und die Großmutter des Herrn **Balletti**, den ich in **Venedig** als einen vortreflichen Tänzer kennen lernte, und der ſich in der Folge in **Paris** als ein einſichtsvoller Schauſpieler hervorthat.

Ich brachte einen Monat in **Mantua**, aber nicht in den beſten Geſundheitsumſtänden, und faſt immer im Bette zu. Die Luft dieſes ſumpfigten Landes war mir nicht zuträglich. Der Directeur bekam hier zwey neue Luſtſpiele, die ich für ihn verfertigt hatte. Sie ſchienen ganz in ſeinem Geſchmacke zu ſeyn, und er war ſehr zufrieden, daß ich einſtweilen nach **Modena**, wo er den Sommer zuzubringen dachte, vorausgehen und ihn dort erwarten wollte. Hieran that ich ſehr wohl; denn auf der erſten Poſtſtation fühlte ich mich ſchon um vieles beſſer, und kam vollkommen geſund in **Modena** an.

Der Krieg war geendigt. Der Infant Don Philipp hatte die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guaſtalla erhalten, und der Herzog von Modena befand ſich wieder in ſeinen Staaten. Die herzogliche Bank trug ihren Gläubigern einen Vergleich an: es war mir ſehr angenehm, an Ort und Stelle zu ſeyn, und mein Intereſſe ſelbſt beſorgen zu können.

Zu Ende des Julius kam Medebac mit ſeiner Truppe nach Modena. Hier gab ich ihm das dritte Stück. Den Debût meiner Neuigkeiten aber verſparte ich für Venedig.

Dort hatte ich den Grundſtein zu einem italieniſchen Theater gelegt, und dort wollte ich auch an dem Bau dieſes neuen Gebäudes arbeiten. Ich hatte keine Nebenbuhler zu beſtreiten, aber Vorurtheile die Menge zu überwinden.

Wenn der Leſer die Gefälligkeit gehabt hat, mir bis hieher zu folgen, ſo darf ich hoffen, daß die Gegenſtände, mit denen ich ihn nun zu unterhalten gedenke, ihn vielleicht bewegen werden, mir auch für das Folgende ſein

Wohlwollen und ſeine Aufmerkſamkeit zu ſchenken.

Mein Styl wird ſich immer gleich bleiben, ohne Schmuck, ohne Anſprüche; aber belebt ſeyn von dem Eifer für meine Kunſt, und eingegeben von der Wahrheit.

Ende des erſten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek München

XXXX (1-3) V.95

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goldoni, Carlo,

Goldoni über sich selbst und die Geschichte seines Theaters

Bd.: 1

Leipzig (1788)

Biogr. 464-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10063508-2
VD18 80094414